Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —

Für ein halbe's Jahr mit. . fl. 3. —

Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.

Für einen Monat mit . . . — 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich. . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —

Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —

Für einen Monat . . . . fl. 1. —

Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Die
Erzählung des Hofraths.

Die

Erzählung des Hofraths.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1872.

Druck von Franz Sausen in Mainz.

Inhaltsverzeichniß.

Idyllisch.

Da wo der Park von Waldhaus aufhört und sich dem Felde und dem Walde anschließt, liegt das Försterhaus, ein kleines ganz unansehnliches Gebäude, weiß getüncht, die Hausthür in der Mitte, rechts zwei Fenster, links zwei Fenster mit kleinen Scheiben, und die innere Einrichtung der äußern Einfachheit entsprechend. Diese Behausung war etwas ganz Anderes als das idyllische Schweizerhaus, auf das Rosalba gerechnet hatte, weil im Schloß noch keine Stätte für sie war. Sintram hatte gesagt, es müsse erst ein Flügel ausgebaut werden. Ueber die Gesinnungen seiner Mutter hatte er geschwiegen. Er suchte zu glauben Rosalba's Erscheinung werde die Mutter besiegen, die Erfahrung, daß er des Widerstandes fähig sei, werde sie überhaupt geschmeidig und nachgiebiger machen und endlich werde das Glück seiner Ehe sie ganz und gar umstimmen. Viel=

leicht glaubte er das Alles wirklich. Die Leidenschaft besitzt eine gewaltige Kraft zum Verblenden und überdas gibt es Charactere, die immer in einem gewissen Nebel schwimmen und sich nie die Verhältnisse klar machen.

Die Baronin war tief unglücklich.

„Mein einziges Kind vergiftet meine alten Tage," sagte sie zu dem Baron, der in seiner Gutmüthigkeit fast weinend erwiderte:

„Ach, Minettchen, rede nicht so traurig. Er kann vielleicht recht glücklich werden und dann bist Du gewiß zufrieden."

„Er wird es aber nicht werden!" versetzte sie mit einer Bestimmtheit, als schließe sie ein Rechenexempel ab.

„Aber Minettchen, das müssen wir doch erst erleben."

„Nun und was dann?" fragte sie scharf.

„Dann? ja dann ist es freilich schlimm."

Daß diese Redensarten ihres guten Gatten ihr mehr Ungeduld als Trost gaben, ist begreiflich. Hätte sie wenigstens nicht Christiane von der Argen kennen gelernt! Doch die erste Person, die ihr entgegentrat, als sie in's Seebad nach der Insel Wight ging und bei Cowes landete, war Christiane am Arm ihres Vaters. Selbstverständlich fand nun ein täglicher Verkehr statt

und die Baronin überließ sich stiller Verzweiflung bei dem Gedanken, wie glücklich sich Alles gestalten könnte ohne Sintrams unselige Leidenschaft. Christiane war freilich nicht schön, nicht einmal hübsch zu nennen; der Mund war ein wenig zu groß, die Nase ein wenig zu lang, die Grazienlinie der Augen streifte ein wenig an den chinesischen Schnitt; — aber welche Frische, welche Anmuth, welcher Frohsinn stralte aus ihrem Blick, offenbarte sich in ihrem ganzen Wesen! Dazu diese kindliche Schmiegsamkeit in den Willen des Vaters, in die kleinen Launen der kränkelnden Mutter! Sie war das Ideal einer Schwiegertochter — und die Baronin, die äußerst zurückhaltend mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit war, konnte sich nicht enthalten, Christiane mit zärtlicher Wehmuth, wie ein unerreichbares Kleinod zu betrachten.

„Liebe Emerenz," sagte sie eines Tages zur Gräfin, „die Familie wird zu beneiden sein in welche einst Deine Christiane als Tochter eintreten wird."

Die Gräfin erschrak, weil sie dies für ein Vorspiel zur Werbung für Sintram hielt und sagte:

„Ach, beste Theophile, daran denken wir noch gar nicht. Christiane ist erst im siebzehnten Jahr, physisch zart und geistig unentwickelt."

Die Baronin verstand dies.

„Gib Dir keine Mühe, die liebliche Christiane herabzusetzen," fiel sie der Gräfin etwas herbe in's Wort; „denn ich, liebe Emerenz, darf leider nicht daran denken, sie Tochter zu nennen .... leider nicht! leider nicht!"

„Hast Du Kummer durch Deinen Sohn?" fragte die Gräfin so theilnehmend und ergriff so traulich die Hand der Baronin, daß diese den Jammer ihres Herzens nicht zurückhalten konnte und ihn der Gräfin offenbarte. Schließlich setzte sie hinzu:

„Das Schreckbild dieser Heirath schwebt mir Tag und Nacht vor Augen und wird zur Wirklichkeit .... in wenig Wochen. Jetzt kannst Du Dir vorstellen, was ich leide, liebste Emerenz, wenn ich ein junges Mädchen wie Christiane sehe, das möglicherweise Sintrams Gattin hätte werden können."

„Arme Theophile!" versetzte die Gräfin voll Mitleid, „was muß das für ein Schmerz sein, den der einzige Sohn bereitet .... und was wird das für ein Zusammenleben werden."

„Daran ist nicht zu denken! anstatt miteinander — werden wir so getrennt wie es nur möglich ist leben."

„Wäre es dann aber nicht besser, Du ließest Deinen Sohn nach Volhynien gehen?"

„Um dort als Verwalter zu dienen? Niemals, Emerenz! wie kannst Du mir den Vorschlag machen!“

„Bei disharmonischen Familienverhältnissen ist nichts so geeignet allmälig die Harmonie herzuzustellen oder, wenn es absolut unmöglich ist, über den Zwiespalt einen Schleier zu werfen, als Entfernung, Trennung für Jahre.“

„Nimmermehr, Emerenz! der Lichtpunkt meines Lebens ist Sintram.“

„Unter den gegenwärtigen Umständen wird jeder Blick auf diesen Lichtpunkt Dir einen Stich in's Herz geben, arme liebe Theophile. Ist Dein Sohn in der Ferne, so kannst Du ruhiger an ihn denken.“

„Möglich! aber ihn mit dieser Frau in die Verbannung ziehen lassen — unmöglich! Welch mühseliges Leben, welche untergeordnete Existenz erwartet ihn dort!“

„Scheint es Dir nicht recht heilsam, daß ein Mensch, der sich durch die Leidenschaft für berechtigt hält, nur seiner Selbstsucht zu folgen, jetzt auch die Schattenseite seines Verfahrens kennen lerne? ich meine, diese Schule könne ihm gar nicht schaden.“

„O Emerenz! hat man fünf Kinder wie Du, so entschließt man sich vielleicht zu einem solchen Schritt! Allein bedenke: Sintram ist mein Einziger.“

Die Gräfin hatte Lust zu sagen, das sei in keiner

Weise ein entscheidender Grund, aber sie war bei dem Character der Baronin ganz im Klaren, daß diese nur ihrem eigenen Sinne folge und sagte abbrechend:

„Jede Mutter wird am Besten wissen, wie sie sich ihrem Kinde gegenüber zu verhalten hat und so mußt denn auch Du, liebste Theophile, das Beste zu wählen suchen. Sei aber überzeugt, daß Dein Kummer mir die tiefste Theilnahme einflößt .... umsomehr als heutzutage keine Mutter vor einem ähnlichen Kreuz sicher ist."

Je mehr Wohlgefallen die Baronin an Christiane fand, desto größeres Mißfallen sprach Sintram aus. Mißfiel sie ihm wirklich oder wollte er keine Hoffnung in seiner Mutter aufkommen lassen, genug, er tadelte sie beständig in seinen traulichen Gesprächen mit seinem Vater, weil er wußte, daß dieser Alles der Baronin erzählte.

„Mein Gott, wie ermüdend ist diese ewige Lustigkeit der Christiane! findest Du nicht, Vater? — Sie hat ja beständig lachende Augen."

„Und was für schöne blaue Augen! blau wie der Frühlingshimmel .... ja, Fritzi, die hat sie. Und warum sollte sie nicht lustig sein? ihr fehlt ja nichts."

„Meinetwegen! ich kann die lustigen jungen Mädchen nicht leiden.“

„Da hast Du Unrecht, Fritzi! sie werden früh genug ernst.“

Man hatte einen Ausflug nach Carrisbrook-Castle gemacht, wo König Carl I. in Gefangenschaft war. Am andern Morgen sagte Sintram:

„Nein, diese Christiane! gestern spielte sie die Gelehrte und erzählte mir die ganze Geschichte von Carl I.“

„Wußte sie denn diese Geschichte?“ fragte der Baron verwundert.

„Am Schnürchen! . . . . und ihre Anmerkungen gab sie obendrein.“

„Schau, das Christianerl!“ sagte er beifällig.

„Ich begreife nicht, Vater, wie man so eingenommen für sie sein kann,“ sagte Sintram, dem Alles an ihr mißfiel, wodurch sie sich von Rosalba unterschied.

„Die Jugend macht das, Fritzi! die liebe schöne Jugend haben alte Leute immer gern.“

„Die Jugend lasse ich gelten; doch Christiane ist wirklich noch ganz kindisch. Sie spricht von nichts Anderem so gern, als von Argenfels und ihren Geschwistern.“

„Sie kennt nichts Anderes, Fritzi! und wenn sie

von Carl I. spricht, so ist Dir das auch nicht recht. Du bist ungerecht gegen sie."

Christiane ihrerseits war durchaus nicht für Sintram eingenommen.

„Gefällt er Dir, Papa?" fragte sie, „mir gar nicht! er hat ein mürrisches Wesen."

„Er war schwer krank, Christiane, und von einem Nervenfieber erholt man sich mühsam," sagte die Gräfin entschuldigend.

„Und dann hat er auch gar keine guten Grundsätze, der Herr Cousin."

„Oho, Christiane!" rief der Graf lachend, „wie bist Du zu der Entdeckung gekommen."

„Wir sprachen von Carl I. und Sintram behauptete, der König habe ganz Recht gehabt, Lord Stafford seinem Schicksal zu überlassen, denn er habe geglaubt Staffords Tod werde den Groll gegen den Thron beschwichtigen und das sei die bestimmende Rücksicht für einen König. Darüber stritten wir heftig, denn die Machthaber müssen vor allen Dingen gerecht sein, sonst könnte man ja auch sagen, Pilatus habe ganz recht gethan Christus geißeln zu lassen, um die Juden zu beschwichtigen."

„Und was antwortete Sintram?"

„Ganz spöttisch antwortete er: War etwa Lord Stafford ein Weltheiland?" —

„Dann gib Dich zufrieden, Christiane, denn dies ist ein schlechter Scherz, aber kein schlechter Grundsatz. Er hat ein wenig mit Dir disputiren wollen, denn ich kann nicht glauben, daß er im Ernst den armen Carl I. bei dieser Handlung vertheidigt, die einen ergebenen Anhänger als Hochverräther aufs Schaffot führen läßt. Er hat es gebüßt, der unglückliche König! Lord Staffords Blutgerüst war die erste Stufe zu seinem eigenen."

Trotz des vollständigsten Mangels an Sympathie zwischen Sintram und Christiane nahm die Baronin dennoch an, dieselbe würde sich finden, wenn Sintrams Herz frei wäre — und da dies nicht der Fall war, so verließ sie nach sechswöchentlichem Aufenthalt die Insel Wight um Vieles aufgeregter und schmerzlicher bewegt als sie gekommen war. Die Familie von der Argen verlängerte ihren Aufenthalt, weil die Seeluft der Gräfin heilsam war. Christiane stand wieder mit ihrem Vater auf dem Hafendamm von Cowes und winkte den Abreisenden die letzten Grüße zu. Als nun das Dampfboot sich wendete und durch die sanften Wellen dahinrauschte, trat die Baronin von der Brustwehr zurück und sagte zu Sintram:

„Die Vorsehung hat Dir gezeigt, wo Du Dein Glück hättest finden können und Du hast es nicht

gewollt. Jetzt verfällst Du einem traurigen Schicksal und darfst Niemand anklagen, als Deine eigene Thorheit."

Er schwieg und zählte die Tage, die Stunden, die Minuten, die ihn von Rosalba trennten. — —

— — Rosalba war keineswegs angenehm überrascht, daß ihre Vermählung ohne Sintrams Eltern, überhaupt ohne Fest und Feierlichkeit stattfand. Ihre Mutter und ihr Bruder Anton kamen zur Trauung und Rosmary, das Dühr'sche Ehepaar und ein Paar theilnehmende — oder neugierige — Nachbarn wohnten ihr bei. Von vornehmen Verwandten und Freunden keine Spur. Frau Weiß fühlte mit tiefer Bekümmerniß die traurige Stellung Rosalba's in einem Hause, dem sie unwillkommen war, dankte aber doch von ganzem Herzen dem lieben Gott, daß endlich die Verehelichung stattfand; — und das that denn auch Rosmary. Allein Niemand verspürte unbefangene Freude und frohe Zuversicht. Anton war sogar sehr verstimmt.

„War denn gar keine Rede von einem Ehecontract?" sagte er zu Rosmary. „Ist für die Zukunft meiner Schwester gesorgt für den Fall, daß sie Wittwe wird?"

„Schwerlich! denn Baron Uglas hat nur das, was ihm seine Eltern geben und da diese gegen seine

Heirath sind, so werden sie keine Eil' gehabt haben vorsorglich an seine Wittwe zu denken."

„Hätten Sie Sich nicht darum bekümmern und dafür bemühen können!" rief er unwillig.

„Ist mir nicht eingefallen! Das Geld kam mir bei dieser traurigen Verbindung gar nicht in den Sinn."

„Ja, wenn von der Hauptsache nicht die Rede war — denn die Hauptsache zum Leben ist das Geld! — dann ist es freilich eine höchst traurige Heirath und am Ende könnte meine arme Schwester es ihrem hübschen Lärvchen zu danken haben, daß sie in Misere geriethe."

„Sie hat sich ihr Schicksal gewählt und muß die Folgen tragen."

„Machen Sie es nur nicht ebenso, Fräulein Rosmary! aus alter Freundschaft rathe ich Ihnen nie und unter keiner Bedingung einen armen Mann — und wär' er ein Fürstensohn! — zu heirathen."

„Ist und bleibt mein unglücklicher Bruder denn wirklich verschollen?" fragte sie abbrechend.

„Das versteht sich!" entgegnete Anton gleichmüthig, „die Gläubiger dürfen ihm ja nicht auf die Spur kommen. Vielleicht ist er auch schon zu Grunde gegangen . . . . und vielleicht erwirbt er sich unter

einem andern Namen ein Vermögen .... wer kann das wissen! In den halbwilden Ländern geschehen curiose Dinge! Spitzbuben werden ehrliche Leute und ehrliche Leute haben nichts dawider wie Spitzbuben zu handeln. — Alles durch, für und um das liebe Geld."

Rosmary wendete sich schaudernd ab. — —

War Rosalba's Hochzeitstag ohne Sang und Klang vorüber gegangen, so war es auch nicht anders mit ihrem Einzug in Waldhaus. Die lange Reihe der Schloßfenster blinkte und blitzte wie illuminirt im rothen Licht der untergehenden Oktobersonne; aber sie fuhren seitwärts am Schloß vorüber und nach dem Försterhause, das nichts weniger als illuminirt aussah. Eine Magd empfing sie an der Thür. Darauf beschränkte sich die Dienerschaft. Freilich konnte ein Jägerbursche dazu gezählt werden; doch der war im Walde und brachte den Dohnenstrich in Ordnung. Rosalba hatte allerdings in den letzten Jahren jeden Comfort in der Wohnung und der Lebensweise entbehrt, doch mit nichten ihn vergessen und stets gedacht, sie werde ihn im reichsten Maß finden, wenn sie nur erst Baronin Uglas sei. Was fand sie nun? — Ein Paar niedrige Zimmer mit grün angestrichenen Wänden, Strohstühle, ein hartgepolstertes Sopha mit schwarzem Wollendamast bezogen, Tische und Schränke

von Tannenholz, braun angestrichen, Vorhänge von weißem Musselin mit schrecklichen baumwollnen Fransen: sie war ganz starr vor Schreck und mit stillem Entsetzen glitt ihr enttäuschter Blick von dem schwarzen Sopha auf die weißen Fransen.

Sintram war entzückt von seinem Hause. Er fand es idyllisch. Auch die Einrichtung. Er hatte sich im Schloß, trotz aller eleganten und behaglichen Meuble, so viel gelangweilt und sich so gedrückt gefühlt, daß ihm schien, mit der veränderten Umgebung sei Langweil und Unbehagen für immer gewichen. Sein Gewehrschrank von Eichenholz mit reichem Schnitzwerk, der ihm erb- und eigenthümlich gehörte, stand im schreienden Gegensatz zu den übrigen Stücken. Rosalba seufzte heimlich: So müßte die ganze Einrichtung sein! — Sintram sagte froh:

„Dies Haus und der Wald bilden mein Reich! da bin ich König und in diesem Schrank sind meine Kronjuwelen.“

Rosalba lächelte trübselig; sie wünschte sich ganz andere Juwelen.

In den Schränken fand sie Hauswäsche von der allereinfachsten Sorte und Sintrams Sachen; doch von einer Ausstattung, die sie für sich erwartet hatte — keine Spur! Hätte Sintram ihr nicht zur Hoch-

zeitsreise nach Baden-Baden ein Paar Anzüge geschenkt, so wäre ihr Kleiderschrank leer geblieben.

Das Dienstmädchen kam und fragte, was sie zum Nachtessen bereiten solle. Rosalba erwiderte: das, was sie habe und was sie könne. Das Mädchen sagte, sie habe Milch und Eier und wolle Pfannkuchen backen.

„Herrlich!" rief Sintram. „Pfannkuchen und Kartoffeln in der Schaale! das ist so recht häusliche Kost und paßt zu unsrer idyllischen Hütte."

Rosalba hatte die häusliche Kartoffelkost zur Genüge genossen und fand diesen ganzen idyllischen Zuschnitt ihrer Existenz so armselig, wie er wirklich war, während Sintram in dreifachen Freuden schwelgte: Rosalba war sein Weib, er war sein eigener Herr, und er hatte mit seiner Standhaftigkeit den Willen der Mutter besiegt.

„Findest Du es nicht ganz reizend hier, süßes Weibchen?" fragte er, als sie die häusliche Kost miteinander verspeisten.

„Es kommt mir schrecklich einsam vor! weit und breit nichts als Bäume," entgegnete Rosalba, die immer in der Stadt gelebt und weder Geschmack, noch Sinn für die Natur hatte.

„Du fürchtest Dich wohl vor Wilddieben oder vor Spitzbuben, die im Walde hausen? Sei ganz

ruhig, Röschen! ich sorge für einen großen Hund, der Dich bewacht, wenn ich nicht bei Dir bin."

„Ach, an solch Gesindel hab' ich noch gar nicht gedacht," sagte sie kläglich.

Sie vermißte Menschen und Sintram wollte sie durch einen Hund trösten! Nein! In Baden-Baden als Baronin Uglas zu erscheinen — das war sehr angenehm; aber in dieser Wildniß .... und wo es kümmerlicher aussah und ebenso dürftig herging, wie bei der Bauräthin im vierten Stock — das war schrecklich! so schrecklich, daß es unmöglich so bleiben konnte! Es mußte anders werden! Durchaus! — —

Sintram ging am nächsten Morgen zu seinen Eltern. Die Baronin war vor Gram blaß wie eine Leiche und nach ihrer Art starr wie eine Leiche; — der Baron nichtssagend freundlich.

„Wir sind nun hier," begann Sintram.

„Das sehe ich!" fiel sie ein. „Laß uns sogleich von Deiner geschäftlichen Stellung reden."

Das geschah. Sie besprach mit ihm den Zustand des Forstes, übergab ihm die Bücher, die sich auf diesen Zweig bezogen, ermahnte ihn zur Pünktlichkeit im Dienst und setzte seinen Gehalt fest. — Alles so, als ob er wirklich nur der Förster sei.

Als sie mindestens eine halbe Stunde ohne Un-

terbrechung über diesen Gegenstand gesprochen und ihn erschöpft hatte, sagte Sintram finster:

„Es ist also wirklich Deine Absicht, das Verhältniß der Mutter zum Sohn abzubrechen?“

„Zum Sohn — keineswegs!“ versetzte sie mit Nachdruck.

„Aber zur Gattin des Sohnes?“

„Das versteht sich! ich habe es Dir vorhergesagt.“

„Wer die Gattin des Sohnes verleugnet, stößt auch ihn zurück.“

„Es hängt von Dir ab, Deine Stellung zu nehmen. Willst Du Dich ganz von .... dieser Frau unterjochen lassen, so ist das Deine Sache. Sie wird nicht meine Schwelle überschreiten. Weil Du behauptetest durch Ehre und Gewissen verpflichtet zu sein sie zu heirathen, so habe ich es geschehen lassen um zu verhüten, daß das Verhältniß nicht noch sündhafter und anstößiger werde, als es ohnehin schon war. Allein ich habe Dir erklärt und wiederholt, ich ließe mir keine Schwiegertochter aufdringen — und Du kennst mich genug, um zu wissen, daß es dabei bleibt. Hast Du Deinem Willen ohne Rücksicht auf mich folgen können, so halte ich den meinen fest, ohne Rücksicht auf eine Persönlichkeit zu nehmen, die zwischen Mutter und Sohn eine tiefe

Kluft gerissen und ihn aus der eigentlichen Bahn seines Lebens herausgeworfen hat, denn ihretwegen ist er ein Diener, statt daß er Herr sein könnte."

Sie verließ das Zimmer und Sintram brach nun vor seinem Vater in den heftigsten Zorn aus. Doch das änderte die Sache nicht, wenn auch der arme Baron ihn durch allerhand Redensarten zu beruhigen suchte. Sintram mußte sich entschließen, Rosalba von der andauernden Verstimmung seiner Mutter in Kenntniß zu setzen.

Rosalba brach in Thränen aus und rief:

„Hätte ich ahnen können, ein solcher Störenfried in Deiner Familie zu sein, nie und nimmer hätte ich Dich geheirathet!"

„Wie!" rief er gekränkt, „wegen einer höchst ungerechten Laune meiner Mutter wolltest Du mich aufgeben?"

Rosalba wagte nicht, dies zu bejahen, denn im Herzen wußte sie das Gegentheil. Sie sagte also nur:

„Ich soll eine Fremde bleiben, im Schloß, in der Verwandtschaft . . . . o Sintram, was für ein furchtbares Leben wird das werden."

„Ich habe Dich und das genügt mir!" sagte er etwas empfindlich; „ich meine, Du solltest mit Deinen Gedanken nicht gar so weit herumschweifen."

„Ach!“ sagte sie weinend: „ich bin ja Deinetwegen so trostlos!“

Das war nicht wahr; aber sie täuschte sich und ihn, ohne es zu beabsichtigen — wie das den oberflächlichen Menschen leicht geschieht.

Die Vorleserin.

In einem großen ungemein behaglichen Zimmer auf Schloß Argenfels lag die Gräfin von der Argen auf der Chaiselongue und Christiane saß am Schreibtisch und schrieb die Briefe, die ihre Mutter dictirte. Der Schreibtisch stand unweit eines breiten gekuppelten Fensters, des einzigen im Zimmer, durch welches jedoch hinreichendes Licht einfiel, weil es fast bis zum Fußboden hinabreichte. Um jedes mögliche Unglück zu verhüten, war von Außen ein zierliches Gitterwerk von Eisen als Brustwehr gesetzt. Die Tapeten des Zimmers, die Vorhänge um Fenster und Thüren, die Bezüge der Möbel waren von grünem Damast. Die etwas düstere Färbung wurde freundlich erheitert durch eine Menge von Oelgemälden in goldenen Rahmen, lauter Familienporträts, durch Tische und Schränke mit schöner eingelegter Holzarbeit, durch Vasen von chinesischem, japanischem und Meißner Porzellan und durch eine Menge von Gegen-

ständen zum Gebrauch und Nichtgebrauch, die einem Wohnzimmer das Gepräge häuslichen Wohlbehagens geben. Ein traulich ansprechender Geist schien diesen Raum zu beleben und nahm für dessen Bewohnerin ein. Die Gräfin war in ihrer Jugend sehr schön gewesen. Das sah man noch an ihrem Profil; allein sie war in den letzten Jahren sehr kränklich geworden und in ihrem leidenvollen, tiefeingesunkenen Auge bemerkte man nur noch den feinen klugen Ausdruck, wenn sie sprach. Ob sie ein Nervenleiden oder ein Herzleiden habe, ergründeten die Aerzte nicht und weder die Seebäder der Insel Wight, noch der darauf folgende Winteraufenthalt in Nizza hatte ihr Genesung gebracht. Sie resignirte sich und lehnte den Vorschlag des Grafen ab, einen zweiten Winter im Süden zuzubringen; gesund sei sie nirgends und am liebsten sei sie auf Argenfels. Um Christiane in die Welt zu führen, wie sie das für Emerenz und Tony gethan, fehle ihr die Gesundheit; sonst wäre das wohl ihre erste Pflicht. Dieser Winter war ungewöhnlich still auf Argenfels, denn der jüngste Sohn, Julian, war nicht mehr da. Sein langjähriger Erzieher und Lehrer war zu einer Professur berufen worden und Julian folgte ihm um an diesem Gymnasium die letzten Classen durchzumachen. Es war eine schwere Trennung für die Eltern; noch schwerer

für Christiane, die nur ein Jahr jünger als Julian ein Herz und eine Seele mit ihm, früher sein Spielgefährte, dann sein Studiengenosse war. Da sie mit viel größerer Leichtigkeit lernte als er und eine unglaubliche Freude am Lernen hatte, so war der Wetteifer mit ihr dem Bruder höchst förderlich und so machte es sich ganz ungesucht, daß sie eine classische Bildung bekam. Gleicherweise ging sie aber auch mit ihm und ihrem Vater auf die Jagd, war eine gute Reiterin und kein schlechter Schütz; — das Alles, Studien und Sport, in einfachster, kindlicher, munterer Weise. Nun aber war Julian fort und Christiane allein. Eine unausfüllbare Lücke in ihrer Existenz! — Der Gräfin war dies nicht ganz unwillkommen, denn sie fand, daß Christiane doch vielleicht eine allzu männliche Richtung bekommen könne. Sie machte den Vorschlag eine Gesellschafterin für Christiane zu suchen, doch das lehnte diese mit der äußersten Energie ab. So eine Art von langweiliger, geschulter Hofdame würde ihr Leben verbittern und sie habe jetzt als Secretär und als Vorleserin der Mutter hinreichende Beschäftigung und die beste Gesellschaft.

„Gut, mein Kind!“ sagte die Gräfin: „es soll also nicht von einer Gesellschafterin für Dich — die ohnehin unsäglich schwer zu finden wäre — die Rede

sein. Jedoch wirst Du mir erlauben, daß ich eine Vorleserin suche, denn ich will nicht, daß Du mir täglich drei bis vier Stunden vorliesest. Das kannst Du nicht aushalten und es ermüdet mich immer dieselbe Stimme zu hören. Wechselst Du mit einer Vorleserin ab, so ist uns Beiden geholfen."

Es wurde also emsig nach einer Vorleserin gesucht, die aber außer diesem Talent noch eine Menge guter Eigenschaften besitzen sollte, um nach Argenfels zu passen.

Jetzt war es im Dezember und sehr kalt. Schnee bedeckte die ganze Landschaft, der Rhein ging mit Eis und eine schwere graue Luftschicht verhüllte das Siebengebirg. Diese ganze Gegend, wo das Ahrthal sich öffnet und die Ahr in den Rhein fließt, so äußerst lieblich in der guten Jahreszeit, trug jetzt das Gepräge des vollen nordischen Ernstes. Wenn die Gräfin eine Pause im Dictiren machte, blickte Christiane hinaus auf die Winterlandschaft, die im Rahmen des weiten Fensters wie ein großes Bild eingeschlossen war.

„Es ist ein Glück, daß wir den Rhein haben, nicht wahr, Mama?" sagte sie. „Ohne ihn sähe es hier aus, wie in Kamtschatka, todt, leichenhaft, gräulich! aber er erhält das Leben in der Natur; er ist ihre große Pulsader, ihr Herz — und so lange das

sich regt, kann sie nie ganz erstarren. Sieh' welche Eisschollen! und wie sie so eilfertig daher schwimmen! .... Nur weiter mit euch! nur weiter! nicht gestockt, damit der Rhein nicht zufriere!"

„Und wenn er zufriert," sagte die Gräfin lächelnd, „so schnallst Du jubelnd die Schlittschuhe an und fliegst dahin."

„Ach, ohne Julian!" seufzte Christiane.

„Liebe Emerenz!" sagte der eintretende Graf und hielt vergnügt einen Brief in der Hand: „wir haben, glaub' ich, eine passende Vorleserin gefunden! Höre was unser guter Professor darüber schreibt:

„Hier in der Stadt ist Niemand zu dem ich „volles Vertrauen habe, weil mir die Leute noch zu „fremd sind und ich nicht beurtheilen kann, auf welchen „Eigenschaften ihre Empfehlungen ruhen. Aber eine „Person, die mein Studiengenosse, der vortreffliche „Pfarrer Weiß empfiehlt, schlage ich Ihnen mit „gutem Gewissen vor. Ob sie die Talente hat, die „Sie wünschen, kann ich nicht entscheiden. Der „Pfarrer schreibt nur, sie sei in einem guten Institut „erzogen, verstehe englisch und weibliche Arbeiten, sei „klug und bildungsfähig, habe ihre plötzlich verarmte „geistesschwache Mutter jahrelang nicht blos gepflegt, „sondern durch ihrer Hände Arbeit erhalten, stehe „ganz vereinzelt in der Welt, wünsche einen Platz,

„auf dem man keine hohe Anforderungen stelle und „sei jeden Augenblick zu Diensten, da sie sich nach „dem Tode ihrer Mutter bei der Mutter des Pfarrers „aufhalte und diese auf Neujahr zu ihrem Sohn „übersiedelt. So lautet die Empfehlung meines „Freundes und da sie gar nicht prahlerisch ist und „auf einen guten Character Gewicht legt, so scheint „sie mir der Berücksichtigung werth zu sein.“ — Also der Professor. — Nun, Emerenz, was meinst Du?“

„Ich meine, daß wir es versuchen wollen,“ sagte die Gräfin. „Wir bekommen wenigstens keine prätentiöse Dame, sondern ein ganz einfaches, opferwilliges und, wie es scheint, schwer geprüftes Wesen in's Haus — und das ist viel werth.“

„Mama!“ sagte Christiane warnend ihren Zeigefinger erhebend: „bedenke was Du thust, indem Du mich absetzest! ich werde eifersüchtig werden.“

„Das wirst Du bleiben lassen, Närrchen!“ rief der Graf lachend.

„Und wirst keinen Grund zur Eifersucht haben, Christiane,“ setzte die Gräfin hinzu. „Du behältst die französische Lectüre. — Jetzt aber, bester Winfried, antworte sogleich dem Professor, er möge die Sache in der Weise abschließen, daß seine Empfohlene

komme, je früher, desto besser — und daß sich ihr Gehalt nach ihren Leistungen richten werde."

„So wie auch ihre Stellung," ergänzte der Graf, „denn vielleicht, ja wahrscheinlich, bleiben diese Leistungen in der Sphäre der Kammerfrau."

Die Gräfin wünschte heimlich, daß dies nicht der Fall sein möge. Da sie aber die für Andere wie für sich selbst glückselige Eigenschaft besaß, nicht zu widersprechen, nicht einmal auf indirecte Weise, so sagte sie sogar nicht: das wollen wir abwarten; — oder ein ähnliches Wörtchen, sondern sie nickte schweigend und lächelnd dem Gemal ihre Zustimmung zu.

Dessen Brief ging schleunig dem Professor zu; dieser schrieb sofort dem Pfarrer Weiß und Aloys seiner Mutter, daß ein Platz für Rosmary gefunden sei.

Rosmary hatte mit ernster Wehmuth die Superba betreten. Da wo ihre fröhliche Kindheit verflossen war, wo ihre Jugend so glänzend begann und auf so herbe Enttäuschungen und Demüthigungen stieß — da wo sie Gebieterin hätte sein können — da fand sie jetzt eine Zuflucht in ihrer gänzlichen Hülf- und Rathlosigkeit bei einer treuen Dienerin ihrer Eltern. Frau Weiß bewohnte noch immer das Zimmer zu ebener Erde mit dem großen Alkoven, das sie vor

zwanzig Jahren gewählt hatte um ihre Söhne in dem kleinen, längst verschwundenen Portierhäuschen vor Augen zu haben. Seitdem war Alles um sie her ganz anders geworden, aber sie selbst, die fromme, stille, arbeitsame Frau war dieselbe geblieben. Die Freude über Aloys und der Trost den Abend ihres Lebens unter seinem Dach zu beschließen, erfüllte sie mit unsäglicher Dankbarkeit gegen Gott, der wenigstens dieses Kind friedlich in den Hafen seiner Bestimmung führte. Und daß jetzt Rosmary eine kurze Zeit des Ausruhens bei ihr fand, war eine Wonne für ihr mütterliches Herz.

Jetzt also war über Rosmary's nächste Zukunft entschieden: zu fremden Menschen, in ein fremdes Haus, in dienender Stellung. Rosmary schauderte. Die Unterwerfung unter scharfe Arbeit, die sie seit Jahren geübt hatte, kam ihr minder schwer vor, als diese directe Abhängigkeit von ganz unbekannten Personen, die über jeden Augenblick ihres Tages bestimmen durften.

„So arg ist es nicht, Röschen, Du stellst Dir das gar zu schlimm vor," sagte Frau Weiß beruhigend: „Aloys schreibt ja ausdrücklich es sei ein sehr gutes katholisches Haus . . . . und vornehm ist es auch. Weißt Du nicht, daß es früher Dein

Wunsch war, bei vornehmen Leuten in Dienst zu treten?"

„O ja, Mütterchen, denn ich dachte mir dabei immer edle Menschen. Ist aber diese Familie auf Argenfels so, wie Rosalba ihre Schwiegereltern beschrieben hat, so werde ich mich dort wohl nicht sehr zufrieden fühlen."

„Rosalba's Mann ist gut für sie. Durfte sie mehr erwarten?" seufzte Frau Weiß.

„Unsere Correspondenz hat ganz aufgehört. Rosalba nahm es mir übel, daß ich ihr mehr Hingebung an Gottes Fügungen wünschte. Wenn ich ihr nichts Anderes zu sagen wisse, so möge ich nur schweigen — schrieb sie mir. Aber was konnte ich ihr sonst wohl sagen, Mütterchen? ich weiß wirklich mit dem besten Willen nichts Anderes, denn mein Leben im Ganzen und jeder einzelne Tag kennt nur diese Hingebung und weiter nichts. Ich bin und ich war seit Jahren wie der Sperling auf dem Dach, für den der liebe Gott sorgt. Diese Hingebung ist ist in manchen Menschen eine hohe Tugend; mich aber haben die Verhältnisse so gestimmt."

„O nein, liebes Kind! das thun die Verhältnisse nicht!" sagte Frau Weiß gerührt: „Du siehst es an Rosalba. Zu dieser Hingebung in den Willen Gottes

gehört die schwerste und umfassendste Tugend: Selbstverleugnung. Bete für Rosalba .... und für Anton .... und für Philipp, der sich mit seinem armen Vater in Paris aufhalten und der Agent einer geheimen Gesellschaft — wie sie es nennen — geworden sein soll. Klug genug war er dazu; aber Anton sagt, diese geheimen Gesellschaften wären wahrhaft teuflische Bündnisse, die auf Mord und Plünderung in der ganzen Welt ausgingen. Er ist wüthend wenn er von ihnen spricht und es ist mir unbegreiflich, daß Aloys behauptet, Anton gehöre gleichfalls, und schon seit Jahren, einer geheimen Gesellschaft an, die jener mordgierigen in die Hände arbeite. Was wäre das für ein Widerspruch in Anton! seinen christlichen Glauben hat er freilich, leider Gottes! schon lange verloren — und ist das geschehen, so gibt's eine arge Confusion in dem armen Menschenkopf, der nicht darauf eingerichtet ist, sich ohne den Wegweiser der christlichen Lehre in der gefährlichen Welt zurechtzufinden."

„Und ich muß nun in diese Welt hinaus!" seufzte Rosmary.

„Nein, so mein' ich es nicht!" entgegnete Frau Weiß lebhaft: „Welt nenne ich das, was dem göttlichen Heiland und seiner Lehre entgegentritt. Die

Welt kam als Eitelkeit in die Dachstube zu Rosalba, als Ehrgeiz in die Werkstatt zu Philipp, als Geldgier zu Anton in sein Schreibzimmer. Sie kann Dich finden, wo Du auch sein mögest. Aber daß sie im Schloß ihren festen Sitz habe — das sag' ich nicht, Röschen! Auch dort werden die Menschen sein wie überall, ein Gemisch von guten und nicht guten Eigenschaften. Die Hauptsache ist, daß Du gut bleibst und Gott vor Augen hast. Ach, Röschen, Du und der Aloys — Ihr seid mein Trost! . . . . Von allen Kindern, die um mich herum aufwuchsen — nur zwei!"

„Gräme Dich nicht, Mütterchen!" sagte Rosmary zärtlich: „Du hast gewiß durch Gebet, Beispiel und gute Lehren für Alle gethan, was Du vermochtest und wir werden uns hoffentlich auch noch Alle bessern. Der Himmel ist voll Bekehrter — sagte einmal mein Beichtvater."

Traulich wie Mutter und Tochter verlebten sie ihre Tage, und Frau Weiß bemerkte mit Freude, daß sich Rosmary physisch erhole und ihr krankhaft müdes Aussehen verliere. Die gute Frau Dühr hatte unter vielen Thränen die Nachricht erhalten, daß Rosmary nicht zurückkehre, deren Auftrag vollzogen, ihre geringen Habseligkeiten zu verkaufen und aus

dem Erlös den Arzt zu bezahlen. Sie war seelen-vergnügt, als noch einige Gulden übrig blieben, denn sie sagte:

„So oder so — ihr Brod muß sie sich immer verdienen! und wer weiß, wie bitter es ihr im fremden Hause schmecken wird und ob sie es dort aushält."

„Daß sie den Hannes nicht heirathen wollte, werde ich vielleicht im andern Leben begreifen; in diesem Leben aber nun und nimmer!" sagte Herr Dühr tief nachdenklich: „Ja, wenn der Hannes ein widerliches Geschäft betrieben hätte, Seifensiederei, Gerberei oder dgl., so könnte man es allenfalls sich erklären; — aber so ein sauberes Kurzwaarenge-schäft! und was so im Flor ist! Sie hätte darin gesessen wie der Vogel im Hanfsamen. Und jetzt muß sie dienen." — —

Am Tage vor Rosmary's Abreise kam Anton und sagte in seiner wenig einnehmenden Weise:

„Fräulein Rosmary, Sie brauchen ohne Zweifel Geld. Ich kann Ihnen Einiges geben."

„Ich danke bestens, ich habe das Nöthige."

„Die Rückzahlung eilt gar nicht."

„Das ist sehr freundlich, aber ich danke," er-widerte sie höchlichst verwundert.

„Sie können es auch ganz behalten."

„Welcher Einfall!" rief sie unmuthig und sah ihn zürnend an.

„Fräulein Rosmary, wären Sie nicht geneigt, mich zu heirathen?" fragte er ruhig.

„Nein! dazu bin ich durchaus nicht geneigt!" erwiderte sie rasch und entschieden.

„Warum nicht? wir passen gut für einander: wir sind beide arbeitsam und sparsam. Ueberdas sind Sie klug und anstellig und können Ihrem Mann sehr zu seinem Fortkommen behülflich sein, was denn auch Ihnen zu gut käme. Ich sehe nicht ein, weshalb Sie so rasch Nein sagen. Besinnen Sie Sich ein Weilchen. Ich habe durch die äußerste Sparsamkeit und durch bescheidene aber glückliche Speculatiönchen ein Sümmchen erworben, das sich mehr und mehr vergrößert."

„Und würden Sie so reich, wie alle Juden der Welt zusammen genommen — ich kann Ihren Antrag nicht annehmen!" fiel sie ein.

„Aber warum nicht?" wiederholte er: „vielleicht weil ich ein armer Bub' und der Schreiber Ihres Vaters war?"

„O nein! auch mein Vater war in seiner Jugend ein armer Bube."

„Oder haben Sie eine andere Aussicht auf Versorgung?“

„Nicht die geringste.“

„Oder haben Sie eine Heirath im Sinn wie die der einfältigen Rosalba?“

„Bewahre Gott!“

„Nun denn! kein einziger Grund unterstützt Ihr Nein! also sagen Sie doch lieber Ja.“

„Ich muß Sie bitten, Sich mit meinem einfachen und entschiedenen Nein zu begnügen,“ versetzte Rosmary in einem Ton, der Anton zum Schweigen brachte, so daß er mit den Worten Abschied nahm:

„Mögen Sie es nie bereuen und leben Sie wohl.“

Ganz erregt theilte Rosmary der Frau Weiß diesen höchst überraschenden Antrag und dessen Ausgang mit und bat ein wenig um Entschuldigung.

„Das hast Du nicht nöthig,“ gab Frau Weiß zur Antwort: „Anton ist mein Sohn und ich liebe ihn . . . . aber ohne Verblendung. Deshalb kann ich nicht Eure Verbindung wünschen, denn entweder würdest Du ihm ähnlich — oder durch die Unähnlichkeit unglücklich werden — und Eines wie das Andere thäte mir leid für Dich. Es ist besser,

im fremden Hause zu dienen, als im eigenen Hause die Magd einer bösen Leidenschaft zu sein."

Antons vertrocknetes Herz war leicht getröstet über den Mißerfolg. Als Rosmary abgereist war, sagte er zu seiner Mutter:

„Ich weiß in der That nicht wie ich bei ihr auf Ehegedanken kam! ich dachte vermuthlich, daß zwei arbeitsame und sparsame Leute mehr vor sich bringen, als der einzelne Mensch. Allein es ist schon besser, daß ich ehelos bleibe. Eine Frau ist immer eine kostspielige Sache, besonders in unsern Tagen, wo eine Jede den Lilien auf dem Felde ähnlich zu werden trachtet, die nicht nähen, nicht spinnen und doch in Salomons Herrlichkeit gekleidet sind. Will dann das Schicksal noch gar, daß eine solche Frau eine ganze Schaar von Kindern auf die Welt bringt: so muß ja ein armer Hausvater sich halbtodt arbeiten oder sein bischen sauer Erspartes dran geben, um für die liebe Familie zu sorgen. Nein, Mutter, ich bleibe hübsch ledig! ich denke förmlich mit Schreck daran, daß die Rosmary hätte Ja sagen können. Sie war klüger als ich. Aber so geht's, wenn man täglich ein schönes Mädchen vor Augen hat! ich habe gewiß Blut so kalt wie ein Frosch und dennoch hat es mich fast zu einem dummen Streich

gebracht. Es ist gar nicht zu verwundern, wenn heißblütige Leute sehr viel dumme Streiche machen."

Die Mutter hörte bekümmert den Erörterungen des Sohnes zu, denn der Egoismus sprach aus ihm; nicht die Vernunft.

Generalprobe.

Der Schaffner riß die Thür des Waggons auf und rief hinein:

„Station für Argenfels!“

Rosmary stieg aus, erhielt in größter Geschwindigkeit ihren Koffer — und der Eilzug sauste weiter. Sie gab ihr Gepäck einem Mann, der es auf einen kleinen Schiebkarren lud und dabei fragte:

„Zum Dorf oder zum Schloß?“

„Zum Schloß!“ erwiderte sie; „aber ich weiß nicht den Weg.“

„Den weiß ich! Kommen Sie nur! in einer Viertelstunde sind wir da.“

Vor ihr, auf einer geringen Anhöhe, lag das Schloß, das in alter Zeit eine feste Burg, später vielfach um-, an- und ausgebaut wurde, aber trotz aller Veränderungen und mancher Abweichungen im Styl doch ein gewisses stolzes und ritterliches Ge-

präge hatte, das den nachgeahmten Bauten dieses Burgstyls fehlt. Letztere sind zuweilen wahre Kunstwerke, die dem Plan des Baumeisters Ehre machen; aber sie stehen meistens wie Fremdlinge auf ihrem Platz, ohne Zusammenhang mit dem Boden, mit der Zeit, mit der Umgebung. Schloß Argenfels war so zu sagen ein Autochthone, dem Boden entsprossen und von jeder Generation nach ihren Bedürfnissen behandelt. Nun lag es da, auf der beschneiten Anhöhe und seine beschneiten spitzen Giebel, Thürme und Zinnen schnitten sich mit scharfen Linien von dem harten Blau des winterlichen Himmels ab. Der Tag war herrlich, aber bitter kalt. Die Dezembersonne neigte sich zum Untergang, glühete wie ein umflorter Rubin in dem leichten Nebel, der bei großer Kälte gegen Abend aufsteigt und färbte die unübersehbare Schneedecke, je nachdem sie im Licht oder im Schatten lag, golden oder tiefblau. Im Rhein thürmten sich gewaltige Eisschollen auf, die sich nicht mehr von der Strömung ergreifen ließen, sondern sie hemmten.

„Bleibt es über Nacht so kalt, so steht er morgen,“ sagte Rosmary's Führer und deutete auf den Rhein, als sie eine Weile auf der Chaussee fortgegangen waren und nun zur Linken abbogen und einen Weg einschlugen, der mit einer doppelten Reihe von Frucht-

bäumen eingefaßt war, welche jetzt, statt des Obstes, die schönsten Guirlanden von Rauhreif trugen.

„Dieser Weg führt in's Dorf und da wohne ich, in dem Hause zwischen der Kirche und dem großen Baum. Sehen Sie es? . . . . Wenn man es kennt sieht man es ganz deutlich. Wir gehen jetzt aber hier hinauf," sagte der Führer und bog in eine breite Lindenallee ein, die in sanfter Wendung und Steigung bis zum Schloßthor führte.

Rosmary hatte mit dem größten Vergnügen diesen kleinen Spaziergang gemacht. Die Gegend war ihr fremd und neu, und das Neue gefiel ihr als eine Abwechselung. Die frische elektrische Luft that ihr wohl; sie wäre mit Freuden ein Paar Stunden auf dem festen knarrenden Schnee fortgegangen, so leicht fühlte sie sich. Nun aber stand sie schon vor dem Schloßthor. Sie erschrack beinahe, denn unter der Wölbung dunkelte es schon und die grauen Steine kamen ihr kerkermäßig vor. Ein niedriger runder Thurm stand wie eine Schildwache an der Einfahrt: die Wohnung des Schloßwarts. Er trat aus der Spitzbogenthür heraus, als die beiden fremden Gestalten kamen und fragte:

„Sind Sie etwa Fräulein Roth?" — Auf ihre schweigende Bejahung setzte er hinzu: „Dann spazieren Sie nur hinein."

Der Führer sagte:

„Kommen Sie nur, ich bin hier bekannt, habe schon manches Mal Sachen von der Station herauf getragen.“

Rosmary folgte ihm. Der Portier sah ihnen nach und seine drei kleinen Kinder, die ihm auf dem Fuß gefolgt waren, thaten neugierig dasselbe. Der Hof, in den Rosmary eintrat, war auf drei Seiten von den Schloßgebäuden umgeben; auf der vierten Seite war er offen und ging unmittelbar in den Garten über, so daß Bäume, grüner Rasen, Blumen und der Blick in die weite Landschaft und auf den herrlichen Rhein im Sommer den ernsten Eindruck des Schlosses milderten, jetzt aber im Leichentuch des Winters und in dem einbrechenden frostigen Abenddunkel ihn nur erhöhten. Rosmary fühlte sich unbeschreiblich beklemmt durch die Steinmasse, in der sie fortan leben sollte. Sie vergaß, daß eine große Stadt eine ganz anders beklemmende Steinmasse ist, die zu viel Menschen beherbergt und zu wenig reine Luft hat. Dem Thorhaus gegenüber lag ein großer, mit Zinnen umgebener Thurm, der das ganze Schloß überragte und die Fahnenstange trug. Hier war der Eingang und eine sehr breite, bequeme, gewundene Stiege führte zu den verschiedenen Stockwerken und zur Platform hinauf.

„Da wären wir!“ sagte der Führer und hielt mit seinem Schiebkarren vor dem Portal, wo alsbald ein Livreediener erschien und gleichfalls Rosmary fragte, ob sie Fräulein Roth sei. Darauf sagte er, sie solle sogleich gemeldet werden und er geleitete sie in das Zimmer der Beschließerin, in welchem sich aber Niemand befand, so daß sich Rosmary ungestört ihren Gedanken und dem fremdartigen Eindruck überlassen konnte. Doch der Diener kam sehr bald wieder und führte sie zur Gräfin im ersten Stock. Daß die Stiege und der Gang mit Teppichen belegt waren, erinnerte sie einen Augenblick an das Haus ihrer Eltern, denn seitdem sie es verließ, hatte sie nicht mehr solche Teppiche betreten. Es war hier aber doch Alles ganz anders! — Der Gang hatte auf der einen Seite Fenster, die in den Hof gingen; auf der andern Seite waren die Eingänge zu den Zimmern mit Doppelthüren von dunkelrothem Tuch geschlossen, was sehr stattlich, freundlich und warm aussah. Endlich öffnete der Diener die vorletzte Doppelthür, dann die innere Thür, schlug den Vorhang zurück und ging durch das Zimmer hindurch nach einer andern Thür, deren Vorhänge er gleichfalls theilte und Rosmary eintreten ließ. Dann verschwand er und Rosmary stand im Zimmer der Gräfin, das durch zwei Lampen und durch ein großes

Feuer im Caminofen nicht übermäßig erleuchtet war, weil der ziemlich dunkle grüne Damast der Tapeten und der festgeschlossenen Vorhänge vor dem Fenster und vor den beiden Thüren das Licht verschluckte.

Die Gräfin saß in einem tiefen Lehnstuhl an einem runden Tisch, der mit Büchern, Zeitungen, Briefschaften und Schreibgeräth überhäuft war; neben ihr auf einem Tabouret Christiane mit einem großen Korb voll spannenlanger Puppen auf dem Schooß. Diese Püppchen in der Tracht von Tirolerinnen, Türkinnen und italienischen Bäuerinnen, erregten Christianens höchstes Wohlgefallen. Sie summte eine Polka und ließ die Puppen vor der Gräfin auf dem Tisch tanzen. Sie sah allerliebst aus ohne hübsch zu sein. Sie trug ein Kleid von rosenfarbenem Cachemire und ihr lichtbraunes Haar aufgelöst und in weichen natürlichen Locken über den Nacken bis zum Gürtel herabfallend. Ein grünes Sammtband hielt es, wie ein schmaler Kranz, zusammen. Neben der kränklichen verblühten Mutter und in der ernsten Umgebung sah sie ganz und gar wie eine Frühlingsblume aus.

„Kommen Sie nur näher, mein Kind!" sagte die Gräfin zu Rosmary. „Sie sind lebhaft empfohlen worden. Wir wollen nun sehen, wie wir uns am

Besten einrichten. Was ist denn Ihr eigentliches Fach?"

„Kleidermachen, gnädige Gräfin," entgegnete Rosmary einfach.

„Es wurde aber geschrieben, Sie wären in einem sehr guten Institut erzogen und da pflegt man doch noch andere Dinge zu lernen."

„Es ist richtig, daß ich sechs Jahre dort war, doch mit häufigen Unterbrechungen, da meine Eltern mich Monate lang zu Hause behielten. So bin ich nie recht in den Zug des Lernens gekommen und als nach dem Tode meines armen Vaters unsere Verhältnisse sich gänzlich änderten, mußte ich mich mit andern Dingen abgeben und vergaß so ziemlich das Wenige, was ich gelernt hatte. Außer lesen, schreiben, rechnen und englisch weiß ich nichts und mein Fach ist Kleidermachen — denn davon haben wir gelebt. Ob ich zu etwas Anderem tauge, kann ich nicht bestimmen."

Grenzenlos überrascht starrte die Gräfin die Person an, die so gering von sich selbst sprach. Ihre Schönheit, ihr Ausdruck, ihre ganze Erscheinung paßten so gar nicht für eine Schneiderin. Sie trug ein schwarzes Merinokleid und einen kleinen glatten, weißen Halskragen. Nirgends eine Spur von Ausschmückung, und nicht der leiseste Anklang an die

Mode in ihrer Haartracht; eine blauschwarze Haarflechte umgab wie ein Diadem von Schmelz ihren Kopf, diesen wunderschönen Kopf mit den edeln Zügen, mit dem weichen farblosen Colorit und mit diesen herrlichen schwarzblauen Augen, die unter ihren langen schwarzen Wimpern nicht eigentlich traurig, aber tief melancholisch hervorblickten. Aus diesem Wesen eine Kammerfrau zu machen, schien der Gräfin ganz unmöglich, während es doch auch nicht rathsam war eine Kleidermacherin zur Vorleserin zu erheben. Sie mußte aber doch einen Entschluß fassen und so sagte sie:

„Nun, liebes Kind, wir wollen morgen Vormittag Alles genau überlegen. Jetzt werden Sie ermüdet und durchfroren sein, also gute Nacht für heute."

Sie berührte eine kleine Handglocke, die auf dem Tische stand und bei deren durchdringend scharfem Ton der Diener in das erste Zimmer eintrat, während Rosmary sich verneigte und mit ihm entfernte.

Kaum war sie fort, so sagte Christiane:

„Mama, Du wirst sie doch nicht am Kammertisch essen lassen?"

„Du hast Recht! Lewold soll kommen."

Christiane eilte hinaus und rief dem Diener den Befehl der Mutter zu. Bis der Kammerdiener erschien, fragte die Gräfin:

„Was meinst Du, Christiane, mögtest Du sie nicht zum Kammermädchen haben?"

„Nicht um Alles in der Welt, Mama! wenn wir nach einem fremden Ort kommen, so hält man sie für Deine Tochter und mich für die Zofe."

„Ich spreche ernsthaft, Christiane!" sagte die Gräfin lächelnd.

„Ich auch, Mama! ich kann mich unmöglich von dieser Melpomene bedienen lassen. Ich bin ganz starr vor Verwunderung über diese Erscheinung, die aussieht als wäre sie aus einer griechischen Tragödie in's Leben getreten .... so eine Elektra .... oder Iphigenie, die den Göttern geopfert wird. Mir schien Du dachtest etwas Aehnliches."

„Das gerade nicht! allein ich dachte, daß wir sie vielleicht gar nicht brauchen können, d. h. nicht den rechten Platz für sie haben."

Der Kammerdiener erschien.

„O Lewold!" sagte die Gräfin, „besorgen Sie, daß Fräulein Roth das Nachtessen auf ihrem Zimmer habe."

„Zu Befehl!" versetzte Lewold und verschwand, während der Graf mit zwei Herren aus der Nach-

barschaft, die zum Speisen gekommen waren, eintrat. Christiane wurde sehr geneckt mit ihrer Liebhaberei für Puppen, die ihrem Vater sogleich in die Augen fielen, bis sich die Sache dahin aufklärte, daß diese Puppen zu der Christbescheerung gehörten, die übermorgen für arme Kinder stattfinden solle.

Kaum waren die Gäste fortgefahren, als Christiane auch schon anhub:

„Papa! ich war feindselig gegen Mama's Vorleserin gestimmt; doch das ist ganz anders geworden, seitdem ich sie gesehen habe."

„Also ist sie hier und zur Vorleserin ernannt? Nun, das freut mich für uns Alle . . . . und besonders für Dich, Christiane, freut es mich, daß Du Dich stante pede gebessert hast. Wir andern arme Sterbliche legen unsre Vorurtheile nicht so geschwind ab," erwiderte der Graf scherzend.

Aber die Gräfin setzte ihn in Kenntniß, daß die Sache noch keineswegs — ja, daß sie selbst noch nicht entschieden sei, ob sie Fräulein Roth behalten werde.

„Mama, Du wirst sie doch nicht fortschicken? . . . . tief im Winter . . . . kurz vor dem lieben Weihnachtsfest? . . . . und wohin?"

Mutter und Tochter sprachen so viel hin und her, daß der Graf endlich gelangweilt sagte:

„Beste Emerenz! ich bin im voraus mit Deiner Entscheidung einverstanden, allein ich mache eine Bedingung: Fräulein Roth bleibt auf der Stelle, welche Du ihr anweisen wirst. Tritt sie in den Kreis der Dienerschaft ein, so kannst Du sie ja auch als Vorleserin brauchen, jedoch im Salon erscheint sie dann nicht, weder jetzt, noch später. Willst Du sie aber als Vorleserin und mehr zur Gesellschaft, als zum eigentlichen Dienst haben: so ist sie salonfähig und bleibt es — und Du mußt morgen Deinen Entschluß fassen, damit sie gleich die richtige Stellung im Hause einnehme."

„Gewiß, lieber Winfried, morgen früh ist Generalprobe," scherzte die Gräfin, denn wenn ihr Mann in diesem bestimmten Ton gesprochen hatte, so gab es keine Widerrede und keinen Aufschub. Welchen Kampf es sie auch kosten mochte — ihre Kinder durften nicht ahnen, daß sie nicht in voller Uebereinstimmung mit dem Vater sei.

Jeden Morgen um neun Uhr kam der Caplan aus dem nahen Pfarrdorf und las in der alten, würdig restaurirten Schloßcapelle die heilige Messe und wer von der Dienerschaft in dieser Stunde von seinen Geschäften abkommen konnte, wohnte ihr bei. Das gehörte auf Argenfels zur Tagesordnung, über welche der Graf strenge Disciplin führte, so daß er

es nicht gern sah, wenn die Gräfin nicht erschien. Er hatte ihr ein Oratorium im ersten Stockwerk einrichten lassen, dessen Fenster auf die Capelle sich öffnete und das zu erwärmen war. Er selbst aber war mit Christiane unten zwischen den Leuten.

Rosmary bemerkte dies mit großer Freude. Sie sah da oben die bleiche Frau und hier unten den stattlichen Mann so demüthig vor dem Altar knieen, daß sie dachte, es könne auch wohl fromme gute Menschen unter den Vornehmen geben und daß es ihr eine gewisse Beruhigung verlieh einer solchen Herrschaft zu dienen. Nach der Messe wurde sie zur Gräfin gerufen. Diese war allein; Christiane machte mit ihrem Vater eine Schlittenfahrt nach der Stadt, um noch einige Weihnachtseinkäufe zu machen. Die Gräfin hatte ihren Platz auf der Chaiselongue eingenommen, hatte allerhand Papiere neben sich liegen und sagte freundlich:

„Da Sie also, gemäß Ihrer Aussage von gestern, schreiben können: so setzen Sie Sich hier an den Schreibtisch, denn ich habe einige Briefe zu dictiren."

Sie dictirte ein fingirtes Schreiben an einen Kaufmann, bestellte diese und jene Sachen, gab deren Preis an, machte den ganzen Auftrag etwas unklar und sagte schließlich:

„Wie hoch beläuft sich denn nun eigentlich die Summe für die Bestellung?"

Rosmary machte die Rechnung und reichte ihr den Brief. Jene war richtig und dieser wies die schöne correcte Handschrift auf, wie sie im Institut sie gelernt hatte, selbstverständlich ohne eine Spur von Eigenthümlichkeit, weil sie höchstens sechsmal im Jahr einen Brief geschrieben hatte. Aber die Schrift war tadellos, Comma und Punkt standen am rechten Fleck und es fand sich kein grammatikalischer noch orthographischer Fehler. Nur die französischen Namen der Seidenstoffe waren nicht richtig geschrieben. Das erklärte die Gräfin, lobte die Schrift und fragte dann:

„Sagten Sie nicht, daß Sie englisch verständen?"

„Ich konnte es gut, allein ich mag viel vergessen haben," erwiderte Rosmary.

„Wir wollen es versuchen! es kommt doch vor, daß es etwas Englisches zu schreiben gibt."

In Wirklichkeit kam es nie vor; doch eingedenk der peremptorischen Bestimmung ihres Mannes, wollte die Gräfin in der That eine Generalprobe halten. Sie fiel befriedigend aus. Zwischen den verschiedenen Prüfungen sprach die Gräfin über dies und das mit Rosmary und ließ sich deren ganzen Lebenslauf erzählen. Das that Rosmary offen und einfach

insofern es sie selbst — doch mit der größten Zurückhaltung insofern es Andere betraf. Sie sagte keine Sylbe von Rosalba, von Otto, von der Sir Ralph-Episode. Sie hatte sich dies taktvolle Schweigen in den letzten Jahren zu eigen gemacht, der oft zudringlichen Neugier der Leute, zwischen denen sie lebte, gegenüber. Und dabei blieb sie auch jetzt, denn jene Personen berührten nicht im mindesten ihr Verhältniß zur Gräfin. Diese war höchst befriedigt, ja erbaut von Allem was sie bei Rosmary sah und hörte und sie sagte endlich:

„Ich bin jetzt mit mir einig über die Stelle, die ich Ihnen geben möchte, allein sie betrifft nicht Ihr eigentliches Fach, wie Sie es nennen, das Kleidermachen — und daher weiß ich nicht, ob Sie einverstanden sein werden.“

„Gnädige Gräfin,“ erwiderte Rosmary ruhig, „meine geringe Geschicklichkeit erlaubt mir nicht, Ansprüche zu machen und meine hülflose Lage gestattet mir keine Wahl. Brod und Obdach in einem Hause, wo Glaube und Sittlichkeit herrschen — mehr verlange ich nicht, und die Weise, in der ich Ihnen zu dienen habe, ist mir gleichgültig.“

„Das freut mich herzlich,“ sagte die Gräfin liebreich: „ich will Sie für das Fach behalten, dem Sie ebenfalls vorstehen können: Sie sollen keinen andern

Dienst haben, als den, mein Secretär und meine Vorleserin zu sein und mir Gesellschaft zu leisten, damit meine Tochter etwas mehr Freiheit bekomme. Zu Kleidern werden wir hoffentlich auch ohne Sie gelangen. Sind Sie damit zufrieden?"

„O das übertrifft ja all' meine Erwartungen!" rief Rosmary bewegt: „doch ob ich den Ihren entsprechen werde, gnädige Gräfin, — das weiß ich nicht."

„Es wird sich schon finden, liebes Kind. Der Pfarrer, durch dessen Vermittelung Sie uns empfohlen wurden, hat Sie in einem Brief an seinen Freund „bildungsfähig" genannt — und ist man das, so findet man sich leicht in seiner Stellung und Aufgabe zurecht und lernt hinzu, was etwa fehlt."

Gegen ein Uhr kam ein Diener und fragte, ob die Gräfin mit dem Gabelfrühstück auf die Rückkehr des Grafen warten wolle.

„Nein," antwortete sie: „ich will hier frühstücken und bringen Sie ein zweites Couvert für Fräulein Roth mit."

So hatte denn Rosmary ihren Platz gefunden und der Graf und Christiane sprachen Beide ihre Zufriedenheit damit aus. Die Gräfin unterrichtete Rosmary von Allem, was sie zu thun und zu lassen

habe, von der Tages- und der Hausordnung, und sagte schließlich:

„Es freut mich, daß Sie sogleich das liebe Weihnachtsfest mit uns feiern werden. Dessen Gemüthlichkeit und Andacht wird Ihnen helfen Sich hier einzuwohnen."

Und das war richtig: ein solches Weihnachtsfest hatte Rosmary nie erlebt, nicht bei ihren Eltern, nicht im Institut. Hier wurden die verschiedensten Elemente in den Kreis der heiligen Festfreude hineingezogen, die Dienstboten, die armen Kinder, die Kranken im Dorf — Alle wurden erfreut und beschenkt zur Erinnerung an das unermeßliche Geschenk und an die weltüberströmende Freude, die der heilige Christtag der Menschheit brachte. Und das ging Alles aus vom Grafen und der Gräfin. Sie sind zwar reich — sprach Rosmary wehmüthig bei sich selbst — aber meine Eltern waren es auch und haben doch nie an so etwas gedacht!

Am zweiten Weihnachtstag fuhr Christiane mit ihrem Vater zu einem großen Diner, welches einen Namenstag in der Nachbarschaft verherrlichte. In ihrem schneeweißen Anzug stellte sie sich der Mutter vor und sagte fröhlich:

„Findest Du nicht, Mama, daß in diesem Kleide die Christiane gar nicht übel aussieht?"

„Ich finde, daß sie seit Julians Abreise sehr frivol wird," entgegnete die Gräfin lächelnd, war aber in der Stille ganz derselben Meinung.

„Wie bin ich froh, daß Du nicht den lieben langen Abend ganz allein bist, Mama! ich werde jetzt noch einmal so vergnügt sein. Gib mir aber bitte jetzt den Abendkuß und Deinen Segen, denn ich komme erst morgen früh wieder . . . . um ein oder zwei Uhr." — —

„Welche glückliche Jugend hat Gräfin Christiane," sagte Rosmary zur Gräfin, als der Vater mit der Tochter fortgefahren war: „und wie sieht sie so allerliebst kindlich aus in dem einfachen Anzug mit dem grünen Sammtband und den Schneeglöckchen im Haar. Ich habe Kleider gemacht für junge Fräulein, die keineswegs Töchter eines reichen Grafen waren — aber sie mußten aussehen wie die neueste Nummer des Modenjournals."

„Und das ist der jugendlichen Anmuth gar nicht angemessen!" erwiderte die Gräfin. „Lebt eine junge Frau in großen Verhältnissen und hat sie einen gewissen Rang zu repräsentiren: so kleide sie sich im Geschmack der Welt; aber so ein junges Geschöpfchen, das erst eben in der Gesellschaft erscheint, das darf nicht durch seine Toilette Aufsehen machen; denn solchen Toiletten wird dann eine unerhörte

Wichtigkeit beigelegt — und die Christiane würde dann gar nicht so unbefangen und fröhlich sein, wie sie jetzt ist. Ueberdas kann ihr die göttliche Vorsehung einen Gatten bestimmt haben, der nichts weniger als reich ist — und in einem solchen Fall sind die Gewohnheiten des Reichthums lästig."

Wieder dachte Rosmary an ihre arme Mutter und daß vielleicht Rosalba nie verlangt hätte Baronin Uglas zu werden, wenn sie nicht in allen Verwöhnungen des Luxus aufgewachsen wäre und sie wiederzufinden gehofft hätte.

Am letzten Abend des Jahres begab sich das ganze Haus nach der Pfarrkirche, wo sich die Gemeinde versammelte, um durch ein feierliches Tedeum für alle Gnaden zu danken, die das Jahr brachte — und um durch den sacramentalischen Segen gewiß zu sein, daß der Urquell aller Gnaden auch im nächsten Jahr die Hand seiner Allmacht nicht zurückziehen werde. Mit tieferem Dankgefühl betete vielleicht Niemand an diesem Abend, als Rosmary.

Die große Sept-Patience.

Wie war der Tag so fürchterlich lang im Försterhause! Das fand nicht Rosalba allein, sondern auch Sintram und er war so viel wie möglich außerhalb desselben, sei es auf der Jagd, sei es in seinem Försterberuf. Er liebte Rosalba sehr, nämlich so, wie er sie von Anbeginn geliebt hatte, wegen ihrer lieblichen äußern Erscheinung. Er hatte auch nie Gelegenheit gehabt, etwas Anderes von ihr kennen zu lernen. Er sah sie nur — zuerst aus der Ferne, und wenn auch später in der Nähe und bei ihrer Blumenarbeit; so hatte er doch nie einen andern Gegenstand des Gesprächs berührt, als ihre gegenseitige Zuneigung. Was sie dachte, wie sie dachte, ob sie überhaupt dachte — davon hatte er keine Ahnung, als er sie zum Altar führte. Freilich machen alle Eheleute erst im täglichen Beisammenleben gründlich mit einander Bekanntschaft und da wird es denn

schwerlich an Ueberraschungen oder allmäligen Enttäuschungen fehlen. Bald sind sie größer, bald geringer; zuweilen treten aber auch unerwartete gute Seiten hervor und entwickeln sich Lichtpunkte. Genug, in Sintrams und Rosalba's Ehe fehlte es nicht an sehr großen Ueberraschungen. Für sie war es ihre ganze Stellung und für ihn — Rosalba's Nullität. Die Natur war verschwenderisch für ihre physische — und in demselben Maß karg für ihre geistige Ausstattung gewesen und ihre Erziehung hatte auf keine Weise dem Mangel abgeholfen. Sie hatte ein enges Herz und einen engen Verstand; — folglich lebte sie ganz oberflächlich für Außendinge, die ihrer Eitelkeit schmeichelten und ihre Selbstsucht nährten. Man hätte sie für die leibliche Tochter der Bauräthin halten können, so ähnlich war sie derselben in Gesinnung und Richtung und so ganz unähnlich ihrer wirklichen Mutter, die in ihrer abhängigen Lage nicht im Stande war, den Einfluß zu hemmen, den die Verhältnisse auf Rosalba hatten und dem ihre Neigungen entgegen kamen. Unglück und bittere Erfahrungen, die Rosmary's Character reiften und ihren Verstand weckten, gingen spurlos an Rosalba vorüber; sie hatte die Hoffnung, eine vornehme Dame zu werden — das genügte ihr. Sie sah und sie dachte nicht zur Rechten und nicht zur Linken, sondern

nur gerade vor sich, auf einen Punkt und der hieß: durch Sintram Baronin Uglas werden.

Jetzt war dieser Punkt erreicht und jetzt sah sie auf Einmal, wie verschieden menschliche Wünsche sich ausnehmen bevor und nachdem sie erfüllt sind.

Sie war nun fünfviertel Jahr verheirathet, und sie saß an jenem Sylvesterabend, den Rosmary so andächtig und so dankbar vor Gott feierte, einsam in ihrem Zimmer und spann. Sie hatte das Spinnen von ihrem Dienstmädchen gelernt. Es war doch eine kleine Abwechselung mit ihren beiden andern Beschäftigungen, nähen und stricken. Ueberdas hatte Sintram in der ersten Zeit gefunden, daß sie am Spinnrad ein liebliches Bild abgebe. Jetzt freilich sagte er schon lange nichts mehr darüber; aber sie spann, weil sie nichts Anderes zu thun wußte. Ernste Bücher waren ihr zuwider und es gab auch keine andern im Forsthaus, als solche, die sich auf Forstwissenschaften bezogen. Bücher wie die Bauräthin sie zu lesen pflegte, hätte sie sehr gern gehabt, allein es gab keine Leihbibliothek in Waldhaus. Menschen sah sie nicht. Ihre Schwiegermutter blieb unversöhnlich und so mußte auch ihr Schwiegervater es bleiben. Von ihrer Einführung in den Kreis der Nachbarn oder gar der Verwandten war selbstverständlich keine Rede. Es wäre an der Baronin gewesen, Rosalba

einzuführen. Sintram konnte es nicht; denn in welchem Hause durfte er sie vorstellen, da das Haus seiner Eltern ihr verschlossen war. Ueberdas war es unmöglich im Försterhause Gegenbesuche zu empfangen, was ihm denn doch, trotz aller Vorliebe für die Idylle, in die Augen sprang. Endlich fehlten ihm auch die pecuniären Mittel, welche die Geselligkeit unter seinen Standesgenossen erfordert hätte. Die Mutter behandelte ihn im Geldpunkt nur wenig besser, als ihren früheren Förster. Sie hielt ihm ein Reitpferd, weil er es unter Umständen nöthig haben konnte um Geschäfte zu besorgen; aber Wagen und Pferde für die Frau im Försterhause — welche Thorheit! — Den Umgang des Pfarrers und seiner Schwester verschmähte Rosalba und so vegetirte sie ohne Gesellschaft, ohne genügende Beschäftigung, ohne Zerstreuung, ohne geistige Anregung, ohne moralische Stütze, ohne religiösen Trost, ganz armselig dahin. Wie mit allen edlen Anlagen und höheren Gefühlen hatte die Natur sie auch mit sehr geringem religiösen Sinn bedacht, und ihre Erziehung hatte Alles gethan um ihn mehr und mehr zu schwächen. Der Gedanke an Gott sich zu wenden und zu halten, lag ihr fern. So lange sie mit Rosmary zusammen war, hatte sie wenigstens die allgemeinsten Pflichten des katholischen Christen erfüllt — und auch diese

nur mit großer Oberflächlichkeit! — jetzt aber, da Sintram ihr zur Seite stand und in religiöser Beziehung vollkommen gleichgültig und daher nachlässig war — jetzt wurde auch sie immer stumpfer und nachlässiger. So fiel es ihr denn auch heute nicht im Entferntesten ein, an dem allgemein üblichen Abendgottesdienst Theil zu nehmen. Das Dienstmädchen trat ein und bat um Erlaubniß in die Pfarrkirche zu gehen. Rosalba fragte ganz erstaunt:

„Willst Du schon wieder beichten? Du hast es ja am Weihnachtsfest gethan."

Als sie erfuhr, daß ein Tedeum gesungen und der sacramentalische Segen gegeben werde, antwortete sie:

„Geh' nur, wenn es Dich freut! aber bleib' nur nicht sehr lange aus."

Dann blieb sie allein mit dem großen Hunde, der ihr treuester Gesellschafter war. Sie spann, sie weinte, sie gähnte und zuweilen seufzte sie halblaut: Wie hätte ich dies Schicksal ahnen können! — Sie fühlte sich unaussprechlich elend. So schlichen ein Paar Stunden hin. Das Dienstmädchen kam zurück, ganz erfreut und erbaut und wünschte der Frau Baronin ein glückseliges Neujahr. Rosalba lächelte bitter, dankte und fragte, ob es nicht sehr kalt ge-

wesen sei. Das hatte das Mädchen nicht gefunden oder nicht bemerkt.

Endlich kam auch Sintram und ein matter Freudenstrahl überflog Rosalba's schöne Züge; sie war jetzt nicht allein! Sintram war tief in den Forsten gewesen und hatte Holz verkauft. Das erzählte er und verlangte dann das Nachtessen. Hat man sich den ganzen Tag in der Kälte und im Freien umherbewegt, kommt man Abends in ein warmes Zimmer und nimmt eine Mahlzeit, so wird man schläfrig, wenn man nicht von munterer Gesellschaft umgeben ist. Das geschah auch dem guten Sintram. Er setzte sich in einen tiefen Lehnstuhl und da Rosalba nichts weniger als munter war und gar kein Talent hatte ihn zu unterhalten, so schlummerte er sehr bald ein. Jetzt ging Rosalba's Traurigkeit in Trostlosigkeit über. Sie zerfloß in Thränen und Sintram fuhr aus seinem Schlummer durch ihr Schluchzen geweckt auf.

„Liebes Weibchen, was fehlt Dir?“ fragte er arglos und umarmte sie zärtlich.

„Ach .... ich langweile mich zu Tode!“ stammelte sie; „den ganzen Tag bin ich allein gewesen und jetzt, da Du nach Hause kommst und mit mir sprechen könntest .... schläft Du ein! .... Ach, ich wollte ich wäre noch eine Blumenarbeiterin.“

„O liebes Weibchen, der Wunsch wird wohl nicht

so ganz ernst gemeint sein! freut es Dich aber Blumen zu machen, so sehe ich nicht ein, weshalb Du es nicht thust. Du hast ja Deine Werkzeuge, also setze Dich an Deine Lieblingsarbeit und sei wieder munter wie früher, wenn ich Dich an Deinem Arbeitstisch besuchte."

„Das waren andere Zeiten!" seufzte sie.

„Aber nicht bessere!" versetzte er, „denn jetzt haben wir das erreicht, was wir damals ersehnten. Wir gehören einander an — und grollt die Mutter auch noch, weil ich in meiner eigensten Sache selbständig handelte, so wird das nicht immer dauern. Folglich sehe ich nicht ein, weshalb Du Grillen fangen willst."

Sintram war nicht umsonst der Sohn seines Vaters. Um das Ziel seiner Leidenschaft zu erreichen, hatte er mehr zur Hartnäckigkeit als zur Energie sich erschwungen und seitdem jenes Ziel erreicht war, trat wiederum sein passiver Character in den Vordergrund. Er ließ die Sache gehen und dachte allmälig wie sein Vater: Kommt Zeit, kommt Rath! — Vor seiner Heirath hätte er sehr gern die bewußte Anstellung in Croatien angenommen; doch jetzt, im ruhigen Besitz Rosalba's, war er herzlich froh, daß es nicht dazu gekommen sei. Ihm sagte seine gegenwärtige Beschäftigung zu und er arbeitete auf

seinem eigenen Grund und Boden. Die Mutter war bejahrt, sie konnte unmöglich auf die Dauer zürnen. Es gab also nichts Verständigeres, als sich in der vorübergehenden Lage zurecht zu finden. Doch so sehr er sich bemühte Rosalba für seine Ansicht zu gewinnen, gelang ihm das keineswegs. Ihre Eitelkeit und ihr Weltsinn litten allzuviel unter dem Druck ihrer Lage und legten das Gewand des Schmerzes an, daß sie es sei, die Verstörung in die Familie bringe. — —

„Minettchen!" sagte Baron Uglas zu seiner Frau, „morgen kommt unser armer Schelm von Sintram zu mir. Er wird auch zu Dir Profit Neujahr sagen wollen" . . . . —

„Nun das versteht sich, lieber Freund! ich habe ihm ja längst erklärt, daß er mir allzeit willkommen sei . . . . er allein, natürlich!"

„Eigentlich, Minettchen, dachte ich an ihn und sie."

„Ich bitte Dich von ihr zu schweigen. Jedes Wort über sie ist ein Nagel zu meinem Sarge."

„O Minettchen! rede nicht so traurig! ich schweige."

Als Sintram am Neujahrstag erschien, war sie nicht unfreundlich gegen ihn. Sie bedauerte ihn so unaussprechlich, daß ihr Zorn über seine Unbot-

mäßigkeit sich minderte. Sie sagte ihm er möge zum Speisen dableiben. Es waren Gäste anwesend und er blieb. Rosalba hatte ja gestern Abend gejammert, daß sie eine Mauer ziehe zwischen Sohn und Eltern: folglich mußte es ihr ein Trost sein, wenn die Mutterliebe eine Bresche mache.

Statt dessen gerieth Rosalba ganz außer sich. Sie wartete auf Sintram und er kam und kam nicht. Das Dienstmädchen fragte zweimal an, ob sie nicht das Essen bringen solle. Auf die erste Frage antwortete Rosalba:

„Ich will noch warten."

Auf die zweite:

„Ich warte bis der Baron kommt."

„Ach, das sollten Frau Baronin lieber nicht thun," gab das Mädchen zur Antwort; „es sind Gäste im Schloß; — ich hörte es schon gestern .... und der Herr Baron wird gewiß dort speisen. Soll ich nicht die Suppe bringen? sie wird sonst unschmackhaft."

„Nein! ich will warten!" entgegnete Rosalba scharf.

Gegen ein Uhr war Sintram fortgegangen, um zwei speiste man im Schloß und der kurze Wintertertag war bereits Abend geworden, als er um fünf Uhr sehr heiter bei Rosalba erschien, die vor Kum=

mer und Hunger ganz entkräftet und in nervöser Aufregung war.

„Meine Stellung ist nicht zu ertragen,“ sagte sie mit erstickter, bebender Stimme, nachdem er ihr Bericht über sein Ausbleiben und die ganze Mahlzeit erstattet hatte. „Aendert sie sich nicht, so muß ich mich von Dir trennen.“

„Liebes Weibchen, Du bist im Fieber! Du redest irre!“ versetzte er bestürzt: „ich dachte die Sache werde Dir Freude machen und Du nimmst sie übel auf! . . . . Bedenke doch nur dieses: habe ich erst bei der Mutter wieder festen Fuß gefaßt, so ist das der erste Schritt, der Dich zu ihr führt.“

„In dieser Weise hast Du seit Jahren zu mir gesprochen und da ich seitdem gar keine Aenderung bemerkt habe, so kann ich nicht länger hoffen, daß sie später eintreten werde.“

„Da hast Du Unrecht, liebes Röschen! meine Mutter ist ein eiserner Character, der die Nachgiebigkeit nicht kennt. So ist sie sechszig Jahre alt geworden. Da ändert man seine Richtung nicht und gibt man endlich in dem einen oder andern Punkt nach, so geht das langsam und schwer von statten. Ich habe Dir immer gesagt, daß Du Dich auf Widerwärtigkeiten gefaßt machen müßtest. Wenn ich sie nicht so stark ausmalte, wie sie in der Wirklich-

keit sind, so mußt Du das dem Sohn zu gut halten . . . . weil die Mutter sie bereitet. Und am wenigsten, süßes Weibchen, darfst Du davon sprechen mir fortzulaufen," setzte er scherzend hinzu.

Rosalba fühlte zwar ihr Unrecht, doch kam es ihr unmöglich vor sich andauernd in den Druck ihrer Lage zu finden und sie wurde täglich mißmuthiger, obschon sie Blumen machte — freilich nur recht gewöhnliche von Papier; aber zu welchem Zweck hätte sie feine Blumen machen sollen? Ihr Dienstmädchen hatte dringend um Blumen gebeten für die Pfarrkirche, und auf dem Altar des hochheiligen Opfers waren sie gut genug von Papier. Auf irgend einem gewebten affrösen Chignon wären sie freilich unmöglich gewesen.

Sintram verkehrte ganz freundschaftlich mit seinem Vater und suchte zu bewirken, daß dieser Rosalba besuche. Das hätte der Baron herzlich gern gethan, und wäre es möglich gewesen es heimlich zu thun, so wäre es schon längst geschehen. Aber unglückliche Umstände hätten diese That verrathen — und Minettchen sie als eine Missethat betrachten können und so hub er denn eines Abends kläglich an:

„Unser armer Fritzi! er dauert mich zu sehr!"

„Erst jetzt?" fragte die Baronin und mischte mit nervösem Eifer die Piketkarten.

„Ja, Minettchen, erst jetzt, weil er anfängt sich unglücklich zu fühlen."

„Das habe ich vorher gewußt und vorher gesagt," versetzte sie und gab die Karten.

„Ja, Minettchen, er ist unglücklich, weil seine Frau es ist — und sie ist es, weil sie sich in einer schiefen Stellung befindet. Drei Aß, Minettchen!"

„Sind gut! — Sie ist mit Vergnügen auf diese Stellung eingegangen .... jetzt bleibe sie darin."

„Das ist es eben, was sie nicht will! deshalb wünscht Fritzi .... drei Könige, Minettchen."

„Sind gut! — was wünscht Sintram?"

„Daß ich sie etwas tröste, sie in ihrer Einsamkeit besuche .... Terz Major, Minettchen!"

„Quart Major, lieber Freund! — Nein! daraus wird nichts! Wir Beide gelten für Eins. Gingest Du in's Försterhaus, so würde alle Welt meinen, daß auch ich hinginge — und davon bin ich weit entfernt."

„Aber, Minettchen, sie spricht von Davonlaufen!"

Die Baronin legte ihre Karten auf den Tisch und sagte dumpf:

„Werdet Ihr es nun gewahr, Du und Sintram, daß sie ihn nie wahrhaft geliebt hat? — Wenn sie ihn liebte, müßte sie ja in ihrem Försterhause selig sein, denn für ihre Herkunft und Lebensgewohnheiten

ist es wahrlich nicht zu gering! — und ist ihr Einkommen beschränkt, so braucht sie doch nicht ihren Unterhalt für Geld zu erwerben. Ihr Mann ist ganz zufrieden mit seiner Stellung, seiner Beschäftigung, ist in einem ganz leidlichen Verhältniß mit seinen Eltern — und jetzt spricht diese Person von Davonlaufen, weil sie nicht hier im Schloß wohnt, nicht mit vier Pferden fährt, nicht ihre Toiletten aus Paris bekommt! .... Gräßlich! .... Aber ich habe ihm das Alles prophezeiht, ohne eine besondere Sehergabe zu besitzen. Damals wollte er nicht glauben, jetzt kann er mit Händen greifen, wie Recht ich hatte!“

„Freilich, Minettchen, das kann er! .... aber was hilft ihm das in seinem Unglück?“

„Es kann ihm helfen es zu ertragen und die Armselige, die es über ihn brachte, in die gebührenden Schranken zu weisen. Uebrigens darf er ganz ruhig sein: sie wird nicht davonlaufen, es sei denn — mit einem Andern! Gott allein weiß, ob wir die Bitterkeit dieser Ehe schon bis auf die Hefen gekostet haben, obschon sie mir bereits das Leben gründlich vergällt. Nur ein Kind zu haben — es mit aller Sorgfalt zu erziehen — ihm das beste Beispiel zu geben — seinen Character so zu bilden, daß es in die Fußstapfen der Eltern eintrete — und

nach all' den Sorgen und Mühen eine solche Zerstörung aller und jeder Hoffnung zu erleben — das ist eine beispiellose Härte des Schicksals."

Der Baron hätte sagen oder denken können: Die Selbstsucht bildet Selbstsüchtige heran, indem sie das liebe Ich zum Prinzip ihrer Handlungen macht. Sintram handelte so, wie er seine Mutter handeln sah, obschon sie ganz anders sprach. Was das Beispiel betrifft, macht eine einzige Handlung mehr Eindruck und übt einen entscheidenderen Einfluß, als tausend Worte. Aber der gute Baron seufzte und sagte in der gedankenlosen Weise, die für die Baronin eine Folter war:

„Tröste Dich, Minettchen! es kann noch Alles gut werden!"

„Gut werden? und mein Sohn ist für's Leben an diese Unglückliche gefesselt!" brach sie aus und verließ ihren Gatten und die Piketpartie.

Er hatte einmal gehört, ein geschickter Schachspieler fände großes Vergnügen daran mit sich selbst eine Schachpartie zu spielen, weil das einen doppelten Schlachtplan erfordert, und so dachte er einen Augenblick daran mit sich selbst Piket zu spielen. Doch nein! ein ganz anderer Gedanke leuchtete in ihm auf. — Ich will die große Sept-Patience darauf legen, daß doch noch Alles gut wird. Ach, wenn

sie doch auskäme! — Er legte und legte mit der größten Aufmerksamkeit und Besonnenheit, allein die tückische große Sept-Patience wollte sich nicht herbeilassen eine Glücksprophetin zu werden, was den Baron tiefer bekümmerte, als Alles, was seine Frau gesagt hatte. Indessen wußte er sich männlich zu fassen. Morgen lege ich die kleine Sept-Patience! die kommt leichter aus! Und geschieht das nicht sogleich, so werde ich sie so lange legen bis sie doch einmal auskommt! . . . . Aber, meiner Seel', das kann ich ja auch bei der großen thun! —

Nemesis.

Ihre Kindheit abgerechnet, hatte Rosmary nie so friedliche Tage verlebt, wie jetzt auf Argenfels. Durch ihren zuverlässigen Character und ihre Brauchbarkeit war sie der Gräfin höchst angenehm, und da dies für ihre Stellung maßgebend war, so behandelte der Graf sie mit väterlicher Güte und Christiane wie eine Freundin. Zuerst hatte Christiane freilich zu der Mutter gesagt:

„Es ist schade, daß sie wenig weiß! wenn man über Dasjenige spricht, was vorgelesen wurde, kommt es zum Vorschein."

„Ihre Verhältnisse haben nicht das viele Wissen, sondern das tüchtige Sein von ihr verlangt und in ihr entwickelt," erwiderte die Gräfin: „Jetzt wird sie vorlesen, wird für sich allein lesen, wird über Manches sprechen hören und auf diese Weise auch Manches lernen, weil sie das Verlangen danach hat

und zu denken versteht. Ich meine Du könntest auch etwas für sie thun."

„Sehr gern, Mama, aber was?"

„Du kannst ihr französischen Unterricht geben, Christiane. Das ist passend für sie, für Dich eine gute Uebung und es gibt Dir zugleich die Befriedigung mit Deinem bischen Wissen einem Andern genützt zu haben; — das gibt erst dem Wissen einigen Werth."

Christiane verstand die gute Lehre, erröthete flüchtig und sagte:

„Wenn Du meinst, daß ich für das Lehrfach Talent habe, so will ich es versuchen, Mama; guten Willen hab' ich schon." — —

Da es auch die Schülerin weder an gutem Willen noch an Eifer fehlen ließ, so ging die Sache recht glücklich von statten und Rosmary lernte nicht blos das Französische, sondern noch manches Andere leicht und gern. Sie hatte auch nicht mehr die krankhafte Blässe, welche die Zimmerluft — und die vorgebeugte Haltung, welche die angestrengte Näharbeit so leicht geben. Es lasteten keine Sorgen auf ihren jungen Schultern; sie konnte sich physisch und moralisch aufrichten, Athem schöpfen, frei bewegen. Sie verlor sogar etwas ihren melancholischen Aus-

druck; allein der Ernst blieb der Typus ihrer Züge und ihres Characters.

„Es geht mir hier über alle Beschreibung und „alle Erwartung gut — schrieb sie einmal an Frau „Weiß — ja so gut, daß ich meine es müsse bald „wieder anders werden, damit ich nicht in Verweich„lichung und Schlaffheit verfalle. Denn das ist und „bleibt gewiß: wo meine Trübsal ist, da ist meine „Krone."

Frau Weiß und ihr Sohn, der Pfarrer, bei dem sie lebte, lasen immer mit Freude und Rührung Rosmary's Briefe und mit banger Bekümmerniß Rosalba's äußerst spärliche und äußerst mißvergnügte Mittheilungen. Worte der Ermunterung, des Trostes, der Ermahnung — die Hinweisung auf Gott und die Religion, machten auf Rosalba keinen andern Eindruck als den, daß sie nur noch seltener schrieb und nur noch bitterer wurde.

„Wer das Kreuz von sich stoßen will anstatt es zu tragen, der stößt Christus von sich!" seufzte die Mutter, „und wer das thut, geht zu Grunde."

„Verzage nicht und bete nur noch mehr für sie! vielleicht wird sie, um nicht zu Grunde zu gehen, sich endlich doch an das Kreuz anklammern," sagte der Pfarrer: „Es scheint ja nach dem letzten Brief, daß ihr Mann nicht mehr so liebevoll für sie sei,

als er gewesen ist. Verliert sie diesen Abgott, so nimmt vielleicht Gott der Herr dessen Stelle ein."

„Lieber Aloys," erwiderte Frau Weiß, „so weit ich Röschen kenne, hat sie nie einen andern Abgott gehabt als sich selbst. Wäre es ihr Mann gewesen, so hätte sie doch in der ersten Zeit zufrieden sein und trachten müssen seine Eltern durch Demuth zu versöhnen. Allein wir haben nie etwas Anderes als unzufriedene Klagen von ihr gehört."

Und das mußte der Pfarrer zugeben.

Sintram war allerdings beträchtlich gegen Rosalba abgekühlt, denn man gewöhnt sich an die schönste Frau, wie an die häßlichste; — und dann ist häufig der Umschwung vortheilhafter für diese als für jene, weil sie sich, um ihrem Mann zu gefallen, nie auf ihre Schönheit verlassen hat. Sintram begann in Rosalba das zu sehen, was sie immer gewesen war: ein unliebenswürdiger Character, ein beschränkter Verstand. Er selbst war keineswegs sehr geistvoll oder sehr hochgebildet; — indessen doch genug um zu finden, daß keine Spur davon bei Rosalba zu entdecken sei und daß sie kein anderes Interesse habe als für das, was sich auf ihre Person bezog. Ueber allgemeine Dinge ein Gespräch mit ihr zu führen war unmöglich. Sie langweilte sich beständig und langweilte ihn. Ueberdas ermüdeten ihn

ihre ewigen Klagen über seine Eltern, ja, sie begannen ihn zu verdrießen, so daß er mit Ungeduld und Heftigkeit antwortete und Rosalba nur noch mehr verstimmte. Trotz ihrer Schönheit kam es dahin, daß seine Gespräche mit ihr ihn dahin brachten entweder zu gähnen oder zu zanken — zwei Stimmungen, die dem Glück einer Ehe nicht sehr förderlich sind und die wesentlich dazu beitrugen ihn seinen Eltern zu nähern, umsomehr als seine Mutter ungewöhnlich liebevoll für ihn war. Er ging immer häufiger in's Schloß, kam Besuch, so fehlte er nie; er fuhr sogar zuweilen mit den Eltern zu diesem oder jenem Nachbar. Rosalba's geschah nie Erwähnung. In dem Punkt blieb die Baronin unerschütterlich. Sie hatte nie ihre Schwiegertochter gesehen. Der einzige Ort, wo dies zufällig möglich gewesen wäre, war die Pfarrkirche. Um das zu vermeiden, ließ sie an Sonn- und Festtagen aus dem benachbarten Städtchen einen pensionirten Geistlichen holen, der in der Schloßcapelle die Messe las. Rosalba war für die Baronin ein wesenloser Schatten, aber ein Schatten, der ihr ganzes Leben verfinsterte.

Eines Tages fand Sintram sie ungewöhnlich aufgeregt. Sie deutete auf ein Blatt Papier, das auf ihrem Schreibtisch lag; — daneben lag einiges Geld. Sintram nahm das Blatt. Es war der Coupon

einer Posteinzahlung an die Baronin Uglas von einem Modegeschäft und ganz erstaunt las er auf dem Coupon: „Für ein Kästchen mit künstlichen Blumen.“

„Dein Vater hat ohne nachzudenken, daß dies Geld unmöglich mir bestimmt sein könne, unterschrieben und die Zahlung angenommen. Sei so gut dies Geld zu entfernen,“ sagte die Baronin aufgebracht: „Ich bekenne Dir, daß ich diese Tactlosigkeit maßlos finde. Während man Alles meiden sollte, was an frühere Verhältnisse erinnert, geschieht in so auffallender Weise das Gegentheil. Wie mein Sohn das dulden kann, ist nur dadurch zu erklären, daß er in dem täglichen Umgang alles Zartgefühl verlor.“

„Beste Mutter, Du thust mir Unrecht! ich weiß keine Sylbe von diesem Handel und bin nicht minder empört als Du!“ entgegnete Sintram, nahm den Coupon und das Geld, stürmte zu Rosalba, die verdrießlich bei ihrer Blumenarbeit saß, legte beides vor ihr hin und fragte zornig:

„Ist das an Dich?“

„Ja!“ versetzte Rosalba kalt und ließ es in ihre Tasche gleiten.

„Also für Geld arbeitest Du? — und wenn ich fragte, was Du mit den schönen Blumen anfangen wolltest — gabst Du immer ganz scheinheilig zur

Antwort, sie wären für Kirchen bestimmt. Deine Kirche scheint also eine Modehandlung zu sein."

„Ich that das, um Deine Vorurtheile zu schonen."

„Und verstandest doch nicht die gehörigen Maßregeln zu nehmen, damit die Sache geheim bleibe! Jetzt ging die Posteinzahlung an meine Mutter."

„Daraus kann sie schließen, daß Dein Einkommen nicht für unsere Bedürfnisse genügt."

„Sage lieber, für Deine Bedürfnisse! denn ich bitte mir aus, daß dies Geld für die unseren nicht verwendet werde."

„Du hast gut reden! Deine ganze Ausgabe für Kleidungsstücke bezahlt Deine Mutter. Ich mag nicht fort und fort als ärmliches Aschenbrödel gekleidet sein und deshalb arbeite ich für Geld."

„Liebes Kind, als Du in Deinem Mansardenstübchen saßest, warst Du nicht wie eine Prinzessin gekleidet und dennoch bezauberte mich Deine Schönheit. Daraus siehst Du, daß es nicht die Kleider sind, die Liebe einflößen. Ob Dein Kleid grau oder blau, ob Dein Band grün oder gelb ist — das bemerke ich gar nicht. Willst Du Dich etwa für die Vögel im Walde schmücken?"

„Nein, für mich selbst .... zu meinem eigenen Vergnügen! .... ich habe ja nichts anderes in meiner freudenlosen Existenz."

Es lag etwas so Kindisches in ihrer Klage, daß er Rosalba nur erbärmlich und gar nicht bemitleidenswerth fand und es um so schärfer aussprach, als er den Vorwurf empfand, der für ihn darin lag. Die Folge davon waren Ströme von Thränen auf ihrer Seite und auf der seinen heftiger Verdruß. Sie kamen immer mehr auseinander. Je länger Sintram sich in den Forsten aufhalten konnte, desto lieber war es ihm. In seinem Hause hielt er die Bücher der Försterei und das ganze Rechnungswesen in bester Ordnung. Waren aber diese Geschäfte abgethan, so begann die Langweil und der dritte Winter seiner Ehe fand ihn so gedrückt, so entmuthigt, so finster, daß die Baronin mit einer Art von triumphirendem Jammerruf ausbrach:

„Hab' ich es nicht vorhergesagt: er ist unglücklich in dieser Ehe."

„Das ist er, Minettchen!" nahm der Baron ganz niedergeschlagen das Wort: „Du könntest ihm aber etwas auf die Beine helfen, wenn Du ihm erlauben wolltest den Flügel zu beziehen" .... —

„Ihm — mit Freuden! ihr — mit nichten! denn sie ist es, die ihn unglücklich macht. Er wäre zufrieden im Försterhause, wenn sie es wäre .... und sie ist es nicht, weil sie weder Tact, noch Bildung, noch Verstand, noch Herz hat. Das drückt ihn schwer.

Ich weiß, daß sie sich einbildet, die Baronin Uglas, die künftige Herrin von Waldhaus müsse im Schloß wohnen. Will sie aber als Frau Baronin anerkannt sein, so muß sie sich demgemäß benehmen und daß sie davon sehr entfernt ist, hat uns die schreckliche Blumengeschichte handgreiflich klar gemacht. Nein! sie bleibe wo sie ist! .... O könnte ich doch sagen: wo sie war."

„Sie ist aber doch seine rechtmäßige Frau," wendete der Baron schüchtern ein.

„Das ist sie — und damit begnüge sie sich bis nach meinem Tode!" fiel die Baronin in's Wort.

„O Minettchen, ich mag Dich nicht so reden hören," erwiderte der gutmüthige Mann. — —

Rosalba saß an ihrem Blumentisch. Sie hatte bei sich selbst beschlossen keineswegs ihre Arbeit aufzugeben, aber sie zu verheimlichen und den Erlös an ihre Mutter befördern zu lassen, die ihn dann mit aller Vorsicht ihr zuschicken konnte. Dadurch kam Trieb zur Arbeit und eine gewisse Spannung in die graue Einförmigkeit ihres Lebens. Es war im dritten Jahr ihrer Ehe, in den letzten Tagen des Februar gegen Abend. Der Himmel war kupferroth; der Thauwind sauste hohl durch die mächtigen Bäume des Waldes und des Parks, zwischen denen auf einem freien Platz das Försterhaus lag. Einzelne Schnee-

flecke und Schneestreifen deckten noch hie und da die braune Erde zu, auf welcher Krähen und Sperlinge umher hüpften und flatterten und nach irgend einem genießbaren Körnlein späheten und pickten. Der heulende Ton des Thauwindes, das Knarren der Aeste und das Gekrach, wenn ein trockner Zweig abbrach und zu Boden prasselte, waren schauerlich zu hören, und zuweilen waren die Windstöße so heftig, daß sie das Häuschen zu erschüttern schienen. Wie das unheimlich ist .... solche Hütte im Walde! dachte Rosalba: keine Nachbarn! weit und breit keine Menschen um diese Stunde! .... ich ganz allein mit dem Dienstmädchen! .... Wäre Puck nicht da, so wäre ich schon hundert Mal vor Angst gestorben. Puck ist mein bester Freund .... ein Hund! .... wer hätte das gedacht! — — Sie versank in das stumpfe Hinbrüten über ihre Lage, welches ihre ohnehin so geringe moralische Kraft noch mehr lähmte. Sie fühlte, daß Sintram kälter für sie wurde; allein sie schrieb das lediglich dem Einfluß seiner Mutter zu ohne auch nur im Mindesten ihren Mangel an jeglicher fesselnder Eigenschaft in Anschlag zu bringen. Des Nachdenkens ungewohnt, dachte sie auch nicht über sich selbst nach. Jede Andeutung ihres Mannes in dieser Beziehung nahm sie sehr übel auf. Von ihren beiden österlichen Beichten kam sie so empört

zurück, daß sie den Vorsatz faßte, diese Gewohnheit aufzugeben, weil der Geistliche sie zur Geduld, zur Demuth und zum Gebet ermahnt hatte. Welch ein grausamer Mann ist dieser Pfarrer! sprach sie zu sich selbst: ich soll mich darein ergeben, die schönsten Jahre meines Lebens in dieser Wildniß zu vertrauern und nicht daran denken, mich von einem Mann zu trennen, dem ich gleichgültig und zur Last geworden bin; — ich müßte nun auf meinem Platz ausharren bis es Gott gefalle die Verhältnisse zu ändern. Der Rath ist leicht zu geben! zu befolgen schwer. Rosalba versuchte auch gar nicht ihn zu befolgen, sondern gab sich träumerischen Vorstellungen hin, wie sie als schlichte Arbeiterin viel glücklicher sein würde. Einige Bücher, die sie aus der Leihbibliothek des benachbarten Städtchens bekam, nährten diese Vorstellungen. Sie hatte bis jetzt sehr wenig gelesen. Bücher, welchen Inhaltes sie auch waren, blieben ihr etwas Fremdartiges. Nun aber in der Langweil ihres Lebens war es eine Zerstreuung etwas von Welt und Menschen — in Ermangelung des Sehens und Hörens — zu lesen. Je übertriebener die Charactere, die Leidenschaften, die Begebenheiten waren — je greller Licht und Schatten, je schneidender alle Farben aufgetragen wurden — desto mehr machte es ihr Eindruck, und ob er richtig und der Wahrheit und

Wirklichkeit gemäß sei, darüber dachte sie weiter nicht nach. Die Schwester des Pfarrers besuchte zuweilen Rosalba, eine gebildete Frau, Wittwe eines Gymnasiallehrers. Sie war in einem Verein, der für gute Bücher sorgte und sie versuchte Rosalba für denselben zu gewinnen — vergeblich. Ebenso wenig Anklang fand ihr Vorschlag um die armen Kranken und armen Kinder im Dorf sich zu bekümmern. Sie habe dazu keine Geldmittel, versetzte Rosalba, und was die Bücher beträfe, so möge sie nur solche lesen, die ganz furchtbar spannend wären und vor Erwartung den Athem stocken machten. Die Professorin Folger hatte großes Mitleid mit der jungen Frau und wäre sehr befähigt gewesen ihr nützlich zu sein, allein Rosalba fand an diesem Umgang gar kein Behagen. Eine vierzigjährige Wittwe mit vierhundert Gulden Einkommen war keine Gesellschaft nach ihrem Geschmack. Sintram hatte sie auf die Professorin hingewiesen, die bessere Tage gekannt hatte und sich jetzt mit Ruhe in ihre Lage fand. Das nahm Rosalba höchlichst übel! Sie wollte mit alten frömmelnden Weibern nichts zu schaffen haben und wollte nicht in's Pfarrhaus verbannt sein, während er sich im Schloß herrlich unterhalte. Dies war keineswegs der Fall, denn er schleppte auch dort die Kette mit sich umher, an die er sich durch seine Ehe geschmiedet hatte, allein

er sah dort doch nicht Rosalba's schönes, aber durch Mißmuth entstelltes Gesicht, und hörte nicht ihre weinerliche oder mürrische Stimme. Auch er dachte mit tiefem Schmerz darüber nach, daß nicht blos seine Jugend, sondern sein ganzes Lebensglück ruinirt sei, denn er sah sehr klar ein, daß auch die geringsten Ansprüche eines Mannes an den Geist, den Character und das Herz einer Gattin, durch Rosalba keine Befriedigung finden könnten. Zuweilen fiel ihm Christiane von der Argen ein, die er garstig gefunden, über deren Geschichtskenntniß er sich lustig gemacht hatte. Ach, wenn Rosalba irgend eine andere Kenntniß als die des Blumenmachens gehabt hätte, welche Erquickung wäre das gewesen. Und dies klägliche Schicksal hatte er sich selbst bereitet durch elende Verblendung, Eigensinn und Selbstsucht. Er wußte zuweilen nicht, ob ihm Rosalba — oder ob er sich selbst mehr zur Last sei; denn gesetzt der Fall einer Versöhnung mit seiner Mutter oder deren Tod — welches Glück konnte er erwarten an der Seite einer Frau, die an Gemüth und Bildung tief unter der Mittelmäßigkeit stand und die in einer höheren Lebensstellung nichts weiter sah als durch schöne Kleider zu glänzen. Rosalba dachte in ihren Träumereien an Trennung und Sintram, wenn er Tage lang seine Forsten durchstreifte, wünschte sich weit hinweg von Rosalba, von

seiner Mutter, von Waldhaus, in die tiefe Einsamkeit der Wälder Volhyniens — als ob er dort ohne Gewissen und ohne Reue sein würde. — —

Rosalba saß unweit des Fensters, den Kopf voll Phantasien, die Hände voll Blumenblätter und vom Abendroth so lieblich beleuchtet, daß es schwer gewesen wäre dies reizende Bild nicht zu bewundern. Plötzlich verdunkelte sich der Abendhimmel für Rosalba. Sie blickte erschreckt auf und stieß einen so gellenden Schrei aus, daß ihr Dienstmädchen aus der Küche hereinstürzte, um der Frau Baronin zu Hülfe zu kommen. — —

Die Frau Baronin.

Vor dem Waldhauser Schloß erschien ein alter, unsauber und elend gekleideter Mann, mit verwildertem grauen Haupt- und Barthaar und mit dem stumpfen Blick, den die Trunksucht gibt. Er verlangte die Frau Baronin zu sprechen. Ein Diener sagte ihm, sie sei ausgefahren und bot ihm ein kleines Almosen, wie man es den Bettlern gibt. Der Mann stieß es zurück und erwiderte, er werde auf die Rückkehr der Frau Baronin warten: die werde ihn ganz anders behandeln; und dabei setzte er sich auf eine Bank im Hof. Der Diener versicherte kein Vagabunde bekomme mehr als drei Kreuzer und ein Stück Brod.

„Ich bin kein Vagabunde . . . . verstehe mein Geschäft, bin aber zu alt um zu arbeiten," lautete die Antwort.

„So wendet Euch an Eure Gemeinde, daß sie Euch versorge," versetzte der Diener.

„Das habe ich gar nicht nöthig! meine Kinder können mich versorgen.“

„Wer sind denn Eure Kinder?“

„Der Eine ist ein Schurke, hat mich in Paris im größten Elend sitzen lassen. Der Zweite ist ein Schuft, steht sich sehr gut als Secretär oder dgl. an einer Eisenbahn, hat auch schon sein Schäfchen in's Trockene gebracht, der filzige Geizhals! .... Der Dritte ist Pfarrer — aber gegen meinen Willen. Die Schwarzröcke sind mir verhaßt .... dahin gehe ich nicht.“

„Das sind ja prächtige Aussichten für Eure Versorgung!“ sagte spöttisch der Diener: „ein Schurke, ein Schuft und ein Schwarzrock! Da Ihr drei so ausgezeichnete Söhne habt, so begreife ich nicht, warum Ihr die Frau Baronin belästigen wollt.“

„Das kann ich Euch erklären, guter Freund!“ versetzte der Vagabunde in herablassendem Ton: „die Frau Baronin ist meine Tochter.“

Der Diener erschrak um so heftiger, als das Rollen eines Wagens die Rückkehr der Baronin verkündigte und er sagte eilfertig:

„Eure Tochter — wenn sie es wirklich ist — wohnt nicht im Schloß. Geht bei Seite. Ich führe Euch zu ihr, sobald“ .... —

„O nein! ich höre ja ihren Wagen. Sie wird sich freuen . . . . und ich freue mich auch.“

Der Diener wollte ihn von der Bank fortreißen, aber der Vagabunde schrie:

„Ich lasse mich nicht fortjagen! . . . . ich will zu meiner Tochter! . . . . zur Frau Baronin!“

Der Wagen fuhr vor. Der Diener riß den Schlag auf und der Baron und die Baronin stiegen aus. Sie sagte sogleich mit strengem Ton:

„Was ist denn das für ein wüstes Geschrei! solch ein Lärm schickt sich nicht. — Wer ist der Mann?“

Der Vagabunde war aufgestanden. Jetzt trat er vor, starrte die Baronin an, brach in rohes Gelächter aus und rief:

„Nein, diese Alte ist nicht meine Tochter! . . . . die junge Baronin, die ist's!“

„Ein Irrsinniger!“ sagte die Baronin kalt und wollte in's Haus.

„Mit Verlaub . . . . kein Irrer!“ rief der Vagabunde und trat ihr entgegen, „ich heiße Weiß und Rose Weiß, die junge Frau Baronin Uglas, ist meine liebe Tochter. Mein Sohn Anton, der Schuft! hat mir gesagt ich solle nur hergehen, sie würde eine große Freude haben.“

„Das wird sie ohne Zweifel! — Man zeige diesem Mann den Weg zum Försterhause,“ sagte die Baronin mit harter Stimme, eiskaltem Blick und unbewegten Zügen, während ihr Mann und der Diener ganz verwirrt vor Schreck waren. Und gelassen ging sie an Weiß vorüber. Aber in ihrem Zimmer und allein mit Ilse brach ihre Fassung zusammen und ein heftiger Nervenkrampf verrieth den Eindruck, den dieser Vorfall auf sie machte, und die Gewalt, womit sie ihn vor fremden Augen beherrschte.

Der Baron ließ sich inzwischen die ganze Begebenheit drei- bis vier Mal vom Diener erzählen, schüttelte schweigend und bedenklich den Kopf und machte sich, ganz an allem Trost verzagend, — an die große Sept-Patience um aus ihr Hoffnung zu schöpfen, daß dennoch die Sache ein gutes Ende nehmen werde. Als sich die Baronin später ganz gefaßt hatte, erschien sie zur Piketpartie und sagte:

„Siehst Du, wie der Kelch der Schmach immer bitterer wird? ich staune, daß ich's überleben kann! .... Armer Sohn! .... eine Tochter dieses Mannes Gattin zu nennen .... sie dereinst nach meinem Tode in das Haus seiner Väter einzuführen — lieber Freund, ist das Alles nicht ein böser Traum — ein Blendwerk — ein Roman gräßlichster Art!“

„Ja, dies ist in der That ein starkes Stück und wie der arme Junge mit diesem Schwiegerpapa sich stellen wird — darauf bin ich gespannt, denn es hat doch Alles seine Grenzen," versetzte der Baron mit einem Anflug von Aufgeregtheit.

Ein Diener hatte dem elenden Weiß den Weg zum Försterhause gezeigt und höchst empört seine Tochter nicht im Schloß zu finden, wanderte dieser durch den Park und erreichte sehr bald das Haus. Aber vor der Thür lag Puck, der riesige Neufundländer und knurrte grimmig den verdächtigen Fremdling an. Weiß wagte nicht der Thür zu nahen. Er ging von der Seite an das Haus heran und seine Gestalt war es, die verdunkelnd zwischen dem Fenster und dem Abendhimmel erschien. Als Rosalba mit einem durchdringenden Schrei vom Sitz aufsprang und zur Thür lief, klopfte er an's Fenster, damit sie hinschauen und ihn erkennen möge. Das that sie denn auch, allein es steigerte nur ihr Entsetzen. Sie umklammerte die eintretende Magd und stieß krampfhaft die Worte aus:

„Er darf nicht in's Haus."

„Nein, nein! Puck erlaubt das nicht. Frau Baronin können ganz ruhig sein. So ein alter Bettler thut uns nichts zu Leide."

Puck bellte wüthend. Weiß machte Geberden, die um Einlaß baten. Die Magd verstand das nicht und sagte:

„Frau Baronin sehen ja, daß er bettelt. Soll ich ihm nicht Etwas geben und ihn fortschicken?“

„Du bleibst bei mir . . . . gehst nicht von der Stelle,“ stotterte Rosalba, deren Zähne aufeinander schlugen, während fahle Bläſſe ihr Antlitz überzog. Dieser Mann sollte ihr Vater sein! Das hatte Philipp behauptet, als Beide vor Jahren sie nach Paris bringen wollten. Sie wußte es nicht; sie hatte ja keine Erinnerung von ihrem Vater. Allein die Mutter und Anton hatten ihr später bestätigt es sei der Vater gewesen. Und nun war er wieder da, sah noch viel verkommener und abschreckender aus, wollte zu ihr . . . . vielleicht sie fortschleppen . . . . vielleicht war Philipp in der Nähe . . . . und Niemand weit und breit zu ihrem Schutz, als Puck. Diese und tausend ähnliche Gedanken wirbelten durch Rosalba's Gehirn. Das Herz schlug ihr in der Kehle, ihre Lippen waren vertrocknet, sie zitterte an allen Gliedern.

„Ist die Hausthür verriegelt?“ fragte sie, indem sie starr auf Weiß blickte, um jede seiner Bewegungen zu überwachen.

„Ja gewiß! Wenn der Herr Baron ausgeht, riegele ich die Thür hinter ihm zu."

„Aber die Hinterthür steht gewiß weit offen."

„Das nicht .... aber verriegelt ist sie nicht."

„Mein Gott, wenn er dort hereinkäme!"

„Puck verwehrt das! Frau Baronin können ja sehen wie Puck aufpaßt — und können hören wie grimmig er knurrt."

„Guter Puck!" ächzte Rosalba ganz stumpf.

„Darf ich nicht herausgehen und dem Mann ein Almosen geben? ich fürchte mich gar nicht."

„Um Gotteswillen nicht, Bärbchen! .... Er würde mit Dir in's Haus eindringen."

„Das hat noch nie ein Bettler versucht."

„Wir wissen ja nicht ob er ein Bettler ist. Er kann ja ein Räuber sein, der sich nur als Bettler anstellt."

„Ein .... Räuber!" wiederholte Bärbchen mit stockendem Athem; denn Rosalba's Angst wirkte ansteckend: „ach, lieber Gott stehe uns bei! .... wie sollen wir einen Räuber loswerden."

„Ich weiß es nicht!" seufzte Rosalba halb ohnmächtig.

„Vielleicht ginge er fort wenn er einen Gulden bekäme, denn fortgehen muß er .... es dunkelt

ja schon," sagte Bärbchen, die ihre Besinnung behielt: „Frau Baronin müssen ihm aus dem Fenster einen Gulden reichen."

„Nicht ich .... Du! — und nicht reichen, sondern zuwerfen, damit er uns nicht nahe kommt. Versuche es! .... Hier ist ein Gulden."

Bärbchen wickelte den Gulden in ein Paar Bogen rosenfarbenen Blumenpapiers ein, um das Päckchen möglichst groß und sichtbar zu machen, öffnete dann das Fenster und schleuderte es mit aller Kraft weit hinaus indem sie Puck herbeirief, damit er sich nicht etwa auch auf das Päckchen stürze.

„Nun? .... was thut er?" fragte Rosalba ängstlich.

„Er hebt das Päckchen auf — und geht fort."

„Nach welcher Seite?"

„Nach dem Schloß."

„Auch dort wird er eindringen wollen — wie gräßlich!" rief Rosalba verzweifelnd.

„Ach, er scheint nicht sehr fest auf den Beinen zu sein! der Johann oder der Jakob werden leicht mit ihm fertig. Frau Baronin sehen aber weiß wie die Kalkwand aus. Jetzt ist gar nichts mehr zu fürchten!" versicherte Bärbchen, ahnungslos über

den eigentlichen Grund von Rosalba's maßloser Aufregung.

„Geh' und verriegele die Hinterthür," sagte Rosalba und sank als sie allein war tödtlich erschöpft auf einen Stuhl, gefoltert von dem Gedanken, daß der schauerliche Besuch morgen wiederkehren könne und nicht wissend ob sie ihren Mann davon in Kenntniß setzen solle oder nicht. Aus Schonung für ihren Mann nichts zu erwähnen — das fiel ihr nicht ein. Die Zeiten waren vorüber! doch aus Schonung für sich selbst hätte sie gar gern geschwiegen. Sintram fand sie aber bei seiner Heimkehr noch ganz außer Fassung und fragte nach der Ursache. Da sagte sie Alles.

„Das fehlte noch!" versetzte er finster und dann fragte und sagte er nichts mehr. Rosalba, und was mit ihr zusammenhing, demüthigte ihn fort und fort auf das Empfindlichste.

„Kann denn nichts für den unglücklichen Greis geschehen?" fragte endlich Rosalba entrüstet.

„Hier nicht! in seiner Gemeinde muß man für ihn sorgen. Er wird einen Heimathschein haben und dahin muß man ihn morgen befördern," erwiderte Sintram kalt.

„O mein Gott! gibt es auf der Welt ein Wesen, das eben so unglücklich ist, wie ich!“ rief sie.

„O ja! ich bin dies Wesen.“

„Nein! denn Du hast Eltern, die Dich lieben.“

„Und die ich unglücklich gemacht und um ein zufriedenes Alter gebracht habe! . . . . Doch laß uns nicht weiter streiten, wir kommen doch nicht zur Verständigung.“

Sintram setzte sich an sein Schreibpult und vertiefte sich in seine Rechnungsbücher, während Rosalba irgend ein Buch der „Geheimnisse“ hervorholte und bei diesen Schauergeschichten durch Aufregung der Phantasie ihre wirkliche Aufregung zu betäuben suchte.

In der Frühe des nächsten Morgens meldete der Jägerbursche dem Herrn Förster, an einer großen knorrigen Eiche am Rande des Waldes habe sich ein Mann erhenkt. Rosalba's Sinne schwanden. Sintram stürzte fort um den Fall von der Polizei des Ortes constatiren zu lassen. Ja, der elende Greis hatte sich in einem Anfall von jener dumpfen Verzweiflung, die den Trunksüchtigen nicht selten in seinen lichten Augenblicken ergreift, das Leben genommen. Daß nicht augenblickliche Noth ihn dazu drängte, bewies das Guldenstück, das man

bei ihm fand und das in einen rothen Papierfetzen eingewickelt war.

Rosalba fiel in eine schwere Krankheit. Die Baronin erkrankte nicht, aber sie schwand dahin; der Kummer nagte an ihrem Leben.

In der Familie.

Auf Waldhaus Gram und Verstörung. Auf Argenfels Freude und Frieden! nicht in den Ereignissen, aber im innern Leben und in den Familienverhältnissen. Der blutige Krieg mit Frankreich brachte freilich einen Wirbelwind der Verstörung, der alle Arten von Leiden zusammentrieb — ein Massacre ohne Gleichen, vielgestaltigen Tod, das Elend der Gefangenschaft, den Jammer der Spitäler, die Thränenströme der Wittwen und Waisen — das Alles wurde auf Argenfels so tief empfunden als anderswo. Doch umsomehr empfand man auch den Trost, der im harmonischen Familienleben liegt. Emerenz, die älteste Tochter, war im Anfang des Sommers mit ihren Kindern gekommen um einige Monate bei den Eltern zu bleiben, weil ihr Mann auf seinem Gut am Oberrhein das Wohnhaus umbaute. Von den Kriegsereignissen überrascht mußte sie auf Argen-

fels bleiben, weil die Bauleute in's Feld zogen und das Haus unfertig dastand. Sie mußte sogar im Spätjahr ihr Wochenbett dort aufschlagen. Aber die Sorge für sie brachte eine wohlthätige Zerstreuung mit sich und als ein Sohn auf die Welt kam — der ersehnte, nach drei kleinen Mädchen — so erfüllte dies Geschenk Gottes alle Herzen mit freudigem Dank. Die Gräfin hatte an Emerenz und den Kindern eine liebe Gesellschaft und dadurch waren Christiane und Rosmary freier und konnten in dem Spitälchen thätig sein, das der Graf in einem Nebenhause eingerichtet hatte.

Julian von der Argen hatte eine so zarte Gesundheit, daß er den Soldatendienst nicht leisten konnte. Er hatte im Frühling die Universität bezogen nnd fragte bei dem Ausbruch des Krieges seinen Vater, ob er etwa dennoch den Versuch machen solle in's Feld zu ziehen. Der Graf antwortete:

„Lieber Julian! studire fleißig und kräftige Deine „Gesundheit. Es werden noch so viel Kriege kom„men, daß es ganz gut ist, wenn jetzt ein Paar „junge Leute dafür übrig bleiben. Und fragst Du „mich, woher ich das wisse, so antworte ich kurz „und bündig: weil zwei Mächte die Welt regieren „mit denen kein Friede möglich ist: das Recht des „Stärkeren und die Nützlichkeitspolitik."

Von allen Siegesberauschungen und von allen Schwärmereien für diesen urdeutschen Krieg und für die wunderbare deutsche Einigkeit blieb man auf Argenfels gänzlich unberührt. Man dankte Gott für die Demüthigung des Feindes, man linderte das Elend, wo und wie man es fand: das beschäftigte die Gedanken und nahm die Zeit in Anspruch; doch in Jubelfanfaren stimmte man nicht ein.

„Ueber gewonnene Schlachten, die mit einem solchen Meer von Blut bezahlt wurden, wird auf Argenfels nicht gejubelt," sagte der Graf ernst: „die übriggebliebenen Soldaten mögen das thun! Wir denken an die Todten und deren Hinterbliebene — und das stimmt nicht zum Frohlocken."

Sein Schwiegersohn, Herr von Thierstein, war anderer Meinung. Er reiste zwischen seinem Gut, das nicht herrenlos bleiben durfte, und Argenfels hin und her, und wußte Manches zu erzählen von Freudenbezeugungen und Jubel des Volkes da und dort und wie erhebend es sei, daß endlich das nationale Bewußtsein erwache.

„Es soll nur ruhig wieder einschlafen — das nationale Bewußtsein," entgegnete der Graf: „es läuft sonst Gefahr als Majestätsverbrechen auf der Festung eingesperrt zu werden. Ja ja, lieber Valerian, Du bist bestürzt über diese Prophezeihung,

aber sie hat bereits ihre Antecedentien. Der preußische Staat denkt nur dann daran sich deutsch zu nennen, wenn er Deutschlands Hülfe bedarf — sei es um sich zu retten, wie im Jahr 1813, sei es um seine Macht zu vergrößern, wie eben jetzt. Ist das geschehen, so wird er wieder preußisch. Die armen dummen Jungen, die sich unterstanden zwischen den Jahren 1815—40 deutsch sein zu wollen, wurden als Hochverräther eingesperrt und Demagogen genannt. Sei fest überzeugt, daß wir Aehnliches erleben werden. Preußisch wollen Diejenigen wahrlich nicht sein, die im gegenwärtigen Augenblick der preußischen Fahne folgen! frage doch einmal die bairischen, die hessischen, die sächsischen Soldaten, ob sie preußische Soldaten sein wollen? O mit nichten! sie wollen das bleiben was sie sind: jeder ein deutscher Stamm, wie von Alters her. Gehst Du ein Paar Stufen höher hinauf, so findest Du allerdings Männer, die sich mit einigem Stolz als Deutsche fühlen und recht gewaltige Deutsche zu werden hoffen, aber Preußen wollen sie durchaus nicht werden. Die Freimaurer und Juden, inclusive jüdische Christen, die tragen ganz gewaltiges Verlangen nach deutsch-preußischer Verschmelzung; sonst Niemand. In den famosen Jahren 1813—15 war man nicht blos deutsch in Preußen, sondern sogar altdeutsch und die Damen

trugen altdeutsche Hauben und einen altdeutschen Kleiderschnitt. Das ging von Berlin aus. Man suchte also die Gesinnung in eine Zeit zu versetzen, wo der preußische Staat noch gar nicht existirte, denn das alte Deutschland wußte nichts von ihm — und trotz dessen blieb Preußen — preußisch und verlangte in wenigen Jahren, daß deutsche Sympathien aufzuhören und mit der altdeutschen Tracht in die Polterkammer zu wandern hätten."

„Das sind alte Sünden, lieber Vater!" rief Thierstein lachend, „jetzt ist Preußen der Retter Deutschlands und wir müssen es dankbar mit Gut und Blut unterstützen."

„Ich weiß nicht ob Du im Ernst oder im Scherz redest."

„Im vollen Ernst, bester Vater!"

„So werde ich Dir auch im vollen Ernst antworten: Preußen hat diesen Krieg herauf beschworen" .... —

„Ah, Du bist ungerecht! wegen einer zurückgezogenen Candidatur zur spanischen Krone hat Frankreich mit namenloser wahnwitziger Frechheit den Krieg erklärt."

„Vollkommen einverstanden! nichtsdestoweniger hat Preußen ihn heraufbeschworen durch das Jahr 66, als es seinen Eroberungsgelüsten Spielraum gab,

Deutschland zerriß und den deutschen Bund aufhob — mit einem Wort: sich als Preußen gerirte, als ein erobernder Staat, der von jeher dem deutschen Reich feindlich war. Das, was jetzt arrangirt werden soll — denn gegründet nenne ich nur das, was auf sittlichen Prinzipien ruht — ist ein vergrößerter preußischer Staat, der mit Deutschlands Geld- und Blutkräften und mit der deutschen Reichs-Maske um so mehr erobern kann. Erobernd gesinnt ist aber auch Frankreich; auch Frankreich ist durch Eroberungen das geworden, was es ist. Obschon jahrelang intime Freunde — wie wir das 1859 und 66 erlebt haben — mußte über kurz oder lang die Rivalität sie zu Feinden machen. Das ist jetzt geschehen. Preußen und Frankreich bekämpfen sich um ihre Macht und Stellung in Europa zu behaupten, zu sichern, zu erhöhen und dafür soll nach Deiner Meinung das, was nach dem Bruderkrieg von 66 von Deutschland übrig geblieben ist — mit begeistertem Dank für Preußen sich opfern? Dieser Logik kann ich nicht folgen, mein Sohn."

„Der Gang der Ereignisse setzt häufig alle Logik bei Seite und überrascht im riesigen Maßstab. Sieh diese Thaten! sieh diese Erfolge! sieh diesen Napoleonischen Salto mortale! Wer dergleichen erlebt muß sich nicht an die starre Logik anklammern."

„Lieber Valerian, ich sehe gerade aus diesem Salto mortale, daß die göttliche Vorsehung sehr logisch ist oder — wenn Dir das zu starr klingt — ich sehe, daß der alte Spruch immer Recht behält:

Gottes Mühlen malen langsam,
Langsam aber trefflich fein,
Was an Langmuth er verloren,
Holet er durch Schärfe ein. —

Und so lange diese Ueberzeugung in mir fest steht, kann ich mich unmöglich dazu herablassen, über gewonnene Schlachten und Festungen in Extase zu gerathen und in dem Zerstörer Deutschlands dessen Hort und Heil zu sehen. Wer auf Napoleonischen Wegen geht, der geht eben dadurch auch Napoleonischen Schicksalen entgegen. Versteht sich in andrer Form. Das ist die Logik der Thatsachen, die auf jedem Blatt der Weltgeschichte zu lesen ist."

„Du bist gar nicht in patriotische Begeisterung zu versetzen!" rief Thierstein lachend.

„Wenigstens nicht durch die Tagesereignisse — das gebe ich zu," versetzte der Graf ebenfalls lachend: „ja mir scheint sogar Dein einiges — „Deutschland"-Räuschchen habe auch nicht viel von Begeisterung an sich, sei mehr von Außen Dir angeweht, Dir und vielen Andern, wie eine Influenza, die mit der krankhaften Luft der Zeit zusammenhängt."

„Die allerschlechteste Patriotin ist ohne Zweifel Christiane," sagte Thierstein neckend: „ihr erster Gedanke ist immer an die Franzosen."

„Ja!" entgegnete Christiane unverzagt, „denn sie sind am unglücklichsten! sie sind gedemüthigt und gefangen."

Uebrigens ging sie mit Rosmary den Krankenschwestern thätig zur Hand, die im Spitälchen die Verwundeten pflegten, und was sie an Baarschaft besaß, und was sie durch den Verkauf ihrer kleinen Pretiosen löste, sie verwendete Alles um die Genesenen nicht mit leerer Hand zu entlassen.

Tief im Winter trafen an demselben Tage zwei Telegramme ein. Das eine berief Thierstein zu seinem erkrankten Bruder nach Frankreich. Das andere meldete die glückliche Ankunft Winfrieds von der Argen in Europa. Emerenz weinte, daß ihr Mann in diesen verpesteten Lazarethen seinen Bruder aufsuchen solle und die Gräfin machte den Vorschlag, Valerian möge ihn so bald wie möglich nach Argenfels bringen; hier, in der gesunden Luft und in der Ruhe des Schloßlebens werde er sich gewiß bald erholen. Damit waren Alle freudig einverstanden und Emerenz konnte jetzt ungetrübt an der Freude der Ihrigen über Winfrieds Rückkehr theilnehmen. Sein Seemannsberuf hatte ihn seit fast drei Jahren fern

von Europa in die westlichen und östlichen Meere und zu deren Küstenländern in allen fremden Welttheilen geführt. Seine Briefe wurden immer mit Frohlocken auf Argenfels empfangen, gelesen, vorgelesen und wieder gelesen; aber keiner war so beglückend wie der, welcher auf das Telegramm folgte. Er nahm auf ein Jahr Urlaub und wollte, nach einem kurzen Aufenthalt bei seiner Schwester Tony in Wien, im Februar auf Argenfels eintreffen.

„Der Februar wird zum Wonnemonat, Mama!" rief Christiane und umarmte zärtlich die Gräfin und zu Rosmary sagte sie: „Jetzt werden Sie endlich einmal einen liebenswürdigen Mann kennen lernen!"

„Du bist eine sehr verbindliche Tochter!" sagte der Graf herzlich lachend.

„Ich habe junge Männer gemeint!" betheuerte sie.

„Dann mußt Du mit mir die Lanze brechen, die ich für Valerian einlege!" rief Emerenz.

„Nun, Rosmary soll später entscheiden, ob ich Recht habe oder nicht," versetzte Christiane.

„Ich denke das wird Sache des Geschmacks sein und darüber läßt sich nichts entscheiden," sagte Rosmary.

„Gut! so lassen wir es dabei: für mich ist Winfried der liebenswürdigste Mann."

„Bis jetzt!" sagte Emerenz und sang: „Es kann ja nicht immer so bleiben — Hier unter dem wechselnden Mond."

„Die arme Theophile!" sagte die Gräfin am nächsten Abend und legte den Brief zusammen, den sie aufmerksam gelesen hatte: „während uns eine so große Freude bevorsteht, zehrt der Kummer sie auf."

„Ist wieder etwas Neues auf Waldhaus vorgefallen?" fragte der Graf.

„Das nicht; aber daß es beim Alten bleibt und bleiben muß, ist ja über die Maßen traurig."

„Wie steht es denn eigentlich auf Waldhaus?" fragte Frau von Thierstein: „zwischen den tausend kleinen Ereignissen in meiner Kinderstube und all' den ungeheuerlichen Begebenheiten in Europa tauchen für mich Familiengeschichten — sobald sie nicht den allernächsten Kreis betreffen — nur ganz vorübergehend und zusammenhangslos auf."

„Aber Emerenz!" rief Christiane höchst empört, „Du wirst doch nicht die gräßliche Geschichte mit dem Vater, der sich neben dem Hause seiner Tochter erhenkte, vergessen haben! Das wäre ja eine himmelschreiende Gleichgültigkeit."

„Vier ganz kleine Kinder, d. h. vier äußerst zarte kleine Menschenleben, vier unsterbliche, mir

anvertraute Seelchen müssen für ihre Mutter bei Dir Fürsprache einlegen, Christiane," gab Frau von Thierstein lächelnd zur Antwort: „Uebrigens entsinne ich mich sehr genau jener schauerlichen Catastrophe, die etwa vor einem Jahr vorfiel, und auch, daß in Folge derselben Sintrams unglückliche Frau schwer erkrankte."

„Ja," nahm die Gräfin das Wort, „sie verfiel in einen Zustand von nervöser Aufregung, der sie weder Tag noch Nacht zur Ruhe kommen ließ. Im Schlaf wurde sie von Fieberträumen — wachend von fieberhaften Vorstellungen geängstigt. Sie konnte keinen Augenblick allein sein . . . . sie konnte keinen Hund sehen, keinen Baum sehen und dgl. mehr. Man gab ihr eine Krankenschwester zur Pflege und Gesellschaft; — doch sie erklärte, sie werde sterben, wenn man sie nicht zu ihrer Mutter gehen lasse. An ihren Tod glaubte der Arzt durchaus nicht; statt dessen fürchtete er eine ernstliche Geistesstörung und sie ging zu ihrer Mutter."

„Wenn diese dem schrecklichen Vater ähnlich ist," unterbrach Frau von Thierstein, „so wird sie sich dort schwerlich erholen können."

„Die Mutter soll eine brave, schlichte Frau sein, die bei ihrem Sohn, einem Pfarrer im Nassauischen, auf dem Lande lebt."

„Gott Dank! das ist ja ein gutes Plätzchen um wieder zur Ruhe zu kommen!"

„Leider war das nicht der Fall! Nach einem kurzen Aufenthalt ging sie fort, und zu einem andern Bruder, indem sie ihrem Mann schrieb: Da wir uns nicht mehr lieben und folglich namenlos unglücklich sind, trenne ich mich von Dir, lege Deinen Namen ab und gebe Dir die Freiheit Dich anderweitig zu verehelichen."

„Ihr Verstand hat also doch gelitten!" bemerkte Frau von Thierstein.

„Vielleicht ist es mehr eine moralische, als eine Verstandes-Verfinsterung. Genug sie ging zu diesem zweiten Bruder — und seitdem ist sie verschollen; — wenigstens für Waldhaus, und die arme Mutter muß erleben, daß die Gegenwart und die Zukunft ihres einzigen Kindes nichts sind, als eine Ruine."

„O diese im Wahnwitz geschlossenen Ehen! sie sind ein Fluch nicht blos für die betreffende Familie, sondern für die ganze menschliche Gesellschaft, die sich daran gewöhnt die Verzerrung, die Entwürdigung des heiligsten Verhältnisses zu sehen!" brach der Graf aus.

„Hätte wenigstens Theophile ihren Sohn mit seiner Frau nach Volhynien ziehen lassen — wie das seine Absicht war!" sagte die Gräfin. „Die

Entfernung wirkt beruhigend und allmälig ausgleichend auf zwiespältige Verhältnisse.“

„Hätte! hätte!“ fiel der Graf ein: „hätte Sintram überhaupt nicht diese tolle Ehe geschlossen! dieses „hätte“ würde jedes andere überflüssig gemacht haben. Man muß doch etwas Rücksicht auf das Decorum nehmen und er hat ja gewußt, daß seine Frau die Tochter eines ganz verkommenen Subjectes sei, daß er also Gefahr laufe in irgend einem Landstreicher seinen Schwiegerpapa begrüßen zu müssen.“

„Unbegreiflich, daß ein Mädchen, in solcher Umgebung aufgewachsen, Sintram fesseln konnte,“ sagte Frau von Thierstein.

„Sie ist bei einer Wohlthäterin aufgewachsen und eine Reihe von Jahren in einem guten — aber freilich protestantischen Institut erzogen,“ entgegnete die Gräfin, „und ihre äußere Erscheinung soll sehr einnehmend sein, wie der gute Uglas versichert.“

„Kann sein!“ fuhr der Graf fort: „man muß aber für eine Ehe auch den ganzen Anhang eines Mädchens berücksichtigen! und diese Erziehung bei einer Wohlthäterin, die das Kind in ein protestantisches Institut und über seinen Stand bilden läßt, wird weder für den religiösen Sinn noch für die Entwickelung des Characters ersprießlich gewesen sein. Kurz, es „hätte“ jede der handelnden Personen

dieses Dramas ganz anders sein müssen — und dann wäre es allerdings nie vorgefallen."

„Aber, Papa, was würdest Du thun, wenn Winfried oder Julian eine solche Heirath schließen wollten?" fragte Christiane.

„Ich würde sie nie zugeben, mein Kind."

„Und wenn sie vor Gram krank oder unsinnig werden . . . . oder gar sterben wollten."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß meine Söhne, die christlich vernünftig und in der Uebung der Selbstverleugnung erzogen sind, in dergleichen Ueberspannungen verfallen könnten. Einer solchen Ueberreizung des Gefühls würde ich gewiß nicht nachgeben. Was thätest Du, Emerenz?"

„Ganz dasselbe!" versetzte die Gräfin lebhaft: „der Rückschlag einer solchen Leidenschaft bleibt nicht aus. Auf einen kurzen Traum folgt das Erwachen in der Wirklichkeit, die Erkenntniß eines Blendwerks aufgeregter Phantasie und stürmischer Gefühle, und eine lange bittre Reue, die selten, höchst selten zur Veredelung der Charactere eines solchen Ehepaares führt. Nein! wenn Winfried und Julian jemals einer solchen traurigen Leidenschaft entsagen müßten, so würde mein Mutterherz mit ihren Kämpfen sympathisiren — aber für einen tödtlichen Schmerz oder gar für ein Unglück würde ich diesen Kampf durch-

aus nicht halten. Im Gegentheil! Entsagung macht stark und die Nichterfüllung eines jugendlichen Wunsches kann dem Character eine viel edlere Richtung geben, als er bisher hatte."

„Wir verstehen einander!" sagte der Graf mit einem Blick der innigsten Zärtlichkeit.

„Mama, Du bist eine spartanische Mutter!" sagte Frau von Thierstein und küßte die Hand der Gräfin, die sanft erwiderte:

„Liebe Emerenz, wenn Du eine längere Lebenserfahrung haben wirst, so wird es Dir einleuchten, daß versagte Wünsche sehr oft eine größere Gnade sind, als erfüllte — und dann kommst auch Du gewiß zu einer Gesinnung, die ich lieber christlich als spartanisch nennen möchte, denn ihre Wurzel ist ein unbegrenztes Gottvertrauen und ihre Losung ist das göttliche Mahnwort: „Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach."

„Ich weiß es," sagte Frau von Thierstein: „aber es wird mir so schwer das Kreuz für meine süßen Kindlein anzunehmen."

„Ich weiß es auch, Mama," seufzte Christiane, „aber es wird mir so schwer das Kreuz, das ich bis jetzt noch nicht kenne, für meine Zukunft anzunehmen."

„Ich weiß es auch, gnädige Gräfin! wo mein Kreuz, da ist meine Krone," sagte Rosmary. Es war das erste Wort, das sie an diesem Abend sprach.

„Rosmary, Sie sind ein idealisches Wesen!" rief der Graf scherzend: „Sie geben Ihre Zustimmung ohne Aber! Beispiellos in der Geschichte des weiblichen Geschlechts!" — —

Rosmary litt unaussprechlich durch die Nachrichten aus Waldhaus über Sintram und Rosalba und durch die Gespräche, welche dieser traurige Gegenstand hervorrief. Treu ihrer zurückhaltenden Gewohnheit war es ihr nicht eingefallen, bei ihrer Ankunft auf Argenfels andere Mittheilungen über ihre Vergangenheit zu machen, als die, welche sich auf ihre Person und auf ihre Eltern bezogen. Diese Angaben waren so klar, einfach und rund, daß sie ein abgeschlossenes Bild ihres früheren Lebens gaben und die Familie von der Argen vollkommen zufrieden stellten. Als sie deren Verwandtschaft mit Sintram im Lauf der Zeit erfuhr, war Rosmary ihres Schweigens unendlich froh, denn man hätte selbstverständlich viel mehr von Rosalba gesprochen, wenn man deren schwesterliches Verhältniß zu Rosmary gekannt hätte. Und was sollte sie über die Arme und über diese armselige Ehe sagen, die ihr von Anbeginn unheil-

voll erschienen war! jedes Wort wäre ein Tadel für Rosalba und zugleich ihr eigenes Lob gewesen! Sie verblieb in einem unverbrüchlichen Schweigen, sobald die Rede auf Waldhaus kam und man fand es sehr taktvoll, daß sie sich nie mit einer Frage oder einer Bemerkung in diese Gespräche mischte. Uebrigens war man an ihr äußerst taktvolles Benehmen zu sehr gewöhnt, um es bei jedem besondern Fall besonders zu bemerken.

Diese zwei Jahre auf Argenfels in sorgenfreier Ruhe, im häuslich traulichen Verkehr mit Menschen, die gebildet an Geist und Herz, und aufrichtig bemüht waren Gott zu dienen, hatten auf ihre edlen Naturanlagen gewirkt, wie Sonnenschein auf eine Pflanze, die bisher im Schatten stand. Der Grundzug ihres Characters blieb: sie war ernst und nahm es ernst mit dem Leben. Sie hatte nicht Christianens muntern Frohsinn, der ein junges Mädchen so lieblich macht; aber ihr Ernst war keineswegs mürrisch, denn er wurde gelichtet durch eine große Heiterkeit der Seele, weil sie zufrieden in ihrer Stellung und auf ihrem Platz war. Sie hielt ihr Leben für abgeschlossen in diesem Kreise und ihre Wünsche gingen nicht über denselben hinaus. Im vorigen Frühling war Fürstin Antonie, die zweite Tochter, auf Argenfels gewesen, hatte sehnlichst gewünscht, Rosmary für

sich zu gewinnen und ihr das Doppelte ihres Gehaltes geboten; — aber Rosmary lehnte es ab. Sie hatte sich mit dem Herzen an Argenfels angeschlossen und konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden es wegen eines pecuniären Vortheils zu verlassen. Ueberdas war zu erwarten, daß sich Christiane vermählen werde; dann würde die Gräfin gewiß um so lieber Rosmary behalten.

„Diese Rosmary ist ein wahrer Schatz für Dich, Mama, und buchstäblich ein unbezahlbarer, denn eine Gehaltserhöhung rührt sie gar nicht," sagte die Fürstin: „sehr merkwürdig heutzutage, wo im Allgemeinen hundert Gulden mehr oder minder für die Leute den Ausschlag geben, welcher Platz zu wählen sei."

„Das ist es eben! — weil Rosmary nicht so denkt, deshalb ist sie ein Schatz, mein liebes Kind, und ich hoffe, Du gönnst ihn mir, denn sie ist wirklich unbezahlbar, theils für mich, theils für Christiane, die sich aufs Entschiedenste gegen eine Gesellschafterin sträubte, obschon sie den Einfluß des weiblichen Umgangs recht nöthig hatte, und die jetzt noch weniger als ich Rosmary entbehren möchte. Vielleicht ist diese dadurch etwas zu sehr in den Gesellschaftskreis hinein gezogen und ich denke zuweilen mit einiger Beklommenheit, daß ihr daraus Schwierigkeiten und

innere Kämpfe erwachsen könnten. Allein es ist auf dem Lande schwer, eine Person im Familienkreis zu haben und vom Gesellschaftskreise fern zu halten — um so schwerer, als Rosmary's äußere Erscheinung so gewinnend und ein Schmuck für jeden Salon ist. Tritt sie ein, so wenden sich alle Blicke ihr zu."

„Wie unvergleichlich war sie vorgestern in dem Tableau als Tochter Jephta's! sie entzückte mich! .... ich hätte weinen können über dies tragische Schicksal .... und alle Uebrigen verschwanden neben ihr," sagte die Fürstin. „Aber im Leben ist es anders als im Bilde! da muß denn freilich das arme Mädchen ohne Vermögen, ohne Namen trotz aller Schönheit hinter vielen Andern verschwinden, und wenn Dir das einige Sorge macht, Mama, und wenn es in ihr einige Bitterkeit weckt: so finde ich das ganz begreiflich." — —

Doch bis jetzt war nicht der leiseste Anflug von Verstimmung bei Rosmary wahrzunehmen. Sie blieb immer in einer gewissen würdevollen Zurückhaltung und nur wenn man sie hervorzog, nahm sie den Platz ein, den man ihr anwies. Christiane hing mit größter Zärtlichkeit an ihr. Ein Vergnügen, das Rosmary nicht theilte, war nur ein halbes Vergnügen und so machte es sich mehr und mehr, daß Rosmary be=

trachtet und behandelt wurde, als gehöre sie zur Familie und zu deren Gesellschaftskreis.

Die traurigen Nachrichten über Rosalba erfuhr sie früher und ausführlicher, als irgend Jemand, da Frau Weiß ihr nicht den tiefen Kummer verhehlte, der Rosalba's wegen an ihrem Herzen nagte. Diese war zuerst mit stürmischer Freude über ihre Erlösung aus dem Kerker — wie sie es nannte — im Pfarrhaus erschienen und war liebreich, als eine Kranke, aufgenommen worden. Nach vierzehn Tagen war sie aber vollkommen von ihren Nervenleiden hergestellt und jetzt verlangte der Pfarrer, daß sie zu ihrem Mann zurückkehre. Rosalba weigerte sich mit großer Entschiedenheit und als auch die Mutter nicht aufhörte in sie zu dringen, war sie eines Tages verschwunden, indem sie folgendes Schreiben in ihrem Zimmer zurückließ:

„Ist der gefangene Vogel dem Käfig entschlüpft, so kommt er nicht wieder — um so weniger, wenn sich Niemand über seine Wiederkehr freut, wie das mein Fall ist. Nur die schmählichste Täuschung hat mich zu meiner unheilvollen Ehe bewogen. Ahnungslos über das Schicksal, das mich erwartete, habe ich sie geschlossen. Nie hat mein Mann mir zuvor gesagt, daß man mich wie eine Pestkranke meiden, daß ich dürftig und einsam wie eine Klausnerin leben

würde. Unvorbereitet überfielen mich diese entsetzlichen Ueberraschungen. Ein Mann, der sich einen solchen Betrug erlaubt, kann nicht auf die Liebe der Hintergangenen rechnen und ihre Kälte wird ihn sehr bald kühl, ja gleichgültig stimmen. Das ist geschehen. Er ist mir zur Last und ich bin es ihm. Nur getrennt können wir frei aufathmen. Ich gönne ihm das, was ich für mich in Anspruch nehme. Wer uns vereinigen will, ist unser Feind. Traurig, daß meine Verwandten zu diesen Feinden gehören! Auch ohne das grausige Ereigniß, das mich forttrieb, wäre ich früher oder später dem Wahnsinn verfallen. Davor uns zu retten verlangt gebieterisch die Natur. Ich folge ihr. Ich begehre nichts als Freiheit und Brod. Ich bin jung, ich kann arbeiten. Durch die Arbeit sichere ich mir das Brod — und durch das Brod die Freiheit. Ich gehe in unsere Heimath zu Anton; — nicht um ihm zur Last zu fallen, sondern um eine Art von Schutz zu haben und mit Muth und Kraft betrete ich meine neue Lebensbahn."

„Diese Bahn führt sie in den Abgrund," sagte der Pfarrer traurig.

„Verblendet — verloren! das geht Hand in Hand," setzte Frau Weiß mit tiefem Schmerz hinzu.

„Wenn sie nur nicht ganz von Geldmitteln ent-

blößt ist, gute Mutter, denn auf Antons Hülfe zähle ich nicht."

„Sie brachte einige hundert Gulden mit und sie wird diese Summe noch vollständig haben, da sie hier kein Geld bedurfte."

„Glaubst Du, daß sie von der Arbeit ihrer Hände leben kann?"

„Vielleicht könnte sie es mit der äußersten Einschränkung möglich machen — vorausgesetzt, daß sie genug Arbeit finde! Aber .... ob sie es wird wollen — ach, Aloys! das glaube ich nicht."

Eine glänzende Existenz.

Herr Anton Weiß saß bei seinen Geschäftsbüchern, als sich seine Thür öffnete und eine höchst elegante und sehr hübsche junge Dame eintrat. Ganz bestürzt schaute er sie an, als wolle er sich vergewissern wer sie sei; dann sagte er kühl:

„Bist Du es, Rose? Willst Du hier die Cur brauchen? . . . . Von Krankheit merkt man in Deinem Aussehen nichts.“

„Ich bin ganz hergestellt und werde fortan hier leben,“ erwiderte sie und ließ sich mit großer Rücksicht auf ihren zierlichen Frühlingsanzug nieder, denn die Stühle waren sehr bestaubt und das ganze Zimmer unsauber.

„Was soll das heißen?“ murrte er.

„Wir haben uns getrennt, mein Mann und ich.“

„Was gibt er Dir?“ fuhr Anton auf.

„Das heißt ich habe ihn verlassen,“ setzte sie hinzu, „es war keine Rede vom Gelde.“

„Ich kann Dir nichts geben, denn ich habe nichts, das siehst Du ja an meinem Zimmer!“ . . . . —

„Ich verlange auch Nichts. Vor der Hand habe ich Geld genug. So wie ich von der Eisenbahn kam ging ich zu einer Modistin und kleidete mich dort von Kopf zu Fuß nach der neuesten Pariser Mode. Es ist so angenehm, daß man jetzt die Anzüge fertig kaufen kann. Ist dieser nicht reizend? Du siehst also, daß ich Geld habe.“

Antons Blick streifte gleichgültig über sie hin und er versetzte:

„Wenn Du Geld hast so ist es ja einerlei ob Du hier oder wo anders lebst.“

„Vor der Hand habe ich Geld, ja! ich will mich aber wieder auf mein früheres Geschäft verlegen und bis das gehörig im Gang ist, werden meine zweihundert Gulden wohl ausgegeben sein.“

„Wie? was? . . . . das ist ja zum toll werden! Du willst von der Anfertigung künstlicher Blumen leben? . . . . Du! die Baronin Uglas! und ich armer Teufel soll Dich unterstützen! denn die ganze Geschichte läuft doch darauf hinaus! Aber daraus wird nichts! . . . . ich habe keinen Heller.“

„Sei unbesorgt! ich verlange keinen Heller von Dir. Was ich wünschte, war dieses: mit Dir in demselben Hause zu wohnen. Allein ich sehe schon

es geht nicht; denn wenn ich auch keine Unterstützung von Dir verlange, so würdest Du doch beständig diese Furcht haben und das wäre mir unerträglich.“

„Hab' ich's nicht vorhergesagt!“ rief Anton und fuhr mit beiden Händen in seinem nicht sehr gepflegten Haar umher: „hab' ich's nicht bei Deiner armseligen Copulation prophezeiht! Sie wird in's Elend gerathen, denn ihr ist weder ein Witthum noch sonst irgendetwas gerichtlich, contractmäßig ausgesetzt — und jetzt haben wir die Bescheerung!“

Rosalba erhob sich und sagte beleidigt:

„Adieu, also! ich gehe und suche mir eine Wohnung und werde hier leben unter dem Namen Frau Rosamunde Blank, denn Uglas will ich nicht und Weiß mag ich nicht mich nennen.“

Sie that wie sie gesagt hatte.

„Zum toll werden ist's mit den Weibern!“ murmelte der zärtliche Bruder: „leichtsinnig nehmen sie einen Mann und leichtsinnig verlassen sie ihn! Was verlangt denn so ein einfältiges Geschöpf noch mehr, als daß sie, die Tochter eines bettelhaften Schustergesellen, eines Trunkenboldes, eines Freischärlers, eines Landstreichers — die rechtmäßige Frau Baronin Uglas wird! Bei meiner Treu! sie kann ihr Glück preisen, denn zwanzig Barone wären

nicht so redlich gewesen, sie zu heirathen. Statt sich vernünftig in die Verhältnisse zu schicken, verfeindet sie sich mit ihm oder mit seiner Sippschaft — die an der blutarmen Schustertochter selbstverständlich kein Wohlgefallen hat — verfeindet sich, zieht ab und wird natürlich hier am Hungertuch nagen. Ich thue aber nichts für sie .... kann nichts thun .... weiß nicht wie die Dividende ausfallen wird! — Was hat man für Ueberraschungen im Leben und wenn man auch, wie ich, als Einsiedler lebt, um für seine alten Tage einen Sparpfennig zurückzulegen. Otto Roth, der Taugenichts, hat alles Unrichtige richtig gemacht und ist ein höchst respectabler Mann geworden und diese einfältige Rose macht es genau umgekehrt, denn möge ihre Lage gewesen sein, wie sie wolle — hier wird sie schlimmer sein — und dann soll der Anton schließlich doch seinen barmherzigen Beutel aufthun. Aber das wird nicht geschehen! .... dies steht fest! so fest wie .... wie .... ja was steht denn heutzutag fest? Sie wackeln Alle! Kaiser und Könige, Papst und Sultan! — Fest wie Rothschilds Geldmacht! — die scheint mir in Europa das Festeste zu sein. Und darum ist Jeder ein Thor, der an etwas Anderes denkt, als Geld zu erwerben." — —

Auf Waldhaus herrschte tiefe Niedergeschlagenheit.

Sintram war in Verzweiflung über sein verfehltes Leben und machte täglich seiner Mutter die bittersten Vorwürfe.

„Du hättest diese Heirath hintertreiben können und müssen. Allein Du hast halb und halb Deine Einwilligung gegeben und mich dadurch zur Hoffnung berechtigt, daß bald eine Aussöhnung erfolgen werde“ .... —

„Diese Hoffnung hast Du Dir gemacht!“ fiel die Baronin ein: „gegeben habe ich sie Dir nie.“

„Gleichviel! ich hatte sie!“

„Und wenn ich jetzt spräche: ich bin mit Deiner Ehe versöhnt — was thätest Du? Brächtest Du diese selbstsüchtige, leichtsinnige, pflichtvergessene Frau triumphirend zurück? — Du schweigest; denn Du willst nicht Nein und Du kannst nicht Ja sagen.“

„Jetzt ist es zu spät! aber Du hättest entweder ganz dagegen oder ganz dafür sein müssen. Halbe Maßregeln führen immer zum Unheil! — Welche Existenz steht mir bevor! ich bin getrennt von der unglücklichen Frau und doch in einer Weise gebunden, die mir eine andere Ehe unmöglich macht. Ehelos .... kinderlos .... es ist über die Maßen trostlos.“

So lebten Mutter und Sohn starr und finster neben einander fort und der arme Vater hatte nicht

mehr den Muth, von der großen Sept=Patience eine tröstliche Prophezeiung zu erwarten. Der unausgebaute Flügel des Schlosses blieb in diesem Zustand und legte ein Zeugniß für die Verstörung ab, die in die Lebensverhältnisse und in die Gemüther eingezogen war. Die Baronin war weder eine empfindsame, noch eine zärtliche Natur, aber sie hatte, in ihrer Weise, eine große Liebe für ihren Sohn und so grämte sie sich weit mehr, als man es ihr äußerlich anmerkte, weil ihr Kummer den Ausdruck der Unzufriedenheit annahm.

Kaum drei Monat, nachdem Rosalba Waldhaus verlassen hatte, empfing er ein Schreiben von ihr, worin sie ihm anzeigte, daß sie im Begriff sei nach Amerika zu gehen und eine sehr vortheilhafte Heirath zu machen. Schließlich lud sie ihn ein ihrem Beispiel zu folgen und zu einer zweiten Ehe zu schreiten, was durch die Civilehe ganz leicht zu bewerkstelligen sei und durchaus keinen Schatten auf Moralität und Anstand werfe. Er gab den Brief schweigend seiner Mutter. Sie las und sagte:

„Fahre sie dahin — diese Frau ohne Herz und ohne Seele! und möge dies das Letzte sein, das wir von ihr hören.“

„Sie ist im Stande glücklich zu werden — während ich elend bleibe“ — sagte Sintram finster.

„Da haben es die Protestanten besser," meinte der Baron: „die werden nicht blos oberflächlich getrennt, sondern gründlich geschieden, so daß sie sich wirklich und gültig wieder verheirathen können."

„Gültig? das ist wohl sehr die Frage," versetzte die Baronin.

„Und ich bin nun einmal nicht protestantisch!" sagte Sintram: „ich muß in meiner elenden Existenz verbleiben bis ihr Tod oder mein Tod derselben ein Ende macht. O hätte man mich doch ein Jahr auf eine Festung gebracht, um meine Ehe zu verhindern."

„Wäre das geschehen, so hättest Du den Zorn des Himmels auf Deine Eltern herabgerufen," entgegnete schneidend die Baronin.

„Was kann mich hindern, es auch jetzt zu thun!" brauste er auf.

„O Fritzi! Fritzi!" seufzte der Baron wehmüthig. Aber Sintram hörte ihn nicht und stürmte hinaus.

„Sein Eigensinn war sein Verderben," sprach die Baronin vor sich hin: „allein die Frechheit dieses Weibes übersteigt alle Begriffe. Wenn man sie jetzt einsperren könnte — welche Wohlthat wäre das für sie!"

„Ach, Minettchen, die Freiheit, die goldene Freiheit mag Niemand verlieren, selbst dann nicht, wenn dadurch Schmach und Elend verhindert wird.“

„Von mögen ist auch gar nicht die Rede, mein guter Freund, und die größten Wohlthaten werden gewöhnlich verkannt. Es ist aber gräßlich, daß eine Person, die unsern ehrlichen Namen trägt, ihn in den Koth und mit Füßen tritt. Was muß das für ein Mann sein, der einer davongelaufenen Ehefrau diesen Vorschlag macht!“ — —

Der Mann war Herr Otto Roth.

„Das nenne ich eine gute Carriere!“ rief Anton bewundernd aus.

Otto saß — oder lag vielmehr auf dem Rücken und den Ellbogen in dem einzigen elenden Lehnstuhl, der sich in Antons unfreundlichem Zimmer vorfand, rauchte und hatte seinen Lebenslauf in der neuen Welt auf eine Weise mitgetheilt, die alle Angaben unbestimmt ließ und nur das Resultat hervorhob, daß er reich geworden sei. Anton begriff diese Verschleierung vollkommen, denn er faßte sogleich das wahre Sachverhältniß auf: Otto war ein berüchtigt glücklicher Spieler, der diesen Ruf in der neuen Welt in Vergessenheit zu bringen wünschte und deshalb einen Ausflug nach Europa machte. Daher that Anton keine einzige Frage bezüglich der Ver-

gangenheit, aber er setzte jenem Ausruf der Bewunderung hinzu:

„Sie fliegen und ich krieche auf der Bahn des Glücks. Ich habe es endlich so weit gebracht Actionär an der hiesigen Spielbank zu werden.“

„Was sind die Deutschen für Philister!“ rief Otto: „sie rupfen nicht minder ihre Leute als das Volk da drüben, aber es muß hübsch systematisch geschehen! man muß den Erlaubnißschein dazu lösen, dann ist die Sache geordnet und legal, und die Ehrenmannsposse wird mit großer Würde gespielt und wirft schließlich keine üble Dividende ab — nicht? — Es ist auch gar nicht meine Absicht, bei diesen Deutschen zu bleiben. Ich habe mich nur in meiner Heimath in der vollen Glorie der goldenen respectability zeigen wollen — dann gehe ich nach Paris. Wie geht's denn meiner Frau Stiefmama, die es wohl um mich verdient hat, daß ich sie in der Klemme hier sitzen ließ.“

„Längst todt!“

„Sehr weise! man muß nicht zu alt werden! — Und die Rose, genannt Rosmary, meine Schwester?“

„Gesellschafterin durch Vermittelung des Aloys in einem ungeheuer frommen gräflichen Hause.“

„Apage, fromm und gräflich! Nein! mit der will ich nichts zu schaffen haben.“

„Hahaha! wie würde die Rosmary Sie mißtrauisch anschauen und mit Fragen torquiren wie Sie es anfingen um in sechs Jahren reich zu werden.“

„Neugier — dein Name ist Weib. Das kennt man und darauf antwortet man wie sich's gebührt! — Nun, und Ihre Schwester? die reizende Rosalba?“

„Die ist hier.“

„Hier? verheirathet? ledig? wie, wo, was? schön wie ein Engel?“

„Ja, wie der Engel, der Trübsal bläst, von welchem die Schrift spricht. Sie kann Ihnen ihr trauriges Schicksal selbst erzählen.“

„Das versteht sich! ihre traurigen Schicksale müssen die schönen Weiber selbst erzählen damit sie gehörig interessant klingen — und schön muß sie geworden sein, die Rosalba. Ich glaube ich hätte mich in meiner Jugend in sie verlieben können, wenn nicht Coeur-Dame mein Herz unterjocht hätte. Wo finde ich sie denn, Ihre Schwester mit den traurigen Schicksalen?“

„In einer kleinen Dachstube, arbeitend um ihr Brod zu verdienen.“

„Oho! das klingt ja in der That traurig. Well! ich suche sie auf.“

Rosalba hatte sehr bald eingesehen, daß „Freiheit und Brod“ — wie sie sich gegen Sintram ausdrückte — keineswegs ihr genügten. Im Försterhause war ihre Eitelkeit nicht durch äußere Umstände — ihre Neigung für Elegance und Schmuck jeder Art nicht angeregt worden. Jetzt aber in dem großen Curort, unter fremden Menschen, die in Luxus und Wohlbehagen lebten, und auf dem Boden, wo sie bis zu ihrem achtzehnten Jahr auch in Luxus und Wohlbehagen gelebt hatte, — jetzt nährten tausend Umstände ihre Eitelkeit und boten ihr Verlockungen, denen sie nicht zu widerstehen vermochte und sie sah mit großem Schreck den Einfluß, den der häufige Besuch des Schauspiels und ihre geschmackvollen Anzüge auf ihre Casse hatten. Diese leerte sich so rasch, daß ihre Arbeit nicht entfernt im Stande war mit kargem Verdienst die gähnende Lücke zu füllen, selbst dann nicht, wenn sie sich buchstäblich mit Brod hätte begnügen wollen. Bei Anton fand sie weder Rath noch Hülfe noch Trost.“

„Weshalb bist Du hergekommen? . . . . Strecke Dich nach Deiner Decke, ist ein Universalmittel gegen derartige Schwierigkeiten! . . . . Wandele nicht umher als eine lebendige Figur des Modenjournals! . . . . Suche Dir ein Geschäft, das mehr Geld ein-

trägt": — dies waren seine beständigen Antworten auf Rosalba's beständige Klagen.

„Aber so nenne mir doch ein Geschäft, das mehr Geld einträgt!" rief sie verzweiflungsvoll: „ich habe mir schon drei Abende nacheinander den Theaterbesuch versagt. Das kann doch nicht immer so fortgehen!"

„Warum denn nicht? besuche ich das Theater? und ich lebe."

„Aber wie!"

„Wie ein verständiger Mann, der für eine sorgenfreie Existenz im Alter arbeitet."

„Ich möchte aber lieber eine sorgenfreie Jugend haben."

„Nun höre, Rose, was man sagt! Ich weiß es nicht . . . . aber man sagt hübsche junge Frauen fänden eine Anstellung bei der Spielbank in der Weise, daß sie sich in den Spielsälen und an den Spieltischen aufhielten um theils durch ihre angenehme Erscheinung, theils durch ihr Gespräch, die Herren für das Spiel zu gewinnen und dabei festzuhalten. Beschwören will ich nicht diese Behauptung; aber weshalb sollte sie unrichtig sein? Eine Spielbank ist vom Staat anerkannt so gut wie jede andere Bank, die mit Papieren anstatt mit Karten spielt. Alle diese Banken haben ihre Actionäre, die

den etwaigen Gewinn theilen; meistens reiche Leute, folglich höchst angesehen, so daß Jedermann gern mit ihnen in Geschäftsverbindung tritt. Sollte Dir das gelingen, so wärst Du Deiner Sorgen quitt — denn schönen Frauen gegenüber, die indirect vortreffliche Dienste leisten, knausert man nicht; — und Du hättest buntes Leben, Zerstreuung und Vergnügen in Hülle und Fülle — und zwar durch ein anständiges Geschäft. Freilich behaupte ich nicht, daß Damen, deren Posten am grünen Tisch ist, lauter Tugendspiegel sind; — doch das ist die Sache jeder Einzelnen und darf nicht dem Geschäft zum Vorwurf gemacht werden."

Je länger Anton sprach, desto mehr schwanden Rosalba's Bedenken und sie häufte die Einwürfe um sie mit Vergnügen widerlegt zu hören. Er that es mit Eifer. Je mehr Spieler, desto mehr Vortheil für die Actionäre, desto größer die Dividende — und überdas Rosalba der Dürftigkeit entrissen.

„Entschließe Dich, Rose!" sagte er endlich: „Du bist in einer desperaten Lage. Was zum Geier! es gibt im Ballet tugendhafte Figurantinnen und in der Oper tugendhafte Choristinnen — sagt man — die Einen sorgen für die Augenlust, die Andern für den Ohrenschmaus und es sollte untugendhaft sein den Leuten den grünen Tisch so anziehend wie möglich zu machen? — das hat keinen Sinn, Rose . . . .

um so weniger, als ich nicht begreife, wie Du in anderer Weise existiren willst — es sei denn, Du faßtest mit aller Energie den Vorsatz nur von Deiner Blumenarbeit und ihr gemäß zu leben."

„Das ist ganz unmöglich!" rief Rosalba.

„Wohlan, überlege Dir die Sache. Wir .... d. h. die Bank hat Zeit; wir sind ja erst im April und die Zahl der Spiellustigen ist noch gering. Und jetzt geh' an Deine Arbeit, ich muß an die meine."

Während Rosalba durch Ueberlegung zu dem Entschluß kam, den der Leichtsinn gewöhnlich faßt, vom letzten Augenblick — also in ihrem speciellen Fach, vom letzten Gulden ihre Entscheidung abhängig zu machen und diese dann wie eine höhere Eingebung zu betrachten, erschien Otto Roth in seiner Vaterstadt und bald darauf auch bei Rosalba. In ihrem äußerst ärmlichen Stübchen saß sie bei ihrer zierlichen Arbeit so elegant gekleidet und so wunderhübsch anzusehen, daß er ganz entzückt war und es ihr in seiner brutalen Art aussprach. Dieses mißfiel ihr zwar, allein jenes gefiel ihr so sehr, daß das Mißfallen mehr und mehr verschwand und daß sie ihn sehr bald in Kenntniß ihrer traurigen Lage und des Vorschlags setzte, den Anton ihr gemacht hatte. Otto wußte ebenfalls den Vortheil zu schätzen, den eine schöne

Frau seinem Gewerbe brachte, und kaum waren vierzehn Tage verflossen, so machte er ihr einen Heirathsantrag, den sie gern annahm, nachdem er ihr erklärt hatte, in Amerika beständen über die Ehe ganz andere Gesetze und Ansichten, als in Europa. Sie drängte nunmehr auf ihre schleunige Abreise. Sie fürchtete Aloys und ihre Mutter könnten die Sache erfahren und die Gültigkeit der amerikanischen Gesetze für eine Europäerin — an die Katholikin dachte sie gar nicht — verwerfen. Otto liebte sie — Otto war reich — Otto eröffnete ihr eine Stellung in der Welt von der sie nun schon so lange geträumt hatte — der letzte Gulden war ausgegeben: folglich hieß die höhere Eingebung: mit Otto nach Amerika.

Sie reisten ab; zunächst nach Paris. Rosalba wollte durchaus nicht Europa verlassen ohne dies bezaubernde Paris gesehen zu haben, an dessen Mauern bereits eine unsichtbare Hand das Mene Tekel schrieb, welches Diejenigen nicht beachteten, die es hervorgerufen hatten — genau wie im alten Babylon. Otto hatte ebenfalls seine Gründe um nach Paris zu gehen.

„Wie diese Mariage sich gestalten und enden wird — das soll mich wundern!" sprach Anton, der gute Bruder, zu sich selbst, als er einen wonnetrunkenen Brief von Rosalba aus Paris bekam. Sie trug ihm

auf dies Schreiben, als Beweis und Bürgschaft ihres Glücks, ihrer Mutter zu schicken. Ja, sie erschwang sich sogar — als ob sie es im Melodrama der Porte St. Martin gelernt hätte — zu der Bitte, die Mutter möge ein Herzensbündniß segnen, — von einem Ehebündniß war nicht die Rede! — das ihr alles Glück gewähre, welches sie bis jetzt so schmerzlich vermißt habe. Anton folgte dem Geheiß und dann dachte er nicht mehr an Rosalba, sondern an seine Actien und deren Vermehrung. Frau Weiß las den Brief mit unaussprechlichem Jammer; aber weder sie noch Aloys vermochten Rosalba zu retten.

„O wäre sie, als sie Waldhaus verließ, hier in meinen Armen reumüthig gestorben, wie süß wäre dann mein Gram um sie im Vergleich zu der gegenwärtigen bittersten Bitterkeit gewesen!“ klagte sie.

„Daß Anton sie mit diesem Otto fortgehen ließ übersteigt alle Begriffe von Herzlosigkeit!“ rief Aloys empört.

„Ach!“ seufzte Frau Weiß niedergeschlagen und einen Grund suchend um Anton etwas entschuldigen zu können: „weil Otto seine alten Gläubiger befriedigt hat, so mag Anton ihn für einen ehrlichen Mann gehalten haben, lieber Sohn. Wir wissen ja auch gar nicht, ob nicht die arme Rose heimlich mit Otto davon ging. Gott wolle ihr barmherzig sein! ....

— Was wird Rosmary für Kummer haben, wenn sie dies erfährt . . . . und wissen muß sie es, damit sie es nicht durch Zufall, durch eine schreckliche Ueberraschung erfahre.“ — —

Otto und Rosalba waren kaum zwei Monate in Paris, hatten sich eben glänzend eingerichtet und einen Salon eröffnet, welcher dem Geschäft Otto's entsprach, das einen guten Fortgang zu nehmen schien, als der Krieg mit Preußen ausbrach. Otto, der sich als ein Bürger der Vereinigten Staaten auswies und bei jeder Veranlassung das Sternenbanner mit Fanatismus schwang, wurde nicht von dem Mißtrauen berührt, das zur Ausweisung der Deutschen führte. Rosalba machte also ungestört jeden Morgen ihren Rundgang in den elegantesten Modemagazinen und jeden Abend ihre Spazierfahrt im Bois de Boulogne, wo die zarte, blonde, elfenhafte, immer schneeweiß gekleidete Frau, deren Kutscher und Diener zwei Neger in großer Livree waren, lebhaftes Aufsehen erregte. Am späteren Abend empfing sie mit großer Anmuth die Gäste, die sich zu einem gemüthlichen Bacarat und Lansquenet versammelten — und sie dachte nicht weiter, als daß sie vierzig bis fünfzig Jahre dies herrliche Leben fortführen werde.

Aus dieser süßen Täuschung weckte sie die Catastrophe von Sedan, die Aussicht auf die Belagerung

von Paris und Otto's finstere Laune, die immer finsterer wurde, je mehr die vornehmen, d. h. die reichen Leute, vom Bacarat und aus seinem Salon verschwanden.

„Laß' ab von Deiner tollen Verschwendung," sagte er eines Tages kurz und bündig zu Rosalba: „ich bezahle fortan Deine fabelhaften Rechnungen nicht."

„O Himmel! warum denn nicht?" fragte sie bestürzt und schrie laut auf, als er hinzusetzte:

„Deine beiden Mohren nebst Wagen und Pferden hab' ich soeben abgeschafft."

„O Himmel! warum denn das!" rief sie kläglich.

„Weil wir fortgehen!" versetzte er barsch.

„Fort? . . . . von Paris? . . . . Unmöglich."

„Well! bleibe Du hier wenn Du willst. Du kannst Dich zu Deinem Bruder Philipp begeben." .... —

„Nimmermehr!" rief sie leichenblaß.

„Er wird sich ohne Zweifel sehr freuen, wenn seine schöne Schwester für die socialistische Republik agitiren will."

„Ist denn Philipp hier? . . . . ich bin ihm Gottlob! nie begegnet . . . . und will es auch nicht!" stammelte Rosalba in furchtbarer Angst. „Nein, Otto, ich gehe mit Dir . . . . aber sprich! weshalb willst Du Paris verlassen?"

„Alberne Frage! . . . . Weil ich mich hier ruinire, mein Schatz! oder eigentlich schon ruinirt bin.“

„Ruinirt! in sechs Monaten ruinirt,“ sagte sie starr und tonlos.

„Meinst Du das sei unmöglich? Schau' auf diese prachtvolle Einrichtung, die kaum zur Hälfte bezahlt ist; denk' an unser luxuriöses Leben! auf welchem Fuß hast Du gelebt! Eine Millionärin konnte nicht verschwenderischer sein. Ich aber war nicht ungeheuer reich, ich wollte es werden und zu einer andern Zeit wäre ich es hier auch geworden. Mit Luxus aufzutreten um als ein perfecter Gentleman betrachtet zu werden, das gehört zu meinem Geschäft und unter andern Umständen hätte er mir fürwahr das Doppelte und Dreifache der Ausgabe eingetragen. Allein diese wahnwitzige Kriegserklärung eines Abenteurers, der in Amerika Schnell-Läufer, in Frankreich Kaiser, in Europa Dictator war — schließlich va-banque spielt und verliert, macht meine klugen Berechnungen zu Schanden. Mit den Trümmern meines mühsam erworbenen Vermögens muß ich an einem andern Ort mein Zelt aufschlagen.“

„Und wo das? . . . . wo?“ fragte Rosalba verstört.

„Weiß ich's!“ war Otto's rauhe Antwort: „viel-

leicht in London . . . . zunächst in Brüssel . . . . am Besten wär' es wohl direct nach Californien zu gehen."

„Nach Californien . . . . zu den Halbwilden!" rief Rosalba entsetzt.

„Warum denn nicht? da florirt mein Geschäft."

„Was ist denn eigentlich Dein Geschäft?"

„Mein Geschäft ist, wie jedes andere, auf Gelderwerb gerichtet und heißt — das Spiel!"

Rosalba sank erbebend zusammen.

„Allons, Madame! hier ist englisches Riechsalz. Keine Scene, wenn ich bitten darf. Man muß so gedankenlos leichtsinnig sein wie Du es bist, um eine solche Frage zu thun."

Fröhliches Leben.

Diethelm von Thierstein, Valerians älterer Bruder, war mit diesem auf Argenfels angelangt und die Reise hatte ihn nicht erschöpft sondern gekräftigt, weil er der Atmosphäre des Typhus und des Spitalfiebers entrückt war. Aber er war noch so geschwächt von Wunden und Krankheit, daß er nicht im Kreise der Familie leben konnte. Von einer Krankenschwester verpflegt, bedurfte er hauptsächlich Ruhe — und so begnügte man sich ihn abwechselnd auf ein Viertelstündchen zu besuchen.

„Und das ist ein wahres Glück," sagte Emerenz: „denn wenn Winfried kommt, wird es trotz aller schonenden Rücksicht auf den kranken Gast, nicht möglich sein aufregende Gespräche zu vermeiden."

Bei dem unregelmäßigen Gang der Eisenbahnzüge konnte Winfried seine Ankunft nicht vorher bestimmen. Eines Tages war er da. Man versammelte sich eben zum Gabelfrühstück; da flog die Thür

des Speisezimmers ungewöhnlich schnell auf und Winfried trat ein. Mit allgemeinem Jubel wurde er begrüßt und mit tiefer Rührung freuten sich die Eltern nach Jahren des Wiedersehens mit diesem Sohn, dem Träger ihrer schönsten Hoffnungen. Seit seinem fünfzehnten Jahr war er in der Marine und aus ganzem Herzen einem Beruf zugethan, dem er die Hälfte seines Lebens gewidmet hatte, und dessen Studien und Beschwerden, dessen Gefahren und Genüsse ihm anziehender und befriedigender waren, als das, was irgend eine andere Laufbahn ihm geboten oder von ihm verlangt hätte. In der strengen Disciplin des Seedienstes hatte er gelernt mit Gleichmuth zu gehorchen wie zu befehlen und zwischen diesen beiden Polen entwickelte sich sein Character zu einer frischen Freiheit und Selbständigkeit. Die Dinge in Europa gefielen ihm wenig und er hatte dessen kein Hehl. Jetzt war die erste seiner Fragen, die auf Allgemeines sich bezog, diese:

„Ist hier Jemand vom Deutschkaiserrausch befallen?"

„Nein! Niemand!" erschallte es rings umher.

Seine zweite Frage lautete:

„Wer war die Göttergestalt, die mir im Vorzimmer mit einem großen Blumenstrauß in der Hand begegnet ist."

„Rosmary war es!“ rief Christiane.

„Sie brachte meinem Bruder Camelien,“ sagte Valerian.

„Und assistirt bei seiner einsamen Mahlzeit,“ setzte die Gräfin hinzu: „denn seine eigentliche Pflegerin ist in unserm Spitälchen durch einen Sterbenden und einen Todtkranken für heute in Anspruch genommen. Deshalb siehst Du die Göttin nicht als gewöhnliche Sterbliche mit uns essen und trinken.“

„Wie kann man nur einen so traurigen Namen haben, der immer an Rosmarin, das Todtenkraut erinnert!“ sagte Winfried.

„Traurig?“ rief Christiane: „sie ist Rosalie Maria getauft und die beiden Namen hat man zu Rosmary zusammen gezogen. Das ist lieblich, Winfried, und Du wirst das sehr bald finden . . . . nicht nur den Namen, sondern noch mehr die Person.“

Als Rosmary später im Salon erschien und mit ihrem etwas tiefen, melodischen Sprachton sagte:

„Welche Freude für Argenfels, daß Sie endlich gekommen sind, Herr Graf“ —

da fand Winfried Christianens Bezeichnung „lieblich“ sehr ungenügend, allein es fiel ihm keine andere ein. —

Das Leben auf Argenfels ging seinen gewöhnlichen Gang, aber erfrischt und erheitert durch Winfrieds Anwesenheit — wie das immer zu sein pflegt, wenn ein Mitglied einer Familie nach längerer Abwesenheit und aus einem ganz andern Kreise der Arbeit, der Beschäftigung, der Gedanken, in sie eintritt. Winfried, der sogar auf einem andern Element zu Hause war und Streifzüge nach allen Welttheilen gemacht hatte, brachte eine anregende Kraft in den conservativen Lebenskreis; — doch keine verstörende. An geregelte Ordnung, pünktliche Pflichterfüllung und großen Respect vor der Autorität gewöhnt, war er sehr conservativ bezüglich der Pflichten und Rechte, und der Liberalismus des Tages hatte von ihm keine Verstärkung zu erwarten.

„Liberale Phrasen im Munde führen und zu gleicher Zeit servil handeln — ist meine Sache nicht," sagte er.

Aber er hing nicht an Europa und an europäische politische Institutionen und gesellschaftliche Einrichtungen.

„Treu meinem Kaiser bis in den Tod lasse ich mich für ihn auf seinem Schiff in die Luft sprengen, wenn's sein muß oder wenn Habsburgs Ehre es verlangt; — doch für Ministerium X. oder Z. mit nichten."

„In unsern constitutionellen Staaten gehorchst Du dennoch den Maßregeln, die Ministerium X. oder Z. vorschreiben," sagte Valerian.

„Ja, so wie man die Gebote Gottes befolgen muß, wenn es auch ein gottloser Lehrer ist, der sie deutet und uns sagt, daß wir sie zu befolgen haben."

„In der Praxis läuft es auf dasselbe hinaus."

„Das kann ich nicht ändern! ich halte mich an meine Ideen und die bleiben, wenn Ministerium X. und Z. — ja der ganze Constitutionalismus zu Grunde gegangen sein werden, was ja doch über kurz oder lang geschehen wird, weil eine Comödie nicht ewig dauern kann. Sollten auch die Schauspieler derselben nicht müde werden, die Zuschauer werden es sicher."

„Besonders die auf den letzten Plätzen," sagte der Graf: „die haben schon jetzt große Lust entweder in ihrer Weise die Bühne zu betreten oder sie zu zertrümmern."

„Und wenn sie auftreten," bemerkte die Gräfin, „so wird wohl Europas Civilisation in Trümmer gehen."

„Die ist ohnehin stark bedroht, liebste Mama!" rief Winfried: „eine Civilisation, deren Glanzpunkt auf der Spitze der Bajonette schwebt, balancirt dort

etwas unsicher. Seit zwanzig Jahren wird behauptet Frankreich marschire an der Spitze der Civilisation und um sich in diesem Ruf zu erhalten führte es unausgesetzt Kriege: den Krimmkrieg, den italienisch-österreichischen Krieg, den mexikanischen Krieg, den jüngst beendeten Krieg — vier blutige Kriege innerhalb sechszehn Jahren, Kriege die keineswegs im Interesse des Volkes und Landes, ja — wenigstens die beiden letztern! — sogar gegen dessen Neigung und Willen war: was ist das für eine Civilisation, die solche Früchte trägt. Herrscht sie etwa in Italien, wo ein Fürst zu den andern spricht: Euer Land soll mir gehören! und das Recht des Stärkern übend, jene verjagt. Damit aber nicht zufrieden schlägt er seine Residenz in einer Stadt auf, aus welcher ein anderer rechtmäßiger Fürst sich nicht vertreiben läßt — und diesem in's Angesicht sagt der Usurpator: Ich bin der rechtmäßige Herrscher! — Und er gerirt sich als solcher! — Ist das Civilisation? — Europas Fürsten aber sprechen — mit höhnischer Freude und innigster Zustimmung diese, und mit machtlosem Kummer jene, das große Wort Nichtintervention aus und dulden die scandalöse Verletzung des allgemeinen Rechtsbewußtseins. Ist das Civilisation? Wenn sich mit diesem Begriff nicht die einfachsten Sätze der Moral, nicht Gesittung, nicht

Bildung, nicht Bewußtsein der eigenen und der fremden Würde, nicht eine einzige Idee verbinden läßt, die der Menschheit zur Ehre gereicht — wenn sie nichts weiter ist, als das Ergebniß von vermehrten Eisenbahnen, von verlängerten Steuerlisten und von neuerfundenen Kanonen, wenn Casernenbildung für geistige und moralische Bildung gelten soll, dann ist sie reif genug um zertrümmert zu werden."

„Schweige, Winfried!" rief die Gräfin: „Du machst mir Grauen."

Er lachte und antwortete:

„Ja, Mama, genau so sieht Europa aus, wenn man es vom Meer aus betrachtet."

„Nun aber vom Lande aus betrachtet, Winfried?" fragte Emerenz.

„In der Beleuchtung der Gasflammen macht es sich ganz gut — es blendet!" — —

Nach und nach genas auch Diethelm von Thierstein. Er konnte immer länger im Familienkreise sich aufhalten, und je länger er es that, desto lieber that er es — wegen Christiane. Er wagte aber nicht sich großen Hoffnungen hinzugeben, da sie wohl andere Ansprüche machen konnte; indessen sprach er doch mit seinem Bruder und dieser mit dem Grafen. Der Graf unterbrach die Anfrage kurz und barsch:

„Nichts da! ich gebe mein schönes, lebensfrisches Kind keinem alten Krüppel."

„Aber lieber Vater, Diethelm ist weder alt noch ein Krüppel! die Steifheit des linken Armes soll durch den Gebrauch einer Badecur gänzlich gehoben werden!" rief Valerian.

„Soll!" sagte der Graf und schüttelte mißtrauisch den Kopf.

„Und bei siebenunddreißig Jahren ist man doch fürwahr nicht alt," fuhr Valerian fort.

„Er sieht aber aus wie siebenundvierzig und Christiane wird zwanzig im Mai."

„Er wird ganz anders in drei Monaten aussehen. Dies ist nur eine ganz leise, ferne Anfrage, ob Du entschieden gegen seine Bewerbung bist."

„Jetzt — ja! Er soll erst seine Gesundheit herstellen und dann wieder anfragen."

Valerian kehrte auf sein Gut zurück, um den unterbrochenen Ausbau seines Wohnhauses zu betreiben und möglichst zu beschleunigen.

„Meine Kinder vergessen ganz, daß sie außer Argenfels noch eine Heimat haben," sagte er, die Hand der Gräfin küssend, „und Emerenz führt hier ein so bequemes Leben, daß sie sich gänzlich von der Thätigkeit der Hausfrau in kleinen Verhältnissen entwöhnen wird."

„Das sei Deine geringste Sorge!“ versetzte Emerenz: „mit dem Rücktritt in die Verhältnisse erwacht die Gewohnheit.“

„Ich habe gar keine Freude an diesem beständigen Kommen und Gehen,“ sagte Christiane: „siedelt Euch doch hier an! ich lobe mir das, was Winfried von den Beduinen am todten Meer erzählte. Da bleibt der ganze Stamm hübsch beisammen und der Urgroßvater wohnt mit Kind und Kindeskind Zelt an Zelt. Da kann man sich doch gemüthlich für sein ganzes Leben mit Allen die man lieb hat einrichten. Das ist hier unmöglich! Winfried — unberechenbar wo? — Emerenz im Oberland, Tony in Wien, Julian auf den Universitäten“ .... —

„Und Margarita in der Ewigkeit!“ fiel die Gräfin ein: „vergiß nicht den Tod bei Deinen Einrichtungen für's Leben, liebes Kind! und wenn wir noch so nah und traulich zusammen wohnen — der drängt sich doch zwischen uns ein.“

Der Graf blickte ganz wehmüthig auf Christiane und dachte bei sich selbst: Wie lange währt es und auch sie zieht in die Ferne und Argenfels verödet! — Zur Gräfin hatte er gesagt:

„Emerenz, ich bin empört über die maßlose Selbstgefälligkeit Thiersteins.“

„Habt Ihr politische Debatten gehabt?“ fragte sie.

„Nein! in dem Punkt ist er ganz verständig. All' die unfreiwilligen Aderlasse die er erduldet, und alle Gräuel die er gesehen hat, haben ihn gründlich abgekühlt gegen das Geschmetter der Siegesposaunen — und da er bis ins Mark hinein deutsch ist, so empört ihn der Gedanke preußisch werden zu sollen. Nein! wir stimmen ganz überein! Aber ich bitte Dich! er kommt her, erschöpft, gelähmt, nervenschwach, kurz — halbtodt! verliebt sich nichtsdestoweniger in Christiane, was ich verzeihlich finde, und bildet sich ein, es könne wohl gar eine Heirath stattfinden. Diese Einbildung finde ich unverzeihlich."

Und er theilte ihr sein Gespräch mit Valerian mit. Schließlich fragte er:

„Bist Du nicht entrüstet über diese Anmaßung?"

„Wir wollen sehen, in welchem Zustand er aus dem Bade zurückkehrt und ob Christiane ihm geneigt sein wird. Bis jetzt hat sie, mein' ich, nur Mitleid und etwas verwandtschaftliche Theilnahme für ihn und er hält sich in solchen Schranken, daß Niemand seine Wünsche ahnen kann. Gegen die Sache selbst hab' ich nichts, lieber Winfried."

„Wirklich?" fragte er etwas erstaunt und etwas besänftigt.

„Es ist, glaube ich, ein Glück für Christiane, wenn ihr Gatte nicht mehr in der ersten Jugend

steht, sondern Ruhe und Erfahrung genug besitzt um sie zu leiten. An der Seite eines Mannes von fünfundzwanzig Jahren könnte sie leicht etwas unbotmäßig werden."

„Das wäre nicht unmöglich," erwiderte der Graf halb lächelnd, halb bedenklich.

„Nimm dazu ihre ernste Erziehung und Bildung, die daraus hervorging, daß keine Schwester, sondern Julian der Gefährte ihrer Jugend war. Ein junger Mann — wofern er nicht auf derselben Bildungsstufe steht — wird das schwerlich zu schätzen wissen, weil er hauptsächlich an lauter Rosenmonde — und nur so nebenher an den Ernst des Lebens denkt. Bei einem älteren Mann ist es umgekehrt: er wird sehr zufrieden sein, wenn seine Frau im Stande ist, ein ernstes Buch zu lesen und Vergnügen findet sich geistig zu beschäftigen; und ihm wiederum käme Christianens Jugendmuth und Geistesfrische zu gut."

„Du söhnst mich mit einer Vorstellung aus, die mir höchst zuwider war," sagte der Graf ganz erheitert: „Du hast Frieden und stimmst Alle zum Frieden. Die schönste Gabe und Aufgabe der Frau! Ich weiß nicht, ob eine Deiner Töchter Mann und Kinder so glücklich macht, wie Du es thust."

„Es kommt sehr auf den Mann an und was er glücklich sein nennt," entgegnete sie.

„Du willst mich loben, Emerenz, aber ich verdiene Dein Lob nicht,“ versetzte der Graf mit großer Entschiedenheit: „Ich bleibe dabei, je ruhiger die Frau — vorausgesetzt, daß diese Ruhe nicht auf einem pflegmatischen Temperament, sondern auf Selbstverleugnung beruhe — desto glücklicher ist der Mann, ist die Ehe, ist die Familie und Christiane, so lieblich sie ist, wird viel zu thun haben um Dir ähnlich zu werden.“

Die Gräfin warf ihm einen dankbaren Blick zu, aber unwillkürlich seufzte sie:

„Armes Kind.“

„Wir wollen also in einigen Monaten die Sache in ernste Ueberlegung ziehen. Gut katholisch, d. h. stets bereit für seinen Glauben und seine Kirche einzustehen, ist Thierstein; — ein Ehrenmann ebenfalls; — das Uebrige findet sich,“ sagte der Graf schließlich ganz beruhigt. —

„Auch Sie gehen schon fort!“ rief Christiane ganz überrascht, als Thierstein von seiner bevorstehenden Badecur sprach: „ich meinte, Sie wollten auf Argenfels Ihre völlige Herstellung abwarten.“

„Sie würde hier nicht so bald eintreten, wie ich es ersehne,“ sagte Thierstein.

„Jammerschade, daß Sie Argenfels nicht im

vollen Frühlingsschmuck sehen," sagte sie und wiegte mißbilligend ihr Köpfchen.

„Liebes Kind!" rief der Graf lachend, „um gesund zu werden bringt man ganz andere Opfer als das ist, die Obstbäume um Argenfels blühen zu sehen."

„Ach," sagte die Gräfin, „der gesunde Mensch ahnt nicht, was der kränkelnde Mensch entbehrt und was er thun würde um gesund zu werden, wenn das Gottes Wille wäre! — Ich sympathisire ganz mit Ihnen, lieber Thierstein, nur dürfen Sie nicht allzu früh nach Gastein gehen. Im Hochgebirg weht die Luft rauher, als am Rhein. Ich dächte, Sie blieben bis Mitte Mai bei uns."

Aber Thierstein lehnte dankbar ab und bat nur um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, was ihm von allen Seiten gewährt wurde. — —

„Wer gefällt Ihnen besser, Herr von Thierstein oder mein Bruder Winfried?" fragte Christiane als Rosmary zur französischen Lection, die noch immer gegeben wurde, in ihr Zimmer trat.

„Ich habe nie an diesen Vergleich gedacht," antwortete Rosmary.

„Ich auch nicht . . . . aber er drängt sich mir auf."

„Und da ich nicht darüber nachgedacht, habe ich kein Urtheil.“

„Immer klug und vorsichtig, Rosmary.“

„Mir scheint, daß auch Sie Sich vor einem vorschnellen Urtheil hüten wollen,“ antwortete Rosmary lächelnd und Christiane schwieg, denn es kam ihr unbegreiflich vor, daß man Thierstein angenehmer finden könne als Winfried und doch stieg die Ahnung in ihr auf, daß dies gerade ihr geschehen könne. — —

Zwischen allen diesen so verschiedenen Menschen und ihren verschiedenen Interessen für Gegenwart und Zukunft lebte Rosmary ein stilles Leben, ein seliges Leben. Nie war der Frühling ihr so reizend erschienen, nie sprachen die lieblichen Bilder der Natur so warm sie an, nie schwebte ein solcher unfaßbarer Zauber um jeden Tag, um jede Stunde, um jedes kleine Ereigniß des Tages, als eben jetzt. Es wollte ihr scheinen als athme sie tiefer, als schaue sie weiter, als sei die Luft frischer, der Horizont größer geworden, als gehe Stern um Stern an ihm auf. Nicht der Weltlauf brachte das mit sich. Der Strom der Zeit schoß an ihr vorüber und riß Thränen und Blut, Massacre und Leichen, Todesnoth und Todesverachtung, Pest und Hunger mit sich fort: von dort wehten keine Frühlingslüfte! — Und

der Strom der Zeit schoß an ihr vorüber und wälzte Siegesjubel, Triumphgepränge, Kriegstrophäen, Banner und Kränze und lang nachschleppende Trauerflore dahin: und nicht von dort wehte Frühlingsluft sie an. Ach nein! der Frühling, der sie beseligte, entfaltete sich nur in ihrem eigenen Herzen und goß von dort aus seinen Zauber über die Welt und das Leben aus. In ihrer abgeschlossenen engen Existenz, in ihrer untergeordneten Stellung hatte sie immer Schranken erkannt und sich ihnen gefügt, welche gewisse Ansprüche an Glück im Sinn ihres Herzens untersagten. Es war ihr auch nie ein Wesen begegnet, das im Sinn ihres Herzens gewesen wäre — bis Winfried kam. Als eine ganz neue, ganz fremde Erscheinung tauchte er plötzlich aus dem großen weiten Ozean vor ihr auf. Freilich hatte sie seit zwei Jahren viel von ihm sprechen und manchen seiner Briefe vorlesen hören; aber er war kein briefschreibender Mensch. Er berichtete Thatsachen; er erzählte das, was ihm begegnete, was er sah; er setzte ein Paar liebevolle Worte des Sohnes und des Bruders hinzu — so daß man immer geneigt war auszurufen: Wie viel erlebt er! — doch was er war und wie er war — das trat in seinen Briefen dermaßen in den Hintergrund, daß Rosmary sich ein ganz anderes Bild von ihm machte, als sie in der

Wirklichkeit fand. Dies ist etwas ganz Gewöhnliches. Ungewöhnlich war das, daß Winfrieds persönliche Erscheinung jede Vorstellung, die sich Rosmary gemacht hatte, weit übertraf. Er war allerdings ein guter und ein thatkräftiger Mensch, aber er war auch ein interessanter Mensch, der einen ganzen Sturm von Gedanken und Gefühlen, die er auf seinem Schiff nicht unterbringen konnte, in Kopf und Herz beherbergte. Seine Mutter hatte ganz Recht zu sagen:

„Du bist eine Amphibie, Winfried, ein doppellebiges Geschöpf: auf dem Wasser — Berufsmensch, einseitig; auf dem Lande — Mensch, mit vielen Facetten.“

„Aber doch immer derselbe Kern, nicht wahr, Mama?“ ergänzte Winfried: „ein ehrliches Gemüth .... ein deutsches Gemüth, d. h. deutsch, wie man es vor dem Jahr 1866 war, wo man die so und so viel Millionen Deutsche, die an der schönen blauen Donau und ihren Nebenländern leben, noch zum Begriff Deutschland zählte. Jetzt freilich ist das anders. Nur durch einen casus belli könnten sie wieder Deutsche werden, Neu-Deutsche. Inzwischen sind es die Wasserpolacken geworden. Ich gönne es ihnen — lieber als mir! .... allein ich muß lachen über das Gerede von der nationalen Einheit und natio-

nalen Entwickelung und ich denke, daß Diejenigen, die solche Reden führen, auch darüber lachen — versteht sich, nur untereinander, nicht wenn es gilt Vetter Michel in Feuer zu setzen für die Wohlthaten des neudeutschen Reiches: Vermehrung der Rekruten, Erhöhung der Steuern und — am passenden Ort, — Knebelung der Kirche."

„Ja wohl, Knebelung der Kirche!" sagte der Graf: „in einem Staat, dessen Hauptgebäude die Caserne ist, hat die Kirche keinen Platz. Das lehrt die Weltgeschichte, vom alten Rom bis auf unsere Tage. Wo die Militärherrschaft florirt, wo man auf Eroberung ausgeht, da ist die Religion und ihre öffentliche Ausübung eine Staatsanstalt. Zu einer solchen kann die Kirche, vermöge ihrer göttlichen Institution, nie herabgewürdigt werden. Das wissen auch die Machthaber und deshalb schieben sie ihr einen Knebel in den Mund und binden ihr Hände und Füße mit Stricken. Dann ist sie hülflos, meinen sie, und kann in aller Stille erwürgt werden."

„Papa! . . . . o um's Himmelswillen! das wird doch nicht geschehen? . . . . das glaubst Du doch nicht!" rief Christiane beängstigt.

„Nein, mein Kind, ich glaube es nicht und zwar deshalb nicht, weil es von Christus heißt „Surrexit!" nachdem er die Passion und die Kreuzigung erduldet

und drei Tage im Grabe gelegen hat — und weil sein Leben sich in der heiligen Kirche fortsetzt. Aber nur auf diesem ganz übernatürlichen Grunde beruht mein Glaube und Derjenige, der das katholische Dogma nicht annimmt oder es verleugnet, kann sich immerhin einbilden es sei möglich die Kirche zu erwürgen und kann dieser Ansicht gemäß handeln. Eines ist gewiß: die Weltzeit und die Weltlage deutet für die Kirche auf Sturm. Steht fest, meine Kinder, harret aus. Die Jugend ist von immensen Gefahren bedroht, weil Glaubenslehrer — Irrlehrer geworden sind und weil die Machthaber diese in Schutz nehmen."

„Es wird aber auch Mancher zur Einsicht kommen, Papa!" versicherte Christiane: „Wir haben es ja schon an Herrn von Thierstein erlebt. Er war anfangs nicht gerade begeistert, aber doch eingenommen für die neue Ordnung der Dinge; — als er aber sah, welche Wendung sie nahmen, wurde er immer kühler und endlich sagte er einmal in einem Gespräch mit Dir ganz soldatisch: Ich bleibe nach alter Art dabei den lieben Gott anzubeten, nicht den Götzen in der Pickelhaube! — Das freute mich unbeschreiblich."

„Hat er das gesagt, der gute Diethelm!" rief Emerenz: „Nun, das freut auch mich aus ganzer Seele."

„Möchten alle Katholiken so sprechen,“ sagte die Gräfin.

„Du hast, wie es scheint, ein gutes Gedächtniß, Christiane,“ bemerkte Winfried scherzend.

„Das kommt von den classischen Studien her,“ entgegnete sie und lachte so hell auf als habe sie Lust sich über alle Studien der Welt lustig zu machen.

Mit Christiane scherzte Winfried; mit Rosmary nicht. Sie war doch heiter, sie war doch lächelnd, freilich in ganz anderer Weise als Christiane; — aber sie war es, und nie fiel ihm ein Scherz, eine Neckerei bei ihr ein. Ihm war als möchte er ihr unendlich viel sagen, sein Leben, seine Seele sagen, um zu hören was sie darauf antworten werde. Gleichwohl that er es nicht, wenn er das Wort an sie richtete — und traf er sie einen Augenblick allein im Zimmer der Gräfin oder ging er im Garten neben ihr, so sprach er gewiß nur von Wind und Wetter — was ihn dann hinterdrein unaussprechlich verdroß. Dies interessante Wesen mußte ihn für stupide halten, für ganz unfähig sich zu ihr zu erheben. In der That, sehr demüthigend! .... Ein wahres Glück, daß er wenigstens mit Andern in ihrer Gegenwart sprechen konnte, und zwar viel lebhafter, als wenn sie nicht da war. Fehlte sie ein=

mal in der Gesellschaft, so war er ganz zerstreut und unruhig. Trat sie ein, so kam Ruhe über ihn und ihm schien, daß er glücklich sei, wenn er sie nur sehe. — —

Auf Argenfels kam und ging Besuch aus und ein. Antonie, die der Ausbruch des Krieges im vorigen Sommer verscheucht hatte, kam jetzt wieder mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Söhnen und da sie Landpartien und Ausflüge in die Umgegend eben so sehr liebte, wie Emerenz sie lästig fand: so theilte man sich in der Weise ein, daß Emerenz mit sämmtlichen Kindern bei der Gräfin blieb und die Uebrigen Excursionen machten, die am Rhein so lieblich, so mannigfaltig und durch Eisenbahnen und Dampfboote so erleichtert sind. Der Graf führte immer den fröhlichen Zug an. Die Jugend seiner Kinder verjüngte und erheiterte ihn. Dieser frische lebendige Kranz hielt seinen Blick in der Nähe fest und zog ihn etwas ab vom Horizont, dem schwarzumwölkten, des öffentlichen Lebens.

Aus dem romantischen Ahrthal kamen sie eines Abends zurück, als die Gräfin sie mit den Worten empfing:

„Jetzt rathet, welchen Besuch wir zu erwarten haben."

„Ist er angenehm oder .... das minder?" fragte Christiane.

„Ein freundschaftlicher Besuch ist immer angenehm," versetzte die Gräfin lächelnd: „rathet."

Man nannte diesen und jenen Namen, doch die Gräfin verneinte beharrlich.

„Aber wer ist denn dieser fremdartige Gast, der gar keine Sympathien auf Argenfels haben muß, da Niemand ihn erräth!" rief ganz ungeduldig Fürst Gundaccar.

„Es ist unsere Cousine Uglas von Waldhaus mit ihrem Mann und ihrem Sohn," sagte die Gräfin.

„Mit sympathischer Freude wird diese Nachricht just nicht aufgenommen," versetzte der Fürst: „Christiane z. B. sieht plötzlich ganz mißmuthig aus und Fräulein Rosmary ganz betroffen."

„Ich weiß von der Insel Wight her, daß Sintram keine gute Grundsätze, sondern sehr egoistische hat," erwiderte Christiane, „und folglich erfreut sein Besuch mich gar nicht, denn man muß doch mit ihm sprechen und da gibt es gleich Hader."

„Willst Du nur mit Leuten reden, die nicht selbstsüchtig sind, so mußt Du schweigend durch die Welt gehen, Christiane."

„Doch nicht! Selbstsucht steckt ja leider Gottes in uns Allen und in mir — eine tüchtige Dosis. Allein ich betrachte sie nicht als ächte und wahre Richtschnur für meine Handlungen und ich sage nicht: was meiner Selbstsucht dient ist gut und ist richtig.“

„Genug, Sintram hat auf ewig Christianens Gnade verscherzt,“ sagte Winfried: „aber was hat er Ihnen zu Leid gethan, Fräulein Rosmary?“

Sie hatte sich inzwischen gesammelt und erwiderte:

„Nichts hat er mir zu Leid gethan. Hier ist jedoch so viel von allem Traurigen gesprochen worden, das ihn und die ganze Familie getroffen hat, daß es mir recht fremdartig vorkommt diese Familie auf dem fröhlichen Argenfels zu sehen.“

„Vor einigen Jahren wurde mir als tüchtiger Verwalter für meine Besitzungen in Croatien ein Herr Scheider empfohlen, von dem man mir sub rosa anvertraute, er sei ein Baron Uglas. Ob der im Zusammenhang mit dieser Familie ist?“ sagte der Fürst.

„Gewiß! es ist Sintram selbst!“ entgegnete die Gräfin: „das mußt Du jedoch gänzlich ignoriren, lieber Gundaccar, denn er wollte wegen seiner Frau die Heimat verlassen und diese Frau hat ihn ver-

lassen und ist mit einem Schwindler nach Californien gegangen . . . . wie es heißt."

„Dann ist es leicht begreiflich, daß die ganze Familie in gedrückter Stimmung ist."

„Wir wollen sie erheitern!" rief Antonie. „Ohnehin ist man am Rhein anders gestimmt als im Spessart. Wenn ich nur die zarten blauen Linien des Siebengebirges oder des Taunus sehe, so lacht mein Auge und mein Herz."

„Ja, weil sie keine Veranlassung zum weinen haben," versetzte die Gräfin.

„Das ist auch gar keine specielle Schmeichelei für Taunus und Siebengebirg," sagte der Fürst trocken: „ich möchte die Stätte kennen, wo Tony's Auge nicht lacht! Auf der Praterfahrt, im Opernhause" . . . . —

„Lacht das Auge vielleicht, doch nicht das Herz," fiel sie ein.

„O Du Heuchlerin!" sagte der Graf heiter.

„Sogar unter dem Dach meiner Hütte," setzte Emerenz hinzu.

„Ja!" rief Antonie lebhaft, „da lacht das Herz. Aber ich bleibe dabei, wir wollen die Verwandten, die aus ihrem Waldhaus — schon der Name klingt

ernst! — herkommen, so lange an und auf dem Rhein hin und her fahren, bis sie in dessen Fluten ihren Kummer versenken."

„Nein, Tony, Deine schreckliche Art die Leute umherzujagen wird sie nur ermüden und gar nicht erfreuen," sagte Emerenz beängstigt durch diese Androhung eines großen Tumultes.

„Schwesterchen, Du lieferst ein Seitenstück zur Sage vom Paradiesvogel!" rief Tony lachend. „Er müsse beständig in den Lüften schweben, weil er keine Füße habe — so hieß es. Weil Du beständig auf Deinem Sopha sitzen willst, hast Du vielleicht auch keine Füße. Aber wir Andern, die wir diese unschätzbaren Glieder besitzen, wir setzen unsere Streifzüge fort . . . . und der nächste Ausflug geht nach den Ruinen von Kloster Heisterbach." — —

Rosmary sah mit Beklommenheit Sintrams Ankunft entgegen. Würde ihr Verhältniß zu Rosalba durch ihn bekannt werden? Wußte er, daß ihr Bruder der Mann sei, dem Rosalba folgte? Wußte er überhaupt, welch ein ehrloser Mensch dieser Bruder sei? — Ach! seufzte sie, wie viel ruhiger könnte ich sein, wenn ich gar keinen Verwandten hätte! Muß ich jetzt nicht immer vor dem Ge-

danken zittern, Otto in einem ähnlichen Zustand auftauchen zu sehen, wie Rosalba's unglücklichen Vater? . . . . Geht er vielleicht nicht auf noch schlimmeren Wegen? . . . . Ach, und er reißt die Arme in den tiefsten Abgrund. — —

Die letzte Tochter.

„Für den König von Preußen mich umbringen zu lassen, ist mir nicht eingefallen," — hatte Sintram zu seinen Eltern gesagt: „aber jetzt, da man für die Schlachtopfer der Kriegsfurie etwas thun kann, jetzt will ich nicht zurückbleiben. Ich gehe nach Frankreich zu unsern braven Verwundeten und will sie pflegen."

„Thorheit!" erwiderte seine Mutter: „was verstehst Du denn von Pflege der Verwundeten? . . . . Schicke Geld hin oder beliebige Unterstützungen, was wir ja schon im vollsten Maße gethan haben; doch Deine Person laß aus dem Spiel, obschon es jetzt Mode ist, daß alle Welt als barmherziger Bruder die Kranken maltraitirt."

„Du kannst Dich ja auch in der Nähe mit Verwundeten abgeben, Fritzi!" meinte der Baron. „Warum willst Du denn so ungeheuer weit fortgehen! nach Frankreich!!" —

„Weil es eine gründliche Veränderung ist!“

„Und deshalb willst Du uns in die größten Sorgen und in alle Qualen der Ungewißheit stürzen!“ sagte die Baronin bitter: „Hättest Du gesagt, daß Du es für eine Pflicht hieltest, so ließe sich darüber berathschlagen; aber Du verlangst eine gründliche Veränderung: — das entscheidet ohne Weiteres die Sache. Wann willst Du abreisen?“

„Am liebsten — morgen! das schneidet jede Discussion ab;“ antwortete Sintram finster: „Jedem Unglücklichen gönnt man eine Veränderung seiner Lage, denn die Zerstreuung ist schon eine Erleichterung. Warum soll ich sie mir nicht verschaffen? Was haben meine Eltern davon mich täglich zu sehen . . . . aber in einer Lage zu sehen, die mir jeden Anspruch an ein glücklicheres Loos raubt und die mich gleichsam zu einem Lebendigbegrabenen macht, denn meine Lebensäußerung besteht darin, daß ich athme und daß ich in Verzweiflung bin.“

„O Fritzi! Fritzi!“ sagte der Baron tiefbekümmert.

„Ja, Vater, so ist's! . . . . Wie könnte es anders sein? . . . . In Verzweiflung, daß ich mich täuschte . . . . in Verzweiflung, daß mir weiser, liebevoller Rath fehlte — in Verzweiflung, daß ein so armseliges Weib, dem ich so große Opfer brachte, mich so schnell enttäuschte . . . . in Verzweiflung

über die Folgen meiner Illusion . . . . ja! das bin ich! — Und um dies Dasein zu ertragen, muß ich es einmal auf die Nachtseite des physischen Lebens zwischen Pest, Hunger, Todesnoth und Leichen versetzen; — dann kommt es mir vielleicht erträglicher vor."

„Wohlan, so reise denn morgen ab," versetzte die Baronin kalt; aber ihre Hände zitterten vor unterdrückter Gemüthsbewegung, denn der, welcher so sprach, war ihr einziges Kind

Er reiste ab. War das Leben auf Waldhaus bis dahin traurig gewesen, so erhielt diese Färbung jetzt durch spannende Befürchtung und beständige Beunruhigung einen quälenden Character. Die Nachrichten liefen äußerst spärlich und unregelmäßig ein und in den langen Pausen zwischen den Briefen hörte, las und sah man so viel Elend und hielt der Tod eine so furchtbare Ernte, daß der Gedanke sich immer aufdrängte, der letzte Brief sei in der That — der letzte gewesen. Die Baronin besorgte die Administration von Waldhaus und ihre häuslichen Geschäfte; der Baron las Zeitungen und ging auf die Jagd, legte Patience und rauchte; Beide spielten Piket; — aber Alles geschah mehr aus maschinenmäßiger Gewohnheit, als aus irgend einem Interesse für die Sache selbst. Der Pfarrer, der einmal gesagt

hatte Baron Sintram stehe ja immer und überall unter dem Schutze Gottes, bekam von der Baronin zur Antwort:

„Sie würden das nicht mit so goldener Ruhe sagen, Hochwürden, wenn Sie einen Sohn von solchen Gefahren umringt hätten."

Den einzigen Trost in ähnlichen Umständen, ihr sorgenvolles Herz in die Hand Gottes zu legen, verschmähte sie. Das that der Baron nicht; es wäre ihm recht lieb gewesen, wenn der Pfarrer täglich gekommen und täglich christliche Trostgründe vorgebracht hätte, denn sie hafteten nicht in seinen ungesammelten Gedanken. Bei seiner Frau fielen sie auf steinigen Boden und bei ihm trugen die Zerstreuungen im Vogelflug sie fort. Da nun die Baronin felsenhaft starr und der Baron wolkenhaft verschwommen war, so ergänzten sie einander nicht, weil jeder in seiner Art unzugänglich für den andern war. Beide spürten nur ihre gegenseitigen Mängel; sie, sehr bewußt; er, so gewiß unbestimmt, wie er nun einmal war. Das trug nicht dazu bei den bleiernen Gang der Tage zu erleichtern. So schlichen Wochen und Monate dahin.

Gegen Ende des Winters kam ein Brief aus Frankreich von fremder Hand. Sintram hatte nur drei Zeilen dictirt, daß er am Typhus erkrankt sei.

„Gräßlich!“ sagte die Baronin: „jetzt ist Friede geschlossen, jetzt würde er zurückkommen — und statt dessen muß er gerade jetzt von dieser todtbringenden Krankheit befallen werden. Es ist eine Tücke, eine Härte des Schicksals ohne Gleichen. Aber wir holen ihn! er soll wenigstens nicht im fremden Lande sterben.“

„O Minettchen! er soll überhaupt nicht sterben,“ sagte der Baron kläglich.

Sie zuckte bemitleidend die Achseln und versetzte: „Das Schicksal hat uns nun einmal für die härtesten Schläge auserkoren: wir müssen auf seinen Tod uns gefaßt machen.“

Wirklich war Sintram dem Tode nah, als seine Eltern zu ihm gelangten; allein er starb nicht. Nur furchtbar geschwächt und hinfällig kehrte er mit ihnen nach Waldhaus zurück. Seinetwegen wollten sie im Lauf des Sommers ein Nordseebad besuchen und auf der Hinreise ein Paar Tage in Argenfels zubringen.

Rosmary's Befürchtungen Sintram könne durch sie in peinlicher Weise an Rosalba erinnert werden und es äußern — oder seine Eltern könnten, vom Aufenthalt in der Superba her, sich ihrer erinnern, trafen nicht zu. Sintram erkannte sie sogleich, weil es freilich schwer war ihre Erscheinung zu vergessen; allein er entsann sich nur zu gut der Energie, mit

welcher sie seinem Verhältniß zu Rosalba in jeder ihr möglichen Weise entgegen getreten war. Es wäre für beide Theile peinlich gewesen ein Wort über die Vergangenheit zu sagen oder zu hören und er stellte sich als ein Fremder ihr gegenüber. Auch war er zu sehr mit Christiane beschäftigt, um Rosmary sonderlich zu beachten. Er begriff gar nicht, daß dies wirklich eine und dieselbe Christiane von der Argen sei, die er auf der Insel Wight garstig, unerträglich und Gott weiß was alles! gefunden hatte. Freilich waren seitdem Jahre verflossen und Christianens Geist und Character waren gereift; was aber ihre äußere Schönheit betraf, so stand es fest, daß sie nun einmal durchaus nicht schön war. Doch das fiel bei ihm nicht mehr in's Gewicht. Aber was half ihm das! Er hatte sein Lebensglück um eines schönen Gesichtes willen verscherzt und mußte dafür büßen.

Seine Mutter hatte nie einen andern Wunsch gehabt — seitdem sie für Sintram an eine Gattin dachte — als daß Christiane ihre Schwiegertochter werden möchte. Jetzt auf Argenfels, im Kreise der ganzen Familie, die aus so verschiedenen Elementen bestand und doch so innig verbunden war, und in welcher glückliche Ehen heimisch zu sein schienen, hatte sie Anfälle von tiefer Trostlosigkeit, die sich

meistens in Klagen über ihr Schicksal gegen die Gräfin äußerten.

„Liebste Emerenz, wie bist Du zu beneiden!“ sagte sie einmal zur Gräfin, deren sechs Enkel der Großmama so eben den Guten Morgen gesagt hatten und nun im Garten ihren kleinen Freuden nachgingen. „Du hast das große Loos des ehelichen und häuslichen Glückes gezogen.“

„Ja,“ versetzte die Gräfin, „Gottes Güte ist groß für uns; aber daß sich das Glück so ganz fix und fertig aus der Lebenslotterie ziehen ließe — das kann ich doch nicht zugeben. Alle günstigen Gaben und Umstände dürfen nicht in ihrem so gewiß rohen Zustand verbleiben und genossen werden; sie müssen gepflegt, sorgsam behandelt, gezügelt und gelenkt werden; wir müssen uns selbst und Andere erziehen, um in Uebereinstimmung mit dem Glück, das Gott uns zuwendet, zu sein und zu bleiben. Weil eine beständige Resignation, eine beständige Abtödtung die Bestimmung unsers Lebens ist, sofern wir dessen letztes hohes Ziel in's Auge fassen, so ist es nicht immer ganz leicht glücklich zu sein, denn Geduld, Opfer, Entsagung wollen nicht immer zu unsern Begriffen von Glück stimmen und sind doch nicht davon zu trennen, weil uns das Glück wie das Leid in der Vollkommenheit vorwärts bringen soll.“

„Ich weiß nicht, welche sublime Sorte von Glück Du verlangst, liebe Emerenz," erwiderte die Baronin etwas spitz: „aber das weiß ich: mit einem solchen Ehemann, solchen Kindern, solchen Schwiegersöhnen und Enkeln, solchen äußeren Verhältnissen wie die Deinen, ist jede Frau glücklich zu preisen."

„Darin stimmen wir vollkommen überein!" entgegnete die Gräfin lebhaft: „es sind lauter kostbare Perlen! Aber, liebe Theophile," setzte sie mit ihrem feinen Lächeln hinzu: „ich muß diese Perlen mit vieler Mühe und Anstrengung aus der harten Muschel brechen, denn all diese Kinder, große und kleine, haben ihren Character, ihre Richtung, ihre Fehler und Vorzüge, später ihre besondere Lebensstellung; — kein Kind entspricht ganz oder auch nur etwas dem Ideal, das man bei der Erziehung vor Augen hatte; — man thut Mißgriffe und erkennt sie zu spät; — man nimmt sich die Schwierigkeiten, die Kämpfe, die Verkehrtheiten der Kinder übermäßig zu Herzen ohne ihnen dadurch wesentlich zu nützen; — mit dem Vermögen gibt es wieder andere Sorgen: daß man nicht verschwende, daß man die Pflichten erfülle, die der Reichthum auferlegt; — genug, meine Perlen liegen sämmtlich in rauhen Muscheln — meinen Mann nicht ausgenommen. Denn es kostet manchen Kampf bis sich die von Illusionen untrenn-

bare, jugendliche Liebe in jenes Gefühl umformt, das in einer glücklichen Ehe bis zum Grabe zwei Menschen verbindet."

„Du sagst das Alles, nicht wahr? um in mir jedes Gefühl von Neid zu unterdrücken."

„O nein! so gering denke ich nicht von Deiner Auffassung der menschlichen Bestimmung. Ich sage das, was für mich wahr ist."

„Sorgen und Mühen habe auch ich im reichsten Maß gehabt, allein diese rauhen Muscheln enthielten für mich keine Perlen. Sintram war mein Ein und Alles . . . . und seine Sache ist, wie ich fürchte, eine hoffnungslose. Oder glaubst Du, daß man seine Ehe für nichtig erklären könne?"

„Darüber habe ich kein Urtheil, beste Theophile."

„Wenn er frei und in den Stand gesetzt würde, sich verehelichen zu können, was meinst Du, wäre er Dir ein willkommener Schwiegersohn?"

„Ich gestehe Dir, daß mir diese Vorstellung unter den obwaltenden Umständen allzu fern liegt um Deine Frage so zu beantworten, wie Du, beste Theophile, es zu wünschen scheinst. Vor der Hand ist der arme Sintram in beklagenswerther Weise gebunden . . . . und so lange er das ist, meine ich, es sei besser sich nicht mit Gedanken zu beschäftigen, die sich auf das Gegentheil beziehen."

Die Baronin war durchaus nicht geneigt, diesen Rath anzunehmen. Sie sagte:

„Wir wollen den nächsten Winter mit Sintram in Italien zubringen. In Rom denke ich es durchzusetzen, daß Sintram's Ehe für nichtig erklärt werde. Es gibt ja Präcedenzfälle . . . . ich weiß es! Ich bin entschlossen Himmel und Erde in Bewegung zu setzen um ihm seine Freiheit zu verschaffen — und hätte er dann Hoffnung auf Christianens Hand“ . . . . —

„Liebe Theophile,“ unterbrach die Gräfin ernst, „thue Alles für Deinen Sohn, was Du für Deine Pflicht hältst! aber ihn schon jetzt als Bewerber um meine Tochter nennen zu hören, das ist mir unerträglich und ich glaube es würde sie schwer kränken, wenn sie eine Ahnung davon bekäme; denn er ist und bleibt, trotz aller Unwürdigkeit seiner Frau, ein Ehemann.“

„Nenne doch nicht dies schreckliche Weib seine Frau! Sie hat seinen Namen abgelegt . . . . sie ist mit einem Andern davongegangen . . . . trägt vielleicht dessen Namen und Du, Emerenz, Du nennst sie Sintram's Frau!! das zerschneidet mein Herz.“

„Liebe gute Theophile, vergib mir! . . . . allein Du hast jene Bezeichnung herausgefordert. Ich würde

nie dies traurige Thema berührt haben, das Dir so bitter weh thun muß."

„Auch die Sympathie der besten Freunde erstirbt vor den großen Schicksalsschlägen, welche zuweilen eine Familie oder eine Persönlichkeit betreffen," sagte die Baronin mit Kälte: „Wer jene unselige Landstreicherin Sintram's Frau nennen kann, der hat keine Theilnahme für meinen Schmerz und für sein hartes Loos."

Die Gräfin suchte auf's Liebreichste die arme Mutter zu trösten — aber nicht durch die Hoffnung auf Christianens Hand, denn welche Phantasiegebilde die Baronin auch aufstellen mochte, Rosalba war Sintram's rechtmäßige Gattin und sehr wahrscheinlich blieb sie es auch, weil durch die Unwürdigkeit der Person die Unauflösbarkeit der Ehe nicht aufgehoben wird. Ob diese unselige Ehe überhaupt nicht rechtmäßig geschlossen sei — diese Frage gehörte vor ein anderes Forum; die Gräfin konnte das Verhältniß nur so auffassen, wie es sich in der Gegenwart herausstellte.

Was die Fürstin Antonie sich vorgenommen hatte, führte sie in der Weise aus, daß Ausflüge zu Wasser und zu Lande abwechselten, an denen die Baronin freilich selten — um so eifriger aber Sintram und sein Vater Theil nahmen. Der arme Baron war

mit seinem friedlichen Pflegma gar nicht auf schwermüthigen Jammer eingerichtet. Sintram war wieder da, Sintram war auf dem Wege zur vollständigsten Genesung; — dies genügte ihm vor der Hand und mit neubelebter Hoffnung, daß endlich doch Alles gut werden müsse — er wußte nur nicht wie! — legte er wieder die große Sept-Patience. Hätte er seine Gesinnungen an die Fügungen Gottes geknüpft, so wäre er ein sehr vollkommener Christ gewesen. Jetzt unterhielt er sich ganz vortrefflich, weil es ihm etwas Neues war, daß sich Jemand damit beschäftigte ihm immer neue Unterhaltung zu verschaffen, und er bewunderte aus ganzem Herzen das schöne Rheinland mit seinem prächtigen Strom.

„Nicht wahr, Onkel, das Siebengebirg ist viel lieblicher, als der finstere Spessart?" fragte Tony.

„Das ist es; allein der Spessart hat auch seine Meriten."

„Ja, Onkel — Räuberbanden!" rief Christiane. „Spessart und Räuber gehören zusammen."

„Und die herrlichen Wälder des Spessart, diese riesigen Bäume, diese gewaltigen Forsten — bilden sie nicht eine ernste Schönheit, die sich messen kann mit den Rebenhügeln des Rheins?" fragte Sintram.

„Mit den Rebenhügeln schon! aber die bilden auch nur einen Theil der Schönheit des Rheinlandes," versicherte Christiane.

„Im Grunde ist der Rhein doch nur ein niedliches Miniaturbild," sagte Winfried scherzend: „es sieht Alles aus, als wär's ein Puppenspiel für große Kinder. Schon in Europa! Wie ganz anders großartig ist die Donau, majestätisch dahin rauschend an den Ufern von Serbien, wo sich die Wälder gleichsam wie grüne Laub-Kataraktenvon den Bergen herab in den Strom stürzen. Oder am Bosporus, wo die Platanen- und Kastanienwälder bis an's Gestade des Meeres sich drängen und die gewaltigen Bäume ihre Aeste in den Meereswellen baden. Von Amerika mit seinen Strömen und Wäldern gar nicht zu reden! Am Rhein ist Alles dermaßen cultivirt, daß der Character der Gegend kleinlich wird."

„O Du Verräther am Vaterland!" rief Tony.

„Nicht wahr, die Dome von Cöln und Mainz gehören auch zu den Puppenspielen?" fragte Christiane still empört.

„Ich habe nur von der Natur gesprochen," versetzte Winfried begütigend.

„Und hier hat der Geist, der edelste Geist, der germanische Geist, ihr eine Seele eingehaucht," rief

Christiane, „und wo die zum Vorschein kommt, da ist es schöner als in der Natur der Wildniß."

„Schöner vielleicht, großartiger nicht! die Schöpfung Gottes, einsam, ohne Menschen, ohne menschliches Treiben — in ihr und über ihr nichts was den Gedanken fesselt, als der Schöpfer — das macht einen ganz überwältigenden Eindruck," versetzte Winfried.

„Schau, schau! wie ist das Christianerl so patriotisch!" bemerkte der Baron.

„Nein, lieber Onkel, das bin ich gar nicht!" protestirte sie mit großer Entschiedenheit: „patriotisch — das ist so ein künstliches politisches Parteiwort. Ich bin gar nicht patriotisch, ich bin deutsch und zwar deutsch im Sinn ante 1866 — wie Winfried sagt."

„Christiane," sagte der Graf lachend, „wir erleben noch, daß Du dingfest gemacht und nach Ehrenbreitstein transportirt wirst."

„Doch nicht, Papa!" rief das fröhliche Mädchen: „ich conspirire weder mit den Welfen, noch mit den Polen, noch mit der Internationalen — und ich werde ja auch nie auf der Kanzel sprechen."

Christiane entzückte Sintram durch diese muntere, lebhafte Frische des Geistes, die ihm in seiner Umgebung so wenig begegnet war. Sein verwelktes,

kraftloses Gemüth richtete sich auf unter dem Hauch ihrer Jugendfrische. Er verschob die Abreise von Argenfels von einem Tage zum andern, indem er behauptete, die milde Luft am Rhein sei ihm viel zuträglicher als die Luft der Nordsee. Seine Mutter war glücklich über seine ganz veränderte Stimmung und erging sich in ihren Träumen und Plänen für seine Zukunft, die sie freilich nicht mit der Gräfin, doch desto mehr mit ihrem Mann besprach.

„Es muß ein Grund gefunden werden, der es möglich macht die Ehe für null und nichtig zu erklären," sagte sie: „ich vergehe vor Ungeduld bis ich diese Entscheidung habe."

„Kannst Du Dich nicht bei uns an die entsprechende Behörde wenden, Minettchen? da würde die Sache viel schneller sich entscheiden, als wenn sie den ungeheueren Umweg über Rom nimmt."

„Ich fürchte, daß sie bei uns unangenehmes Aufsehen macht. Gehen wir aber zur Stärkung von Sintram's Gesundheit nach Italien, so ahnt Niemand, was außerdem noch beabsichtigt wird; es gibt kein Geschwätz darüber und Sintram kehrt unbefangen als freier Mann mit uns zurück, so daß die schauderhafte Episode der letzten Jahre um so leichter in Vergessenheit gerathen wird, als er sich möglichst bald und gut verheirathet. Und da sage nun Emerenz

was sie wolle, ich behalte Christiane im Auge .... und ich meine, Sintram thue es ebenfalls."

„Ja, Minettchen, das wäre gar nicht übel! aber was wird Christiane thun?"

„Lieber Freund, sie wird ihn heirathen. Eine Partie wie Sintram findet sich nicht alle Tage. Der Herr von Waldhaus ist mindestens eben so reich, wie der Herr von Argenfels und alle übrigen Verhältnisse stimmen vortrefflich überein. Das hab' ich vor Jahren gesagt und das wiederhole ich jetzt. Was Christiane betrifft, so schaut sie frisch und klar in die Welt hinein, vertieft sich folglich nicht in romantische Grillen über Liebe und Sympathie der Seelen, und ist ganz geneigt, einen jungen Mann, der alle möglichen Vorzüge besitzt, mit ihrer Hand zu beglücken. Was die Verwandtschaft zwischen Sintram und Christiane betrifft, so ist sie ja kaum so nah um eine Ehedispense zu erfordern .... und wäre das dennoch der Fall, so holten wir sie in Rom. Genug — wohin ich blicken möge, nirgends fällt ein Schatten auf meinen Plan."

„Das ist ja herrlich, Minettchen! .... Möge er nur recht bald in Erfüllung gehen." — —

Schweigende Menschen machen den Eindruck von großer Ueberlegenheit oder von großer Inferiorität. Rosmary verhielt sich fast immer schweigend; aber

Niemand glaubte, daß sie schweige, weil sie gedankenlos sei und nichts zu sagen wisse. Ihr Schweigen hing mit ihrer ganzen zurückhaltenden Weise zusammen — und diese Weise entzückte Winfried, obschon sie ihm zuweilen wie ein Bann erschien, der ihn fern von ihr hielt. Hingegen meinte er zuweilen, daß sie dennoch ihm näher stehe, mehr Verständniß für ihn habe, als Mutter und Schwestern zusammen genommen. Einen größeren Zauber übte sie — das war nun einmal gewiß! — einen ernsten Zauber, der nichts gemein hatte mit dem flüchtigen Wohlgefallen an weiblicher Schönheit und Anmuth. Er sprach nicht viel mit ihr, nicht einmal zu ihr; aber was er auch sagte, für sie war es gesagt und, ihr selbst unbewußt, gab ein Blick, ein Aufschlag der Augen, eine Bewegung der Hand, ein flüchtiges Lächeln ihm die Antwort, daß und wie es verstanden sei. Für Rosmary ging durch Winfried eine neue Welt auf, die sich keineswegs auf Herzensempfindungen beschränkte. Wenn er sprach von fremden Völkern und Zonen, von seinem Seemannsleben mit dessen kühner Lust und beständiger Gefahr, von den merkwürdigen Natur- und Culturbildern, die er mit eigenen Augen geschaut hatte — wenn er von diesen Dingen, die man in zwanzig verschiedenen Büchern mit Verwunderung liest, als von etwas Selbster-

lebtem, das ihm nahe getreten, das ihm ganz bekannt sei, sprach: so meinte Rosmary Winfried führe sie wie durch einen Triumphbogen in die Herrlichkeit eines ungeahnten Daseinsglücks ein. Aber sie fühlte keine Unruhe, kein Verlangen aus ihrer Lage herauszutreten; sie fühlte sich nur glücklicher als sie je gewesen war.

In einer stillen Stunde, als Antonie allein bei der Gräfin war, hub sie an von Rosmary zu sprechen und wiederum zu bitten, daß die Mutter ihr diesen Schatz überlassen möge. Die Gräfin verweigerte es standhaft.

„Gieb sie mir wenigstens so lange, als Winfried hier ist, Mama,“ sagte endlich Antonie.

„Warum denn das!“ rief die Gräfin.

„Weil mir eine Trennung zweckmäßig für Beide scheint.“

„Beste Tony! Winfried und Rosmary sind die vernünftigsten jungen Menschen, die ich je gekannt habe — und solche pflegen nicht in Liebeleien und Phantastereien zu verfallen. Weder Dein Vater, noch Emerenz, noch ich — Niemand von uns hat etwas der Art wahrgenommen.“

„Ihr habt Euch sämmtlich in Beide hinein gelebt, Mama; ich aber bin erst später dazu ge-

kommen und da ist mir gleich Rosmary's Veränderung aufgefallen."

„Wie so, bestes Kind!" sagte die Gräfin mit einem Anflug von Unmuth: „Rosmary ist jetzt zwei und ein halbes Jahr bei mir und ich habe nie etwas Anderes bemerkt, als daß sie in jeder Beziehung, an Verstand, Gemüth, Tact, an allen Gaben, die ein junges Mädchen zieren, zu den Ausgezeichneten gehört. Sehr abgeschlossen nach Außen ist sie und sehr ernst — vielleicht zu sehr. Welche Veränderung willst Du also an ihr bemerkt haben?"

„Eine sehr liebliche," versetzte Antonie lächelnd: „sie ist viel schöner geworden, Mama, sie sieht ja aus wie innerlich illuminirt. Wie leuchtet ihr Auge! welche wunderzarte Rosenfarbe überhaucht ihr Antlitz! sie hatte immer etwas von einem Marmorbilde — jetzt ist es beseelt."

„Und Du bist poetisch geworden, meine Tony, das ist auch eine Veränderung!" scherzte die Gräfin.

„Beobachte sie, Mama! Winfried ist zuweilen ganz verstummt, ganz bezaubert — wie soll ich's nennen! — durch ihren Anblick. Das kann doch mit der Zeit bedenklich werden und ihm oder ihr oder beiden schwere Stunden bereiten, die vielleicht wegfallen,

wenn Rosmary unter irgend einem Vorwand mich begleitete."

„Das wäre allzu auffallend, liebes Kind! Hat Winfried einen kleinen Anfall von Verliebtheit, so darf deshalb nichts geschehen, was Rosmary kränken könnte, denn sie hat ihn sicher nicht."

„Beobachte nur, Mama, dann bin ich ganz ruhig," bat Antonie — und die Gräfin versprach es.

Doch vor der Hand kam es nicht dazu. Emerenz reiste endlich mit ihren vier Kindern ab und kehrte zu ihrem Mann zurück. Es kam aber ein Besuch, der in anderer Weise die Gräfin ungemein beschäftigte. Diethelm von Thierstein kehrte so vollkommen genesen aus Gastein zurück, daß man ihn kaum erkannte. Der lähmende Druck der Krankheit war von ihm genommen und in seinem Antlitz, seinem Ausdruck, seiner Haltung war er wieder ein kräftiger Mann. Er wurde mit Freude und mit herzlichen Glückwünschen begrüßt und die Baronin Uglas stimmte zuerst in diesen Ton ein, weil Thiersteins vollkommene Genesung sie über Sintram's Herstellung jedes Zweifels überhob. Da Thierstein aber mit seinem raschen, offenen Wesen sehr bald verrieth weshalb er gekommen sei — und da Niemand seiner Absicht etwas in den Weg zu legen schien — am wenigsten Christiane: so geriethen Sintram und seine

Mutter in die größte Aufregung. Er verwünschte tausendmal seine furchtbare Existenz und versicherte, daß die Hoffnung, dereinst Christiane zu besitzen, ihn allein an's Leben fessele, während der arme Baron immer wiederholte:

„O Fritzi, beruhige Dich .... das Christianerl ist ja noch zu haben .... und wenn nicht, so gibt's noch andere hübsche Mädchen! .... Nur ruhig, Fritzi, schön ruhig."

Die Baronin aber bemeisterte ihre Aufregung und ging zur Gräfin, bei der sie niemand fand als Rosmary Dictando's schreibend.

„Liebste Emerenz," begann sie, „da wir so eben unsere Abreise, endlich einmal unwiderruflich, auf morgen ansetzten: so möchte ich gern ein wenig mit Dir plaudern."

Auf ein Zeichen, das die Gräfin freundlich gab, erhob sich Rosmary vom Schreibtisch und verließ das Zimmer, während die Gräfin erwiderte:

„Du solltest Deinen Besuch verlängern, beste Theophile, da sich Dein Sohn sichtlich erholt und gern mit Winfried und Gundaccar zu verkehren scheint."

„Was Sintram belebt ist nicht der Umgang mit Deinem Sohn und Deinem Schwiegersohn; es sind auch nicht die Land- und Wasser-, die Reit- und

Jagdpartien — so unterhaltend sie sein mögen — es ist lediglich Christiane" .... —

„Liebe Theophile, ich muß Dich bitten in Allem was Sintram betrifft, Christiane aus dem Spiel zu lassen," fiel die Gräfin mit kalter Bestimmtheit ein.

„Ist es denn möglich diesem Thierstein als Bewerber den Vorzug zu geben vor Sintram!"

„Von Vorzug ist nicht die Rede, da Sintram kein Bewerber sein kann."

„Allein er kann es noch werden — und dann wäre er in jeder Beziehung eine passendere Partie für Christiane, denn er ist reicher und jünger."

„Ob das Christiane glücklicher machen würde, ist die Frage. Sie bedarf entschieden eines Gatten, der sie stützt und leitet, und das vermag der ältere Mann leichter, als der jüngere. Was aber das Vermögen betrifft, so gibt das nicht den Ausschlag bei uns. Wir treiben keine Geldgeschäfte, folglich ist das Geld für uns kein Lebenszweck, sondern nur ein Mittel um zu leben — und da es uns nicht einfällt mit dem Reichthum der Juden — überhaupt der Speculanten — in Luxus und Verschwendung zu rivalisiren: so sehen wir nicht ein, weshalb wir besonderes Gewicht auf das Vermögen eines Schwiegersohnes legen sollten."

„Es schadet doch gewiß nicht dem Fürsten Gundaccar in Deinen Augen, daß er enorm reich ist," erwiderte die Baronin spitz.

„Gundaccar's großes Vermögen und Valerian's geringes Vermögen haben die Wahl unserer Töchter und unsere Bestätigung derselben nicht bestimmt -- und nur davon sprachen wir. Diethelm Thierstein ist nicht reicher als sein Bruder. Gibt sich Christiane mit einer bescheidenen Lebensstellung zufrieden, so sind wir Eltern es auch. Ob sie es ist, weiß ich aber noch nicht."

„Mir scheinen die Absichten des Herrn von Thierstein klar wie die Sonne, beste Emerenz."

„Mir auch. Doch wie Christiane sie aufnimmt — das nicht."

„Liebste Emerenz, ich beschwöre Dich verschiebe die Entscheidung so lange bis Sintram's Fesseln gelöst sind, denn mir scheint, daß ihm Christiane große Theilnahme schenkt."

„Ja, großes Mitleid, beste Theophile; indessen wird sie sich durch Mitleid schwerlich zur Wahl eines Gatten bestimmen lassen. Sie hat kräftigere Gefühle .... und ich muß Dich beschwören ein Thema nicht zu berühren, das mir über die Maßen peinlich ist und Dich schmerzen muß."

Die Baronin war unaussprechlich entrüstet über

diese Erklärung. Seitdem sie im Gothaer Kalender über den Geburtstag der damals vierzehnjährigen Christiane sich vergewissert und zu sich selbst gesagt hatte: Ja! Christiane von der Argen und Sintram! — — seitdem war diese Ehe bei ihr zur fixen Idee geworden. Sintram's Heirath schien deren Verwirklichung unmöglich zu machen; doch so wie jetzt die Sache sich gestaltet hatte, wollte die Baronin wieder an die Möglichkeit glauben. Je schwerer ihr selbst das im Grunde ihres Herzens wurde, desto mehr suchte sie Andere für den Glauben an diese Möglichkeit zu gewinnen, weil die fremde Zustimmung ihr mehr Sicherheit gegeben hätte. Daß ihr dies bei der Gräfin gänzlich mißlang, kränkte sie auf's Tiefste. Nach diesem Gespräch sagte sie zum Baron:

„Die gute Emerenz ist herzlos wie die glücklichen Menschen zu sein pflegen. Sie hat schnöde meine Wünsche bezüglich unserer Kinder abgewiesen."

„Schnöde? .... aber Minettchen, bedenke doch, daß Sintram noch nicht frei ist" .... —

„So gut wie frei!" fiel sie ein: „und ich gebe auch noch keineswegs die Hoffnung auf, sobald er sich ohne Rückhalt an Christiane selbst wenden wird. Deshalb wollen wir möglichst schnell die Seebäder abthun und geradeswegs nach Rom gehen. Dann kommen wir doch noch anderen Bewerbern zuvor,

und der Flügel des Waldhauser Schlosses wird seiner Bestimmung gemäß ausgebaut."

„Möchte es nur recht bald geschehen!" seufzte der Baron: „Nachdem ich hier das muntere Leben in einem großen Familienkreise gesehen habe, wird mir die Stille und Einsamkeit von Waldhaus gar nicht mehr so gefallen. Im Alter bedarf man der Erheiterung durch die liebe Jugend; — nicht wahr, Minettchen?"

„Du bist ja noch gar nicht alt, mein lieber Freund," versetzte sie ausweichend, da es ihr unmöglich schien eine seiner Bemerkungen zu bestätigen. — —

„Nein, liebe Tante, morgen kannst Du nicht mit dem ersten Zug abreisen," versicherte Christiane mit dem Eisenbahnbuch in der Hand.

„Ich bin an frühe Stunden gewöhnt, gutes Kind," erwiderte die Baronin.

„Dann mußt Du sehr früh aufstehen, liebe Tante, denn wegen des hohen Festes Mariä Himmelfahrt ist morgen die Frühmesse in der Pfarrkirche um halb sechs Uhr und der Zug geht um sieben von der Station ab."

Die Baronin hätte sehr gern die Messe aufgegeben; da man es aber mehr als anstößig gefunden hätte, so sagte sie mit süßsauerem Lächeln:

„Um nicht um vier Uhr Morgens das Schloß in Unruh zu versetzen, werden wir also mit einem späteren Zug gehen. Aber abreisen müssen wir, damit wir nicht die beste Jahreszeit für das Seebad versäumen."

Christiane sagte leise zu Rosmary:

„Gottlob! Es wäre recht fatal gewesen und hätte uns ganz gestört." — —

Am nächsten Morgen gingen Christiane und Rosmary in aller Frühe zur ersten Messe in's Dorf hinab um die heiligen Sacramente zu empfangen. Im herrschaftlichen Kirchenstuhl waren bereits Winfried und Thierstein — und in der nämlichen Absicht. Die Einen wie die Andern waren überrascht und hatten vielleicht einige Ursache sich flüchtiger Zerstreuung anzuklagen; aber kein Blick wurde gewechselt, viel weniger ein Wort, und Christiane und Rosmary kamen eine halbe Stunde später als die beiden Männer in's Schloß zurück, schweigend und andächtig.

Sintram eilte ihnen schon im Schloßhof entgegen und ohne auf ihre Stimmung Rücksicht zu nehmen, sagte er lebhaft:

„O Christiane, wie traurig ist es, daß ich Dich zu früh gesehen und zu spät gekannt habe."

„Wie?" fragte sie ganz zerstreut wie Jemand, der von einer Anrede keine Sylbe verstand.

Es ist höchst unangenehm, ein Wort wiederholen zu müssen, das aus dem überwallenden Gefühl geboren ist. Schon der Umstand, daß es nicht verstanden wurde, läßt ahnen, daß es trotz der Wiederholung dasselbe Schicksal haben werde. Und so war es auch, denn Christiane erwiderte:

„Ich entsinne mich nicht, wann ich Dich zuerst sah.“

Und damit war das Gespräch zu Ende. Einige Stunden später reiste die Familie Uglas ab. Am Abend dieses Tages wurde Christiane zu ihrer Mutter gerufen. Sie fand auch ihren Vater da und er sagte ernst und bewegt:

„Thierstein hat um Dich angehalten, Christiane, was antwortest Du.“

„Das ist eine ernste Frage,“ erwiderte sie, „zuerst muß ich wissen, was meine Eltern dazu sagen.“

„Sie wußten um seine Absicht und waren ihr durchaus nicht entgegen; allein sie wollen sie auch nicht befürworten. Du mußt entscheiden.“

„Ueberlege, Christiane,“ sagte die Gräfin: „es wird in Deinem ganzen Leben kein gewichtigeres Wort von Dir gesprochen werden, als wenn Du jetzt — Ja sagst. Das Seelenheil von zwei Menschen wird auf diesem Ja beruhen.“

„Ein furchtbarer Gedanke!“ rief Christiane.

„Und der selten nach Gebühr erwogen wird,“ setzte die Gräfin hinzu.

„Sprich ganz unbefangen Nein, wenn Dein Sinn auf Nein steht,“ sagte der Graf: „Du hast es ja schon zweimal gethan.“

„Ach, das ist es eben, Papa! ich möchte nicht gern Nein sagen . . . . allein ich fürchte mich Ja zu sagen.“

„Wenn es so steht, Christiane,“ erwiderte er lächelnd, „dann sprich nur frischweg Ja, denn über die Furcht wird der liebe Gott Dir schon hinweghelfen.“

„Ich kann wirklich nicht Nein sagen, obgleich Du das Ja so ungeheuer ernst nimmst, liebe gute Mama,“ sagte Christiane und schmiegte sich an die Gräfin: „Bei den früheren Anträgen konnte ich unmöglich etwas Anderes sagen als Nein . . . . doch jetzt wäre das eine Lüge. Nur weiß ich nicht ob ich Thierstein genug liebe.“

„Flößt er Dir so viel Vertrauen zu seinem Character, seiner Denkungsart, seinen Grundsätzen ein, daß Du die Zuversicht hast in den Freuden und Leiden des Lebens einen sichern Freund an ihm zu besitzen?“ fragte die Gräfin: „und bist Du bereit ihm dafür die Opfer zu bringen, die eine gute Frau

in der Ehe zu bringen hat, weil der Mann der Herr ist, so darfst Du ruhig sein — Du liebst ihn mit einem Gefühl, das keinen Rückschlag vor der Ueberschwänglichkeit zu fürchten hat."

„Nun, was sollen wir ihm antworten?" setzte der Graf hinzu: „Nimmst Du nicht seinen Antrag an, oder willst Du Dich längere Zeit besinnen, so will er morgen in aller Stille abreisen."

„O bitte, das nicht! Er soll hier bleiben!" rief Christiane lebhaft.

Die letzte Tochter! seufzte der Graf für sich und das Auge der Gräfin füllte sich mit Thränen, als sie Christiane in ihre Arme schloß.

Boa constrictor.

In einer sehr eleganten Wohnung in Brüssel herrschte eine merkwürdige Unordnung und der Salon sah noch gerade so aus, wie die Gesellschaft ihn Abends zuvor verlassen hatte, obschon jetzt die Mittagsstunde vorüber war. Die Vorhänge waren geschlossen, Tische und Stühle standen durcheinander, die Luft war beklommen und es herrschte eine solche Stille, als ob sämmtliche Bewohner im tiefsten Schlaf lägen, oder als ob sie in der Nacht gestorben wären. Es war nicht dieses und nicht jenes der Fall – und doch eine beängstigende Oede! —

In dem Schlafzimmer dieser eleganten Wohnung saß eine Frau, mit verweinten Augen, mit entstellten Zügen. Ihr reiches blondes Haar hing aufgelöst über ihren Morgenanzug herab. Sie wimmerte vor sich hin und hielt krampfhaft ein zerknittertes Blatt Papier in der Hand, das sie zuweilen mit dem Ausdruck der Gedankenlosigkeit glatt strich und anstarrte

zum bald wieder mit einem dumpfen Klagelaut in stumpfe Verzweiflung zu versinken, denn sie war ganz allein, ganz verlassen, ganz hülf- und mittellos. Sie besaß nichts als die Kleider, die sie trug. All' ihre Toiletten- und Schmucksachen waren verschwunden und die Zimmereinrichtung, die sie umgab, gehörte ihr nicht. Wie — womit — auf welche Weise sollte sie ihr jammervolles Dasein fristen! .... oder sollte sie sich stumpfsinnig im Elend untergehen lassen! .... Bilder der Vergangenheit stiegen in ihrem Gedächtniß auf, ihre erste Jugend in der Superba mit maßlosen Verwöhnungen — ihre späteren Jugendjahre, mühsam zwar und dürftig, aber gelichtet durch glänzende Hoffnungen auf eine lange Zukunft voll Glück — ihre Ehe, voll Enttäuschung zwar und voll mancher Bitterkeit, allein Sintram liebte sie und hätte sie sich in ihre Lage finden und fügen wollen, so wäre er zufrieden gewesen und hätte ihr sicher nicht das Leben schwer gemacht. Genug die Existenz in der Mansarde und im Försterhause, sogar der Aufenthalt bei ihrem Bruder im Pfarrhof, der ihr damals ganz unerträglich vorkam — Alles bekam eine paradiesische Färbung durch den Gegensatz zu der Lage, in welcher sie sich jetzt befand. Denn was las sie auf dem schrecklichen Papier, das sie vor einigen Stunden im Salon gefunden hatte? —

„Ich bin gänzlich ruinirt und im Begriff, nach Antwerpen und mit einem Auswandererschiff nach Australien zu gehen, wo ich, wenn alle Stricke reißen, Schaafhirt werden will. Unter diesen Umständen ist es ein großes Glück, daß unsere Verbindung sich eben so leicht lösen läßt, als sie geschlossen wurde, denn eine Hirtin in Australien ist etwas ganz anderes, als eine Hirtin auf dem Theater und ist in jedem Fall etwas, das einer so eleganten, schönen und vergnügungssüchtigen jungen Frau wie die Baronin Rosalba Uglas ist, nicht zugemuthet werden darf. Sie wird mir also ohne Zweifel großen Dank wissen, daß ich sie in meine armselige Zukunft nicht verflechte. Otto Roth." —

Er war also verschwunden und hatte in tiefer Nacht das Haus verlassen. Verschwunden waren auch die beiden Diener. Das Kammermädchen war noch erschienen um anzukündigen, daß sie in einen andern Dienst trete, da eben heute der Monat ablaufe, für welchen sie den Gehalt pränumerando bekommen habe. Und somit war Rosalba allein — fürchterlich allein, denn sie kannte Niemand, als die Männer, die sich zum Spiel bei Otto einfanden und konnte sie vernünftiger Weise von ihnen Rath, Schutz, Hülfe erwarten? — Nein, ach nein. Diese Männer gingen ihrer Leidenschaft nach und hatten nicht das

mindeste Interesse für die unglückliche Frau, die sie ja nur insoweit beachtet hatten, als dieselbe die Rolle der Dame des Hauses gespielt und die Gesellschaft empfangen hatte. Was sollte sie beginnen? Wo zeigte sich ihr ein Ausweg? — Sie versank in stumpfes Hinbrüten, ohne zu überlegen, ohne nachzudenken, ohne zu beten, ohne irgend eine menschenwürdige Regung des Willens, der moralischen Kraft, des sittlichen Bewußtseins, des religiösen Aufschwungs. Die Boa constrictor der Welt hatte sie zu fest umschlungen, zu gründlich gelähmt. — —

Sie fuhr schreckhaft zusammen, denn es wurde an ihre Thür geklopft. Wer konnte das sein? — Wahrscheinlich der Hausherr um ihr zu bedeuten, daß sie die Wohnung zu verlassen habe. Sie sprang auf, wand ihr Haar zusammen, setzte ihren Hut auf und nahm die Handschuhe, als ob sie durch ihren Anzug jener Weisung zuvorkommen wolle. Dann öffnete sie die Thür und trat in ihren kleinen Salon. Allein es war nicht der Hausherr, der sich ganz gemüthlich auf dem Sopha niedergelassen hatte, und Rosalba rief überrascht:

„Mein Gott! . . . . der Fürst! Wissen Sie denn nicht, was hier vorgefallen ist?"

„Alles weiß ich und eben deshalb bin ich hier, denn es hat mich die cynische Weise empört, in

welcher der saubere Schaafhirt in Spe mir gestern Abend seinen Ruin und sein Vorhaben mittheilte. Ich konnte daraus schließen, daß Sie Sich in einiger Verlegenheit, wenigstens für den Augenblick befinden müßten und ich komme um Ihnen meine Dienste anzubieten."

„Ach," erwiderte Rosalba, „meine Lage ist so verzweifelt, daß Ihre Theilnahme, mein Fürst, mich sehr rührt .... aber daß sie mir nicht helfen kann."

„Jugend und Schönheit dürfen nie verzweifeln. Die ganze Welt steht ihnen offen und tausend Hände sind bereit ihnen zu dienen."

„Das ist nicht der Fall bei mir. Ich befinde mich ohne irgend eine Aussicht in der größten Hülflosigkeit und würde mich glücklich schätzen in eine dienende Stellung zu kommen."

„Eine dienende Stellung wollten Sie einnehmen, Sie mit Ihren Gewohnheiten der Elegance? Sie mit Ihren luxuriösen Liebhabereien?" rief der Fürst: „Aber ich bitte, überlegen Sie doch was Sie da unternehmen wollen! Eine Kammerfrau besorgt die Toilette ihrer Herrin; — nicht die eigene. Eine Gesellschafterin verkürzt die einsamen Stunden ihrer Herrin und verschwindet, sobald diese unterhaltendere Gesellschaft hat. Sind Sie dazu geneigt? würden Sie in einer solchen Lage drei Tage ausharren?"

„Entmuthigen Sie mich nicht noch mehr, als ich es schon bin," versetzte Rosalba, „mir bleibt keine andere Wahl."

„Bei der Unmasse von Aspiranten zu jedem, auch zu dem geringsten, dem unscheinbarsten Plätzchen, sind gute Empfehlungen durchaus erforderlich," fuhr der Fürst fort: „wer soll Sie, die Fremde, im fremden Lande empfehlen?"

„Ich weiß nicht," sagte sie tonlos und legte ihre Stirn in beide Hände.

„Hier sind keine Aussichten für Sie," setzte er kaltblütig hinzu: „aber vielleicht" . . . . —

Er schwieg. Rosalba rief lebhaft.

„Vielleicht in Rußland durch Ihre Vermittelung. Sei es wo es sei! nur daß ich dem Elend entrinne, das mich von allen Seiten als scheußliches Gespenst angrinst."

Sie sprang auf und ging im Zimmer hin und her die Hände ringend.

„Verzeihen Sie die Frage," hub er wieder an, „hat der böse Flüchtling Ihnen etwa für die nächste Zeit Subsistenzmittel hinterlassen?"

„Nichts . . . . gar nichts! In den letzten Wochen hat er sogar meine Schmucksachen und von Toilettengegenständen Alles verkauft was irgend werthvoll war. Er hoffte von einem Tage zum andern auf die

Wechselfälle des Glücks .... aber vergebens! und wir führten hinter der Maske von Glanz ein elendes Leben, ein gequältes Leben, das jetzt für mich den Höhepunkt erreicht hat .... denn ich bin nicht im Stande mir ein Stück Brod zu kaufen."

„Das ist ja haarsträubend!" rief der Fürst und stieß mit seinem Krückstock auf den Fußboden: „beruhigen Sie Sich .... ich übernehme es Ihnen eine passende Stelle zu verschaffen, die, wenn auch abhängig, doch keineswegs dienend ist. Ich gehe nach Aachen zum Gebrauch der Bäder. In einigen Tagen hoffe ich Ihnen ein annehmbares Plätzchen anbieten zu können. Vor der Hand müssen Sie diese Wohnung verlassen und eine kurze Zeit im Gasthof wohnen."

„Vergessen Sie nicht, daß ich ganz mittellos bin," fiel sie ein.

„Gewiß nicht! Sie aber brauchen Sich nicht zu beunruhigen, woher die Mittel kommen."

„Doch, doch! fremde Großmuth kann schwer drücken."

„O ich bin gar nicht großmüthig und wir sind ja alte Bekannte — wenn Sie mich auch damals in der Superba wenig beachtet haben, weil Ihr romaneskes Köpfchen ein Idol hatte, welches zum ersten Kettenglied Ihres traurigen Schicksals geworden ist.

Hier aber bin ich sechs Monate lang täglich in Ihrem Hause, in diesen jetzt verödeten Räumen gewesen und nicht wegen des Spiels, sondern hauptsächlich wegen Ihrer muntern, ungezwungenen Unterhaltung, die in einem so schönen Munde doppelt bezaubert. Es ist also ganz in der Ordnung, daß ich mich Ihrer in einem Augenblick annehme, wo Sie in der peinlichsten Verlegenheit Sich befinden, da Sie schwerlich wünschen zu Baron Uglas zurückzukehren."

„Lieber sterben!" rief Rosalba entsetzt.

„Nur ruhig! das Sterben ist gar nicht nöthig! Doch Sie haben vielleicht Geschwister, vielleicht Verwandte, zu denen Sie Sich begeben möchten."

„Nicht um die Welt! mein jammervolles Schicksal hat mich den Meinen entfremdet! Nein, lieber sterben als mich an meine Verwandten wenden," rief Rosalba ganz außer sich über die Möglichkeit vor Aloys oder vor Anton zu erscheinen, die beide, freilich in ganz verschiedener Weise, unendlich sie demüthigen würden: der Eine durch sein frommes Leben und seine den himmlischen Dingen zugewendete Richtung; der Andere durch die Gemeinheit seiner Gesinnung. Und ihre Mutter! .... und Rosmary! .... wie hätte sie vor ihnen erscheinen können! — „Nein!" rief sie, „ich muß wiederholen, daß mir der Tod minder bitter wäre."

„Lassen wir den Tod aus dem Spiel!“ versetzte der Fürst, der die Mahnung an das Ende des Menschen auf dieser Seite des Lebens durchaus nicht liebte, weil ihm die Fortsetzung auf jener Seite kein besonders tröstlicher Gedanke war: „Mögen wir auch einige bittere Stunden haben — die bitterste von allen — ist die letzte. Doch genug davon. Ihre Verlassenheit, Ihre Hülflosigkeit wird mir immer klarer und es soll mich unendlich freuen, wenn es mir gelingt Sie in eine Lage zu bringen, die Ihnen zusagt.“

Damit erhob er sich und sagte verbindlich:

„Sie erlauben also, daß ich meinen Wagen schicke, der Sie und Ihre Koffer in ein Hotel bringt?“

„Sie sehen, daß ich gezwungen bin von Ihrer Güte Gebrauch zu machen,“ entgegnete Rosalba und sank erschöpft in einen Lehnstuhl.

„Wohlan denn, packen Sie Ihre Sachen zusammen und fassen Sie Muth. In einer Viertelstunde holt mein Wagen Sie ab und schon die veränderte Umgebung wird Sie wohlthätig zerstreuen und die Thränen versiegen lassen, die Ihre schönen Augen doch nur über Ihr Mißgeschick und gewiß nicht über den Schaafhirten in Spe weinen. Also Muth — und auf baldiges Wiedersehen in Aachen.“

Er schüttelte ihre Hand und verließ sie, etwas

mehr auf seinen Stock sich stützend wie in der Superba, übrigens durch allerhand Toilettenmittel noch immer gut conservirt aussehend und mit großen Ansprüchen für jugendlich zu gelten und dem schönen Geschlecht nicht zu mißfallen.

Als Rosalba seinen Wagen fortrollen hörte, fuhr sie aus ihrer Betäubung auf und sprach zu sich selbst: Ja, fort von hier, wo jeder Blick auf die Umgebung mich an den entsetzlichen Menschen erinnert, der mich in den Abgrund gestoßen hat! .... Ohne seine falschen Vorspiegelungen säße ich friedlich in der Heimat bei meiner Blumenarbeit! .... O wie glücklich war ich an meinem Arbeitstisch! .... — — Rosalba vergaß ganz und gar, daß sie, als sie bei ihrer Blumenarbeit saß, sich mit nichten glücklich gefühlt — und daß sie auch im Försterhause die Klage geführt hatte, durch Sintram's Falschheit aus einer zufriedenen Lage in eine beweinenswerthe versetzt zu sein, gleichsam als sei sie eine willenlose Maschine, die durch fremde Hände in Bewegung gesetzt wird. Lieber will der Mensch, die edelste Gabe Gottes, die Willenskraft, verleugnen, als eingestehen, daß es seine Schuld ist, wenn er sie nicht anwendete.

Rosalba raffte sich zusammen um der Weisung des Fürsten zu folgen und ihre Koffer zu packen. Ach, das war bald geschehen! Gestern Nachmittag

war Otto mit einer alten Jüdin gekommen, welcher er den Inhalt von Rosalba's Kleiderschränken verkaufte — den Rest nämlich, denn Kleider von Sammt und Seide, Spitzen und Pelze waren schon früher nach und nach unter dem Vorwand verkauft, daß Rosalba diese Sachen im Sommer nicht brauche. — Als ein Lohndiener erschien und ihr meldete der Wagen stehe zu Befehl, da war sie auch schon zur Abfahrt bereit. Im Gasthof erfuhr sie, daß der Fürst schon fort sei. Es war ihr lieb; sie konnte ungestört ausruhen und sich erholen von dem furchtbaren Schlag, der sie betroffen hatte, denn daß Otto sie jemals verlassen könne, dies war ihr nie in den Sinn gekommen. Auf eine vorübergehend dürftige Existenz hatte sie sich freilich in der letzten Zeit gefaßt machen und auch erkennen müssen, wie flüchtig Otto's Zuneigung gewesen sei. Allein bei ihrer Gewohnheit nie auf den Grund der Dinge und Verhältnisse zu gehen, nahm sie immer das an, was ihrem Leichtsinn zusagte — und das war in diesem Fall die Uebersiedelung nach Amerika. Deshalb hatte Otto's Flucht sie wie ein überraschender Blitzstral getroffen. — Das war nun vorbei. Auch diese Epoche lag abgeschlossen hinter ihr. Was nun? — Sie kannte den Fürsten genug und genug die Atmosphäre der Welt, in welcher er lebte und sie lebte, um min=

destens zu ahnen, welche Stellung er ihr zudenke; aber was blieb ihr übrig, als sie anzunehmen. Ja, wäre ihre Ehe mit Sintram wirklich aufgelöst, so könnte sie den Anspruch machen sich mit dem Fürsten zu vermälen. Ob dieser dazu geneigt sei? — auf diese Frage gab sie keine Antwort; sie ging nur dazu über, die Unauflösbarkeit der Ehe zu verwünschen und derselben alles Unheil zuzuschreiben, was über sie und was seit dieser entsetzlichen Einrichtung über die Welt gekommen sei. Statt in der Unauflösbarkeit der Ehe einen Anker für die Schwankungen des Menschenherzens auf dem Meer der Leidenschaft zu erblicken, eine Schranke, die vor dem rettungslosen Sturz bewahrt, eine Mauer an deren Anprall der Taumelnde zur Besinnung und dadurch zum Gebrauch seiner betäubten sittlichen Freiheit erwacht: wollte Rosalba nur eine unbefugte Tyrannei über das Herz und seine Gefühle — und wie all' die Redensarten in den Romanen heißen! — darin wahrnehmen. Eine unglückliche Frau, die sich dem unerträglichen Ehejoch entzog, mußte nothgedrungen immer unglücklicher werden, wenn ihr nicht die Mittel zu einer selbständigen Existenz zu Gebot standen. Dies war das Ergebniß ihrer Betrachtungen.

Plötzlich nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung. Sie hatte mit einer raschen Bewegung ihr

Taschentuch hervorgezogen und mit dem Tuch ein Goldstück, das klingend zu ihren Füßen niederfiel und auf dem Parquet dahinrollte. Wie lange mochten diese zwanzig Francs ihrer Börse entglitten und in einer Falte der Tasche versteckt gewesen sein! — sie wußte es nicht. Jetzt aber waren sie da. Zwanzig Francs besaß sie. Man konnte Verschiedenes damit unternehmen: man konnte das Handwerkszeug für künstliche Blumenarbeit kaufen, in einer Mansarde verschwinden und das Leben der Arbeiterin fortsetzen. Man konnte auf dem letzten Platz der Eisenbahn in die Heimat gelangen und sich an Aloys wenden, der sie gewiß nicht verlassen werde. Man konnte sich hier an einen Geistlichen wenden und ihn bitten, ihr Unterkunft in einem Kloster zu verschaffen, das sich der Verlassenen und Ausgestoßenen annehme und ihm als Unterpfand des guten Willens das Goldstück einhändigen. Von dem kleinen glänzenden Punkt am Boden schienen diese Vorstellungen wie Stralen eines guten Sternes auszugehen um Rosalba's Seele zu erleuchten; doch Eitelkeit, Stolz und Weltsinn zogen ihr finsteres Gewölk über das dämmernde Licht. Rosalba erhob sich plötzlich aus ihrem Nachsinnen und steckte das Goldstück wieder in die Tasche.

Am dritten Tage erhielt sie ein Schreiben des

Fürsten, welches ihre Ahnung über ihre künftige Stellung zur Gewißheit machte. Schließlich sagte er, er habe eine reizende Wohnung für sie in Aussicht und deshalb müsse er um eine telegraphische Antwort bitten.

Mein Schicksal will es so! sprach Rosalba stumpfsinnig zu sich selbst: welch ein Glück, daß ich die zwanzig Francs habe! .... ich kann nun doch das Telegramm bezahlen. Dann schrieb sie: „Ich komme,“ ließ einen Fiacre holen, fuhr zum telegraphischen Bureau, wo sie ihre Depesche abgab — und spürte eine Art von Erleichterung als sie zurückkehrte, daß nunmehr das Goldstück, wie eine schwere Versuchung, verschwunden sei.

Der Kammerdiener des Fürsten erschien Tags darauf. Er hatte den Befehl Alles zu berichtigen, sämmtliche Rechnungen zu zahlen und Rosalba nach Aachen zu begleiten. In dem Brief, den er ihr überbrachte, bat der Fürst dringend, daß sie sich in dem eleganten Brüssel mit Allem versehe was die Toilette erfordere, und was ihrem Geschmack irgend entspreche. Der Kammerdiener beschrieb die Wohnung der Frau Baronin als ein wahres Schmuckkästchen; — freilich nur ein kleines Haus, aber von exquisiter Elegance, von einem Garten mit den schönsten Blumen und Zierpflanzen umgeben. Daraus zog Rosalba

den Schluß, daß die Bewohnerin dieses kleinen Feenpalastes in entsprechender Weise gekleidet sein müsse und die Aufforderung des Fürsten fand kein taubes Ohr. — —

Mir blieb keine Wahl — es sei denn Cyancali! sprach sie zu sich selbst, als sie mit dem Kammerdiener und einer Unmasse von Colli zum Bahnhof fuhr. Die Boa constrictor hielt ihre Beute fest.

Ein Blick.

Seit Christianens Verlobung war Winfried in der unerklärlichen Unruhe, die dem Ausbruch heftiger Leidenschaft vorhergeht. Weshalb sind sie denn glücklich, Thierstein und Christiane? fragte er sich heimlich; sie sind doch beide nur zwei alltägliche Menschen, die in alltäglichen Verhältnissen, ohne Kämpfe und ohne Schwierigkeiten ihr Hüttchen bauen wollen. Was muß es sein — das Glück, wenn eine starke Liebe es errungen, wenn ein Kampf auf Tod und Leben es den Verhältnissen abgetrotzt hat! Was würde es für mich sein, wenn ich s i e mir erobern könnte! Aber sie . . . . was weiß sie von mir? versteht sie, daß mein Herz überwallen möchte um das Geheimniß des ihren herauszulocken — und daß ich doch schweigen muß bis ich sicher bin, daß sie die Meine werden kann. Ohne diese Gewißheit von Liebe zu sprechen, wäre ehrlos . . . . und habe ich diese Ge=

wißheit? . . . . Werde ich nicht meine Eltern auf's Tiefste betrüben? . . . . in unsern Familienkreis, der so einig, so harmonisch, so friedlich ist, eine gründliche Verstörung bringen? . . . . Werde ich, der älteste Sohn, nicht meinem Bruder ein Beispiel geben, auf das er sich dermaleinst berufen könnte, wenn man seine Neigung, seine Wahl mit Recht mißbilligen müßte? . . . . Aber können diese Rücksichten als eine Pflicht betrachtet werden, die das schwerste Opfer verlangt, welches der Mensch bringen kann — das Opfer seines Herzens? . . . . ich glaube nicht. Von geringer Herkunft ist sie und in dürftiger Lage hat sie gelebt . . . . ja! doch zugleich in der Ausübung aller Tugenden. Und jetzt, in ihrer untergeordneten und abhängigen Stellung, hat sie diese Dienstbarkeit so geadelt, daß Jeder, der in ihre Nähe kommt sie achtet und liebt und daß ein Fremder nicht ahnen würde, daß sie nicht zur Familie gehört — dermaßen paßt sie hinein und ist gleichsam zur Adoptivtochter gemacht. Weshalb sollte sie nicht wirklich als Tochter aufgenommen werden? — Er seufzte, denn die Ueberlegung sagte ihm, daß seine Eltern trotz des liebreichsten Wohlwollens und seine Schwestern trotz freundlicher Zuneigung für Rosmary, doch nicht mit Unrecht eine andere Schwiegertochter, eine andere Schwägerin wünschen dürften. Niemand würde über seine Wahl

sich freuen — das verhehlte er sich nicht; doch wirklich störend werde sie nicht sein, da er nicht auf Argenfels, sondern in weiter Ferne lebe, wohin die Gattin ihm folgen werde. Daß sie ihn empfange, wenn er von seinen langen Meeresfahrten heimkehre — konnten ihm die Eltern das mißgönnen? Sie, an Entsagung jeder Art gewöhnt, würde sich finden in die Einsamkeit, in die lange Trennung, welche der Beruf des Seemanns für dessen Gattin mit sich bringt, würde zufrieden sein in den bescheidenen Verhältnissen, die er ihr bieten könnte, würde genug Selbstverleugnung haben um nicht das Aufgeben seines Berufs von ihm zu verlangen. Das Alles war nicht zu erwarten von einem in allen Verwöhnungen erzogenen jungen Mädchen und hing doch eng zusammen mit seinem Ideal von Glück: in Freiheit dienen, in Beschränkung zufrieden sein.

Antonie war mit Mann und Kindern bald nach Christianens Verlobung abgereist. Ihren Vorschlag bezüglich Rosmary's hatte sie nicht wiederholt, denn die Gräfin, die ihm ohnehin abgeneigt war, würde in diesem Augenblick noch weniger darauf eingegangen sein. Ueberdas war sie selbst schwankend in ihrer Ansicht geworden, nachdem sie mit ihrem Mann sich besprochen und die Antwort bekommen hatte:

„Liebes Herz, alle Frauen sind geneigt große

Passionen zu wittern, wo sich ein flüchtiges Wohlgefallen kund gibt. Winfried ist ein Seebär, ein excentrischer Mensch, der nichts liebt als sein Schiff."

„Ja, weil er bis jetzt keine andere Liebe kannte, Cary. Ist er aber ein excentrischer Mensch — ich meine, ein Mensch, dessen Axe nicht das hergebrachte Weltleben ist, so wird das auch in seiner Herzensneigung an den Tag kommen und das spricht für meine Beobachtung."

„Sie ist ja wunderschön — also mag er immerhin in sie verliebt sein, bestes Kind, doch das ist etwas so Alltägliches, daß ich wirklich nicht begreife, wie Dich diese Wahrnehmung bei Winfried beunruhigen kann. Du siehst ja, daß die Mama ganz ruhig ist."

„Ja, denn sie hält Winfried in diesem Punkt für einen sehr vernünftigen und gar nicht für einen excentrischen Menschen, wie Du es thust."

„Winfried ist auch insofern höchst vernünftig, als er gewiß nie suchen wird einem weiblichen Wesen das Köpfchen zu verdrehen; und da diese Rosmary neben all ihrer Schönheit auch große Klugheit besitzt, so darfst Du mit gutem Gewissen Deine Besorgnisse aufgeben."

Antonie schwieg und reiste ab. Im November wollte sie zu Christianens Vermälung mit Gun-

daccar, aber ohne die Kinder, wiederkommen. Der Familienkreis wurde kleiner auf Argenfels; aber Bekannte, Verwandte, Nachbarn und gute Freunde stellten häufiger denn zuvor sich ein, theils um den Verlobten ihre Glückwünsche darzubringen, theils um die Freuden der Jagd zu genießen, an denen der Graf stets großes Vergnügen fand und die für Winfried etwas Neues waren. Dazwischen gab es denn endlose Berathschlagungen über den Punkt auf diesem Erdball, wo sich das künftige Ehepaar niederlassen werde. Thierstein hatte seinen Abschied aus dem Militär genommen und wollte zu Christianens größter Freude ein Landgut kaufen, denn wie den meisten auf dem Lande erzogenen Menschen, kam ihr das Stadtleben eng und drückend vor. Doch wo war dies Gut zu finden? Es gaben sich Wünsche so wie Rücksichten in Masse kund.

„Muß es denn durchaus in Europa liegen?“ fragte Winfried endlich.

„Meinst Du im Mond?“ rief Christiane.

„Nein, wir wollen unter dem Mond bleiben, aber in einem andern Welttheil.“

„O Winfried, schweige mir von dem gräulichen Amerika!“ rief die Gräfin.

„Willst Du uns nach Cayenne deportiren?“ fragte Thierstein.

„Nein, nein!“ versetzte Winfried, „ich spreche ganz ernsthaft. Siedelt Euch doch auf einer Insel der Südsee an: ein mildes, gesundes Clima, ein gesittetes, christliches Volk, die ergiebigsten Zuckerplantagen, der großartigste Weltverkehr nach und aus allen Zonen — lockt Euch das nicht?“

„Schauerlicher Gedanke, tausend Stunden über Meer eine Heimath zu gründen,“ erwiderte Thierstein, „und durch den Ozean von der alten Heimath auf immer getrennt zu sein.“

„Keineswegs auf immer! ich bin ja wieder in der alten Heimath.“

„Aber nicht als Besitzer einer Zuckerrohrplantage. Hat man die, so ist man an die Scholle gefesselt.“

„Das ist man durch jeden irdischen Besitz.“

„Mehr und minder — ja! aber in den Fesseln die der Ozean mir anlegt würde ich mir vorkommen, wie ein Verbannter.“

„Gottlob!“ sagte Christiane aus Herzensgrund.

Das begriff Winfried gar nicht.

„Was habt Ihr nur gegen den Ozean, den herrlichen, den majestätischen, den weltverbindenden Ozean, über den größere Menschen gezogen und erhabenere Gedanken geflogen sind, als in Euren

staubigen Postkutschen und auf Euren qualmenden Eisenbahnen."

„Das ist denn freilich ein Fanatismus im riesigen Maßstab," sagte der Graf.

„Es ist Wahrheit!" versetzte Winfried: „Waren das nicht Menschen mit großen Gedanken und wundersam kühnen Characteren, die über's Meer zogen, um neue Erden zu entdecken — wie die Seefahrer des fünfzehnten Jahrhunderts es thaten? Sind es nicht große Menschen mit erhabenen Gedanken, die darauf seit fast vierhundert Jahren als Boten des Evangeliums über das Meer ziehen um den fremden Völkern die Gnaden des Christenthums zuzuwenden?"

„Gewiß!" rief Christiane, „aber Europa hat auch seine großen Missionäre gehabt und ist auch durch erhabene Gedanken aus dem wilden Zustand empor gehoben. Warum willst Du diese Männer verleugnen?"

„Mit nichten! sind sie aber in Postkutschen und auf Eisenbahnen gefahren? Nur das habe ich geleugnet!" rief Winfried lachend.

„Das schlägt mich gar nicht," versetzte Christiane unverzagt, „denn all' jene Männer, die Du mit Recht bewunderst, kamen und kommen aus Europa."

„Und alle Schwindler, alle Taugenichtse, alle Spitzbuben, Verbrecher und Missethäter, die freiwillig

oder gezwungen die neuen Erden bevölkern, kommen auch daher! Wir sind quitt, Christiane! Land und Meer wiegen einander auf. Wollt Ihr aber nicht durch den Ozean von Eurem geliebten Europa getrennt sein und hübsch in der Nähe mit Eurem Landgut bleiben: so geht nach Syrien. Abermals ein herrliches Clima, ein fruchtbarer Boden und wo Ihr als Christen unglaublich gut wirken könnt" .... —

„Bis ein Pascha uns verjagt!" fiel Thierstein ein.

„Und doch ginge ich viel lieber nach Syrien, wenn ich wählen müßte," sagte Christiane.

„Ja, der Orient hat einen wunderbaren Zauber!" sagte die Gräfin: „als Heimath des Menschengeschlechtes ist er vielleicht jedem Einzelnen von uns nicht ganz fremd."

„Oder weckt er in uns die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese auf?" fragte Winfried.

„Und nach der Stätte, wo es wieder für uns erkauft wurde," setzte Rosmary hinzu.

„Aber unter die Türken gehen wir doch nicht!" rief Christiane: „wir wollen nicht dem Ungläubigen botmäßig werden."

„Es ist sehr die Frage, ob der Muselmann ungläubiger ist als die Leute, welche den religionslosen

Staat als Ideal der menschlichen Vergesellschaftung hinstellen," erwiderte Thierstein.

„Wenigstens hat der Muselmann den großen Vorzug," setzte Winfried hinzu, „daß sein Unglaube nur auf Unkenntniß des Christenthums und nicht auf dessen Verleugnung beruht. Ich bitte Euch, geht nach Cölesyrien, in das herrliche, fruchtbare Land zwischen dem Libanon und dem Antilibanon, das der Leontes durchströmt, das die Ruinen des alten Sonnentempels von Balbeck trägt, siedelt Euch dort an, bildet eine christliche Colonie, zahlt alljährlich dem Pascha einen Tribut und seid versichert, daß Ihr unter des Türken Botmäßigkeit viel freier lebt, als unter liberalen Kammermajoritäten und unter Regierungen mit türkischen Allüren und Neigungen."

„Bis die Drusen kommen und uns niedermetzeln, wie das vor einigen Jahren im Libanon geschah!" entgegnete Christiane: „denn von Zeit zu Zeit überfallen wilde barbarische Völker doch immer wieder die Christen im Morgenland. So war es in den Tagen des h. Hieronymus und so ist es geblieben."

„Was das anbelangt, so bist Du keineswegs in Europa sicher. Wie die Infernale — die man euphonistisch Internationale nennt — wehrlose Christen niederzumetzeln versteht, hat uns die Pariser Commune

gezeigt. Wer ist so kindlich zu bezweifeln, daß sie auf den Moment hinarbeitet, wo sie ihre Gelüste im größeren Maßstab befriedigen und nicht nur einzelne Christen, sondern die christliche Cultur, christliche Sitte, christlichen Glauben vernichten kann! Dahin strebt sie. Der Infernalen letztes Ziel ist — Untergang der Kirche; denn die Kirche ist von Oben und sie ist von Unten und ihrem Ursprung gemäß haßt sie mit satanischem Grimm alles Himmlische, alles Göttliche, alles Uebernatürliche — folglich am meisten die Kirche, die das Alles in höchster Potenz ist."

„Am Ende müssen wir doch auswandern," sagte Christiane etwas niedergeschlagen und blickte fragend Thierstein an.

„Ja, wenn die Kirche auswandert," erwiderte er ruhig.

„Ich denke zuweilen, daß das gar nicht etwas Unglaubliches oder Unmögliches ist," nahm die Gräfin das Wort. „In den Tagen des heiligen Augustinus gab es mehr als vierhundert Bischofsitze in Mauritanien und Numidien, und christliche Cultur und altrömische Civilisation brachten Nordafrika zu einer seltenen Blüte geistiger und materieller Entwickelung und auf dem bischöflichen Stuhl zu Hippo saß der große, der wunderbare Mann, der mehr als irgend

ein Anderer für dies Erblühen gewirkt und sie gefördert hatte. Und dennoch mußte er in seinem hohen Alter erleben, daß Häresie und Barbarei im Bunde mit allen schlechten menschlichen Leidenschaften den Grund legten zum allmäligen Untergang des Christenthums in Afrika. Es kamen die arianischen Vandalen aus Spanien herüber — es brachen die wilden Völkerhorden aus den inneren Wüsten des ungeheuern Welttheils in Mauritanien und Numidien ein — Ehrgeiz und Habsucht der Machthaber verbanden sich mit ihnen — alle Gräuel materieller Verwüstung kamen wie eine Sündfluth über die reiche Cultur und fegten sie fort — und die Häresie unterdrückte dermaßen ganz allmälig jede Lebensäußerung der Kirche, daß sie aus Nordafrika verschwand und das Land dem Islam und den Beduinen preisgeben mußte. Freilich setzte sie gerade damals mit wundervoller Kraft ihre segensreiche Aufgabe in Europa fort; — aber ob jetzt nicht für Europa jener Zeitpunkt eingetreten ist, den St. Augustinus in Hippo erlebte, das frage ich mich oft, wenn Rosmary, wie eben jetzt, die Lebensbeschreibung des großen Heiligen mir vorliest."

„Denn die Häretiker wären da," setzte Winfried hinzu, „die Barbaren auch . . . . und Herrschsucht und Habgier in Ueberfluß."

„Und Heilige, die freilich erst im Himmel proclamirt werden, haben wir gewiß auch," sagte Rosmary, „denn die haben zu keiner Zeit der Kirche Gottes gefehlt."

„Heiligt Euch, meine Kinder!" sagte der Graf ernst: „das ist ja immer unsre Aufgabe; allein in schweren und unheildrohenden Tagen muß es mehr denn je unser Streben sein, weil die furchtbaren Heimsuchungen Gottes immer Strafen der Sünden des Menschengeschlechtes sind. Der Zug geht durch die Weltgeschichte. Ist das Maß voll, so tritt eine Epoche der Sündflut, in mannigfacher Form, ein. Wir wollen uns hüten, daß nicht wir es sind, die das Maß voll machen. Das wird uns nicht für hinieden retten. Wir werden dem allgemeinen Schicksal mit seinen Leiden und Prüfungen verfallen; — aber es rettet uns für die Ewigkeit."

Alle schwiegen. Der Graf sprach selten mit diesem tiefen Ernst; geschah es, so machte es um so stärkeren Eindruck. Heiligt euch! hatte er gesagt. Christiane und Thierstein dachten an schwere Pflichten, Winfried an Selbstverleugnung, Rosmary an irgend ein großes ihr noch unbekanntes Opfer. Was konnte das sein? . . . . Eine namenlose flüchtige Angst krampfte ihr Herz zusammen.

Der Graf unterbrach das Schweigen, wendete sich an Thierstein und sagte:

„Da die Vorschläge Winfried's, des Weltbürgers im großen Styl, Euch nicht annehmbar scheinen zur Gründung Eures kleinen Heerdes, so komm' ich darauf zurück, daß wir uns hier in der Nähe umschauen wollen, wo uns ja einige Güter vorgeschlagen sind. Ich nenne Nußdorf.“

„Nußdorf? Dein Nußdorf, Papa?“ rief Christiane: „das wäre ja lieblich! . . . . aber in der Nähe ist es doch eigentlich nicht.“

„Im Vergleich zum Sonnentempel von Balbeck ist es in nächster Nähe,“ sagte der Graf munter, und ging dazu über mit Thierstein die Vor- und Nachtheile dieses Gutes zu besprechen, das er bei Trarbach an der Mosel besaß, während Winfried zur Gräfin sagte:

„Papa macht sich lustig über mich; allein ich kann es nicht ändern: ich finde Europa und all seine Verhältnisse drückend . . . . beklemmend.“

Christiane, die zwischen Thierstein und Rosmary gesessen hatte, stand auf und setzte sich mit ihrer Arbeit zwischen Thierstein und den Grafen auf ein Tabouret um den Verhandlungen über Nußdorf zu folgen. Rosmary hatte einen kleinen Rahmen auf

dem Schooß und stickte feines Altarweißzeug. Sie saß Winfried und der Gräfin gegenüber.

„Es mag den Horizont ungemein erweitern,“ antwortete die Gräfin ihrem Sohn, „wenn man wie Du vierzehn Jahre wenig in Europa — oder doch wenig in der Lage gewesen ist, sich speciell mit europäischen Verhältnissen zu beschäftigen. Dennoch darfst Du es nicht allzu sehr verachten, mußt es ertragen wie es eben ist; denn schließlich ist es doch Deine Bestimmung in Europa und zwar hier auf Argenfels zu leben.“

„Wer weiß,“ sagte er zweifelnd.

„Wie so?“ fragte sie befremdet.

„Erstens ist Papa — dem der liebe Gott Methusalems Alter schenken wolle — ein kräftiger Mann und im Seedienst ist das Leben ungewiß. Ein Strick, ein Brett das der Fuß oder die Hand verfehlt und der jähe Tod ist da. Zweitens liebe ich meinen Beruf zu sehr um ihn in jungen Jahren aufzugeben. Bevor ich Commodor bin geschieht es sicher nicht .... und bis dahin ist vielleicht Argenfels an Julian übergegangen. Es gibt so manche Wechselfälle .... und ungeahnte.“

„Du siehst aus frisch und kräftig wie das Leben und denkst so viel an den Tod?“

„Nicht an den Tod .... an das Leben denke ich .... an ein glückliches, ein glückseliges Leben.“

Sein Blick ruhte auf Rosmary, als ob er sie aus der ganzen Welt ausscheiden und in sein Leben hinüberziehen möchte. Und ihr Auge begegnete seinem Blick so verständnißvoll erstralend, daß eine Stimme tief in seinem Herzen aufjubelte: Sie liebt mich! — Aber es war nur ein Moment — und Rosmary senkte wieder die Augen auf ihre Stickerei. Doch so flüchtig er war, dieser Blick, auch die Gräfin hatte ihn wahrgenommen, und mit zweifelloser Gewißheit sprach sie zu sich selbst: Tony hat Recht! — Sie sagte gleichwohl im früheren, ruhigen Ton:

„Ich sehe nicht ein, weshalb Argenfels und ein glückliches Leben sich nicht für Dich vereinigen könnten.“

„Weil meine Eltern das schönste Leben auf Argenfels führen und — will's Gott! — so lange führen werden, daß ich mein Glück auf eine andere Stätte verpflanzen muß,“ entgegnete er lebhaft.“

„Hast Du in Wien Gundaccar's Schwester gesehen?“ fragte die Gräfin nachlässig: „ich meine die Stiefschwester, die durch ihre russische Mutter fabelhaft reich wird und die zugleich fabelhaft schön sein soll?“

„Ich sah sie,“ versetzte er trocken.

„Und Du findest sie nicht schön?“

„Doch! als man mir sagte, daß sie es sei, da fand ich es.“

„Aber sie gefiel Dir nicht?“

„Mir gefallen nur solche Schönheiten auf die man mich nicht aufmerksam zu machen braucht; denn nur diese sind mir sympathisch.“

„Zuweilen entwickelt sich die Sympathie erst später und allmälig.“

„Das geb' ich gern zu! allein junge Damen, die überall wo sie erscheinen, von Anbetern und Bewerbern umschwärmt werden, sind mir durch und durch unsympathisch.“

„Begreiflich! die unbefangene Frische des Herzens wird durch die Gewöhnung an Huldigungen abgestreift und durch eitle Selbstgefälligkeit ersetzt. Nach Tony's Beschreibung hatte ich mir ihre junge Schwägerin ganz anders vorgestellt.“

„Mama,“ sagte Winfried ernst, „ich weiß, welche Beschreibungen Tony von Adelaide macht und warum sie es thut . . . . und ich weiß, daß jedes Wort, insofern es auf mich Eindruck machen soll, in den Wind gesprochen ist.“

„Denn Du bleibst ein Anbeter der Nereïden und der Oceaniden,“ erwiderte die Gräfin scherzend, „und

mit ihnen können die Adelaiden nicht in die Schranken treten — nicht wahr?“

„Nein, Mama,“ sagte Winfried ablenkend, „wenn ich mich für das Meer begeistere, so ist es nicht wegen seiner lieblichen Schönheit, welche durch die silberfüßige Thetis und ihr reizendes Gefolge von Meermädchen ausgedrückt werden soll. Nein! dann muß der Meergott selbst im brausenden Sturm daher kommen und wie ein gewaltiger Feldherr seine stahlgepanzerten Krieger — so die Wellen, die aufgebäumten, die schäumenden, vor sich hertreiben, wilde schnaubende Rosse, eisengrau von Farbe, mit fliegenden weißen Mähnen, die sich immer überstürzen und immer wieder aufraffen. Dann ist das Meer in seiner eigenthümlichen und unvergleichlichen Schönheit. Nur kann man sie nicht recht genießen, denn im Sturm hat der Seemann andere Dinge zu thun, als Neptuns Erhabenheit zu bewundern. Weder das große Naturbild, noch die Naturstimmen, die es begleiten und erklären, dies donnern und knattern, sausen und brausen, ächzen und knarren darf ihn beschäftigen.“

„Und unter solchen Umständen eine Seeschlacht! — was muß das sein!“ rief Rosmary.

„In der Schlacht von Lissa war die See ruhig,“ erwiderte Winfried.

„Mama!“ rief Christiane, „erlaubst Du, daß ich mit Papa und Thierstein nach Nußdorf gehe. Papa fürchtet es sei dort kein anderes Wohnhaus als ein Hühnerhaus und das möchte ich sehen.“

„Nußdorf ist immer eine Art von Stiefkind gewesen, das wir ein wenig vernachlässigt haben,“ sagte die Gräfin: „begleite Deinen Vater, Christiane, es wird Dir gefallen, mein' ich, wenn es auch nur klein und einfach ist.“

„Das ist ja gerade das, was wir brauchen!“ rief sie froh; — „aber es ist meine erste Trennung von Dir, Mama,“ setzte sie hinzu, verließ ihren Platz und ließ sich neben der Gräfin nieder, deren Hand sie mit Küssen bedeckte.

„Wer leben will muß sich trennen können von Allem, von Menschen und Dingen, von Freunden und Freuden, denn das gehört der Vergänglichkeit an und kann uns jeden Augenblick geraubt werden. Auch von uns selbst müssen wir uns trennen, von unsern liebsten Wünschen und Hoffnungen“ .... —

„O Mama, das sind traurige Gedanken, die man nicht gern denkt, wenn man glücklich ist,“ sagte Christiane wehmüthig.

„Gerade im Glück sollen wir an sie denken, damit uns der Verlust nicht ganz unvorbereitet finde.“

„Verlieren! . . . . ach, verlieren was man liebt — verlieren was uns glücklich macht, nein, Mama, ich bin gar nicht mit dem verlieren einverstanden.

„Nun, Christiane, dann lege Dich, Dein Herz, Dein Glück, Deine Liebe — in die Hand Gottes. Da geht Dir kein edler Besitz verloren und nur der Staub wird davon hinweg genommen," sagte die Gräfin.

Nur ein Tag.

Ein glückliches Leben .... ein glückseliges Leben! .... So hatte Winfried gesagt. Dies Wort mit dem tiefen Klang seiner Stimme gesprochen vibrirte in Rosmary's Ohr, so daß sie Alles, was weiter geredet wurde, wie aus der Ferne hörte. Und der Blick, womit er diese Worte sprach, drang so tief, so leuchtend in ihre Seele, daß der Schleier zerriß, der ihr innerstes Wesen vor ihr selbst verhüllte. Wäre es denn möglich? sprach sie in ihren Gedanken, als sie Abends allein in ihrem Zimmer war: ich könnte lieben? ihn lieben? .... und er könnte .... lieben? — O das wäre ein Abgrund von Glück, von Schmerz. Aber es darf nicht sein. Es würde zu Unheil führen. Ein glückliches Ende ist nicht denkbar. — — Nein! es war ja Alles dagegen! Wie war sie nach Argenfels gekommen? — Halb und halb als Kammermädchen. Was war sie zuvor ge=

wesen? — Eine Näherin um Tagelohn. Wer waren ihre Verwandte? — Der unselige Otto. Ihre Freunde? — Eine vortreffliche Frau, aber eine Haushälterin — und Rosalba! — Und als ob das Alles noch nicht genug sei, tauchte eine Gestalt in ihrer Erinnerung auf, die sonst fast ganz ihrem Gedächtniß entschwunden war, allein jetzt in einem grellen Licht vor sie hintrat — Sir Ralph! Ja, es war so! sie war die Verlobte dieses Schwindlers gewesen! War es unmöglich, daß er vor sie hintrat und sprach: Meine Braut! — und Otto: Meine Schwester! — und Rosalba: Meine Freundin! — Welche grauenhafte Gesellschaft war das gegenüber Winfried und der Familie von der Argen, lauter tadellose Menschen, mit Recht hochgeachtet und so gut, wie es der allgemeinen menschlichen Schwäche möglich ist zu sein. — Nein! in Glück konnte diese Liebe nicht aufgehen. Unmöglich war das! — Aber . . . . liebte Winfried sie? — Sie klammerte sich an die Vorstellung an, er liebe sie nicht; sie liebe ihn nur und sie könne ja dies Gefühl in tiefster Seele verschließen — dann trete wenigstens keine Verstörung in den Verhältnissen und keine Verstimmung gegen sie ein. Bald aber sagte ihr die Ueberlegung, daß das Wesen der Liebe eine gegenseitige, keine einseitige Neigung sei, daß die einseitige Neigung sich auf

Wohlgefallen, auf eine Anregung der Phantasie beschränke, eine Kohle sei, die vielleicht eine Zeitlang glühe, dann aber verglimme und in Asche zerfalle, weil ihr der Anhauch fehlte, der die Flamme weckt, und die Nahrung fehlte, welche die Flamme unterhält. — Und wenn er sie liebte, würde er dann nicht versuchen sein Leben unauflöslich mit dem ihren zu verbinden? . . . . Das war bei seiner Entschiedenheit gar nicht anders zu erwarten — und dann würden Verhältnisse eintreten, wie in der Familie Uglas; aber nachtheiliger für sie, Rosmary; denn Rosalba war den Eltern ihres Mannes fremd, während sie dem ganzen Hause von der Argen die größte Dankbarkeit schuldete. Und statt dankbar zu sein sollte sie sich als unwillkommene Tochter aufdrängen? — Ihr ganzer Stolz bäumte sich dagegen auf. Lieber sterben! . . . . ach und das Leben konnte doch so schön sein! Ein glückliches . . . . ach, ein glückseliges Leben konnte es sein. — Zauberhafte Bilder stiegen vor ihr auf wie aus dem Meer, dessen König er war, und gingen wieder unter . . . . in einem Meer von Thränen.

Kalter Schauder hatte Winfried's Herz überrieselt, als er seine Mutter in dem Augenblick, wo seine ganze Seele von Rosmary erfüllt, ja überfüllt war, den Namen Adelaiden's nennen hörte. Er ent-

sann sich, daß Tony ein paar Mal von Adelaiden's Vorzügen gesprochen, ja daß sie sogar gesagt hatte: „Es wäre allerliebst, wenn Adelaide zweifach meine Schwägerin wäre;“ — doch seine Eltern hatten bisher nicht die mindeste Aeußerung gemacht, als ob sie wünschten ihn vermählt zu sehen, denn sie wußten ja, wie lieb ihm sein Beruf sei und daß es schwer sei, mit dem Seemannsleben das häusliche Leben zu verschmelzen. Er selbst hatte ja bis jetzt noch nie den leisesten Wunsch nach ehelichem Glück gespürt. Hingegen hatte er gefunden, es liege in demselben die Gefahr der Verweichlichung, der Einseitigkeit, der Abschließung, des Vorwaltens materieller Interessen, und bis zum sechsunddreißigsten Jahr müsse der Mann frei bleiben — nicht aus niedriger Selbstsucht, ondern um reif zu werden für die große Aufgabe, eine Familie zu gründen, ein Haus zu regieren, sich selbst und eine Gattin zu leiten. Diese Ansicht war ihm freilich in der letzten Zeit durchaus nicht als die unbedingt richtige erschienen; geäußert hatte er das aber nie. Wie kam denn seine Mutter auf den schrecklichen Gedanken ihm gleichsam Adelaiden's Bild aufzudrängen, da er im Zauberspiegel der Zukunft doch ein ganz anderes Bild sah — ein Bild, das ihm Welt und Leben verklärte, wenn er es in Verbindung mit seinem Dasein brachte und das, wenn

es ihm entschwand, ein Chaos in ihm und um ihn zurückließ. Das mußte anders werden! .... Aber wie? .... Der Muth entsank ihm wenn er daran dachte — nicht mit seinen Eltern, sondern mit Rosmary zu sprechen, denn wie würde sie seine Liebe aufnehmen?

— — Der Graf war in der Frühe mit dem Brautpaar nach Nußdorf gefahren. Winfried hatte sie bis zur Eisenbahnstation begleitet. Rosmary hätte es sehr gern auch gethan, aber sie wollte den Rückweg mit Winfried allein vermeiden, kehrte am Schloßthor um, wünschte Allen eine glückliche Fahrt und ging in den Garten.

Es war die liebliche Morgenfrühe eines Spätsommertages. Je höher die Sonne stieg, desto mehr schwand der zarte, silberfarbene Duft, der wie ein von der Nacht vergessener Schleier über die ganze Natur gehaucht war. Allmälig wurde die Nähe frei, der blaue Strom, die Ortschaften an beiden Ufern mit ihren hellen Häusern und grauen Kirchthürmen; — dann die Fluren mit ihren Gärten, Feldern, Rebgeländen, Ostbäumen, Hügel auf, Hügel ab, da und dort eine Waldpartie, die mit ihrem kräftigen Dunkel das Auge anzog und ausruhte, das von dem lichten Farbenglanz geblendet war; — endlich die weichen, anmuthig gezogenen Linien des Siebenge-

birgs, die das Bild einrahmten. Auf dem Strom wurde es lebendig. Ein Dampfboot zog von Coblenz zu Thal, durchschnitt rasch und geschmeidig die Fluth und der Rauch flog aus dem Schornstein von der Sonne gelichtet wie ein wallender weißer Federbusch und zerflatterte in weichen Wölkchen. Langsamer ging das Dampfboot von Cöln zu Berg, und am langsamsten und mit klapperndem, weithin schallenden Gepolter und dicke schwarze Rauchwolken aus dem Schornstein speiend, das Schleppschiff, das sieben große Kohlenkähne hinter sich her zog und deren Ladung nach Mainz oder noch weiter stromaufwärts beförderte. Ein breites Floß mit ein Paar Bretterhütten und zahlreicher Bemannung kam bedachtsam wie eine große Schildkröte geschwommen und Nachen schossen behend wie Wasservögel von einem Ufer zum andern und vermittelten freundnachbarlichen Verkehr. Es war ein bewegtes, aber friedliches Bild von menschlichem Treiben. Arbeit, Thätigkeit, rüstige Frische regten sich unter dem blauen Himmel und im goldenen Sonnenschein.

Auf einer kleinen Anhöhe im Garten saß Rosmary und ließ ihren Blick träumerisch auf der Landschaft ruhen. Der Platz war dazu besonders günstig. Eine Gruppe von herrlichen Platanen, unter denen Gartenbänke und Tische standen, gaben den Schatten,

den das Auge bedarf, um ein Bild zu genießen. Nach rückwärts war die Anhöhe mit dichtem Gebüsch bepflanzt, das einen schützenden Schirm gegen Zugluft bildete. Den vorderen Abhang bedeckte feiner grüner Rasen, auf welchem eine Menge einzelner, niedriger Rosenbäumchen standen, jeder von anderer Farbe, rund und voll wie ein Bouquet. Waren die Remontanten auch nicht mehr in der ganzen Fülle des Frühsommers vorhanden, so nahm sich doch dieser mit Rosen gesprenkelte grüne Abhang als Vorgrund zu dem übrigen Gemälde ganz reizend aus. Die obere Fläche der Anhöhe war mit feinem Kies bestreut und glatt geharkt. Der Rechen lehnte an einen Gartenstuhl; vielleicht mußten noch einige Steinchen weggeschafft werden. Darin war die Gräfin sehr eigen. Da sie nie ihren Fuß außerhalb des Gartens auf den Erdboden setzte, so hatte sie keine klare Vorstellung von den Wegen und Stegen, auf denen der menschliche Fuß gehen kann und zuweilen gehen muß und sie verlangte daher möglichst geringen Unterschied zwischen einem Kiesweg und einem Fußteppich. Doch daran dachte Rosmary nicht. Sie hatte überhaupt keinen bestimmten Gedanken. Es war ihr etwas so Neues, Fremdes, Ueberraschendes, ach! Ueberwältigendes — die Liebe! und zu diesem Mann von dem Alles sie trennte, zu diesem vornehmen

Mann, zwischen dessen Schicksal und dem ihren eine ganze Welt von Hindernissen sich aufthürmte. Wenn er aber aus ihrer Welt verschwand, wenn die Erde für sie wüst und leer wurde, war es da nicht besser, gleich an den Himmel zu denken .... schweigend ihr Opfer zu bringen? —

Da stand er vor ihr. Sie hatte die nahenden Schritte nicht beachtet. Ihre Seele war in einem Elysium, der Heimath der seligen Schatten, aber ach! doch immer nur — Schatten. Er setzte sich ihr gegenüber auf einen Gartenstuhl und sagte:

„Hier ist es wunderschön.“

„Ja, aber Sie dürfen der schönen Landschaft nicht den Rücken wenden,“ sagte sie lächelnd.

Er setzte sich auf einen andern Stuhl, seitwärts von ihrer Bank, so, daß er zugleich sie und die Landschaft in's Auge fassen konnte und sagte dann mit bewegter Stimme:

„Wenn ich so ein frisches Morgenbild sehe, in dem lieblichen Glanz, der auf Gottes Schöpfungen liegt, und das den Stempel des Friedens trägt, so möchte ich mich versenken und auflösen in den Naturelementen um Theil zu haben an ihrer friedlichen Ruhe und von der Unruhe meines Lebens erlöst zu werden.“

Rosmary hatte sich gesammelt, wie sie es immer in seiner Gegenwart war, und entgegnete:

„Die Natur kann uns — wenn Sie den Ausdruck brauchen wollen! — vom Dasein erlösen, d. h. von den physischen Bedingungen unsrer Existenz, und kann dem Staube wiedergeben, was ihm entnommen ist. Doch unser Leben, das wirkliche, wahre, geistige, unsterbliche Leben gehört einer höheren Ordnung an, bedarf eines andern Erlösers und ist ein Fremdling in der Natur.“

„Das ist wohl wahr!“ rief Winfried: „freundlich und gastfrei mag sie den Menschen, diesen vorüberziehenden Fremdling, behandeln, aber von seinem Glück und von seinem Leid weiß sie nichts.“

„Denn auch das gehört einer höheren Ordnung an,“ versetzte Rosmary.

„Was verstehen Sie unter Glück?“ rief er plötzlich und blickte mit einer gewissen Entschlossenheit in ihr ernstes, zaubervolles Auge.

„Das kann ich nicht genau angeben,“ versetzte sie und eine rosige Wolke flog über ihr Antlitz: „mir scheint, daß das Glück für jeden Menschen etwas Anderes — wenn auch der Begriff von Glück, als vollkommene Zufriedenheit aufgefaßt, für alle Menschen derselbe ist.“

„Können Sie Sich einen Zustand vollkommener Zufriedenheit vorstellen? — Ich kann es.“

„Ich auch .... doch nur durch die Phantasie, wenn es das Erdenleben — und durch den Glauben, wenn es das ewige Leben betrifft.“

„O Rosmary!“ rief er ganz überwältigt, „reden Sie nicht so kalt, nicht so hoch wie ein seliger Geist! reden Sie mit Ihrem Herzen zu mir .... sagen Sie mir, daß Ihr Herz sich das Glück — nicht dieses oder jenes Glück, sondern das Glück wie ich es verstehe — vorstellen kann, und dann werden wir es erringen. Lassen Sie mich wissen“ .... —

„Daß wir kein gemeinsames Glück haben können und daß unsere Wege weit auseinander gehen,“ unterbrach sie ihn fest.

„Bis jetzt — ja! doch ich fasse die Zukunft in's Auge.“

„Ich auch, Herr Graf.“

„Halten Sie mich für einen Mann, der vor Schwierigkeiten zurückbebt?“

„Gewiß nicht! es fragt sich nur, ob es vernünftig ist, gewisse Schwierigkeiten überwinden zu wollen.“

„Wann wäre es, nach Ihrer Meinung, nicht vernünftig?“

„Wenn der Kampf gegen sie nicht mit dem Willen Gottes übereinstimmt.“

„Wir können den Willen Gottes durch Beharrlichkeit auf unsere Seite bringen.“

„Zuweilen . . . . aber selten! Im Allgemeinen wird in solchen Fällen mehr die Zulassung, als der Wille Gottes erkämpft und fast nie zu unserm Glück.“

Sie stand auf und setzte im gleichgültigen Ton hinzu:

„Ich glaube es wird Zeit sein in die Messe zu gehen.“

Auch Winfried hatte sich erhoben, aber mit seinen vor der Brust gefalteten Händen sagte er:

„Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an! . . . . nur dies eine einzige Mal! . . . . die Messe ist ja erst in einer Stunde! . . . . O nur Einmal lassen Sie mich sagen, was mir auf dem Herzen liegt.“

„Wenn es Ihnen ein Trost oder eine Beruhigung sein kann, daß ich Sie anhöre, so reden Sie. Ob ich Recht daran thue, weiß ich nicht,“ gab sie mit traurigem Lächeln zur Antwort, nahm wieder ihren Platz ein und blickte mit stillem, namenlosen Schmerz an ihm vorüber und über die Rosen und die Bilder der Erde hinweg in die blaue Himmelsferne,

die auf den Höhen des Siebengebirges zu ruhen schien.

„O!" rief Winfried: „ich wollte ja schweigen, bis alle Verhältnisse gelichtet und geordnet wären! .... ich fühle nur zu gut, daß ich Ihnen dies schuldig bin .... aber dieser Moment kommt vielleicht nie wieder und ich muß Ihnen sagen, daß Sie wie eine Gottheit in mein Leben hineingetreten sind und daß ich nichts wünsche, nichts verlange, nichts ersehne, als Sie zu lieben und .... Ihrer Liebe würdig zu sein. Seit einem halben Jahr im täglichen, im intimen Verkehr mit Ihnen, habe ich Sie mehr und mehr bewundert, aber stets geschwiegen, durch mein Schweigen mehr als durch tausend Worte Ihnen gehuldigt — denn das Wort wird so leicht mißbraucht, so leicht mißverstanden. Allein ich meine, daß ein sympathischer Zug uns verband, daß derselbe Gedanke, dieselbe Ansicht, dasselbe Urtheil durch die Erscheinungen der Außenwelt in uns angeregt wurden, daß wir schweigend uns verstanden, daß jeder von uns gleichsam eine Hemisphäre der Welt der Empfindungen in sich trug, die zusammen — ein Ganzes bilden. O Rosmary! werden Sie nicht sagen: So ist es! — Ist es aber so, nun so lassen Sie uns um den Segen meiner Eltern bitten .... oder geben Sie Ihre Zustimmung, daß ich es zuerst allein thue.

Jetzt wissen Sie Alles .... jetzt sprechen Sie .... was soll geschehen.“

„Nichts der Art,“ entgegnete sie leise.

„O doch! ich habe gesprochen, ich habe Ihnen und mir die Lage ganz klar gemacht .... jetzt muß sie auch nach Außen klar werden. Heimlichkeit ist mir zuwider, denn sie sieht immer etwas falsch aus. Aber das will ich Ihnen noch sagen: ein glänzendes Loos kann ich Ihnen nicht anbieten — wenn ich auch glaube, daß Ihr Herz edel genug ist um in beschränkten Verhältnissen glücklich zu sein. Jetzt reden Sie, geliebte Rosmary!“ .... —

„Wohlan!“ sagte sie und richtete sich aus ihrer etwas zusammengesunkenen Stellung hoch und fest auf: „wollen Sie wirklich meine Ansicht hören, Herr Graf, so ist es diese: vergessen Sie Rosmary.“

„Ihre Ansicht mag das sein!“ rief er lebhaft, „allein ich will nicht wissen, was Ihr Verstand, sondern was Ihr Herz sagt.“

„Von meinen Herzensempfindungen spreche ich nur zu Gott,“ sagte sie mit einer Stimme, die fast hart klang, weil sie das Uebermaß der inneren Bewegung beherrschen sollte.

„Was heißt das? ich verstehe Sie nicht,“ antwortete Winfried ganz betäubt: „Konnte denn Ihr

Auge mich täuschen .... Ihr Blick, Ihr Lächeln, Ihr ganzes Wesen mich irre führen wollen?"

„O lassen wir das!" rief sie beängstigt: „Eines ist nothwendig .... und das ist: vergessen Sie Rosmary."

„Sie erschrecken vor Schwierigkeiten, die Sie in meiner Familie etwa finden könnten, nicht wahr?" sagte er, um sie und mehr noch sich selbst zu beruhigen.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt und Sie angehört," sagte Rosmary und erhob sich, „allein ich habe mich nicht verbindlich gemacht, jede Ihrer Fragen zu beantworten."

„Es gibt denn doch Fragen," brauste Winfried auf, „die gebieterisch eine klare Antwort begehren."

„Und ich gebe sie Ihnen hiermit zum dritten Mal .... zum letzten Mal: vergessen Sie Rosmary."

Die Glocke der Capelle rief zur heiligen Messe und Rosmary folgte auf der Stelle dem Ruf, denn ihr Platz war jetzt zu Füßen des Kreuzes; — das fühlte sie. Langsam verließ sie den Platanenhügel ohne sich umzuwenden. Winfried blieb wie vernichtet zurück und starrte ihr nach. Sie liebte ihn also nicht. Sie hatte nur mit Empfindungen getändelt. Denn was war das für ein armseliges Liebes-

flämmchen, das einige Hindernisse nicht überdauern konnte. Oder liebte sie ihn und waren in ihrem früheren Leben die wahren Hindernisse? .... schwarze Flecken in dieser Sonne? .... Entsetzlich! diese wie jene Vermuthung — entsetzlich! Was war zu thun? O wenn er sie doch nie widerzusehen brauchte! wenn er sich hinweg wünschen könnte auf die hohe See, in alle Stürme des Ozeans, in alle Eisregionen der arktischen Meere, in alle Gefahren der wüthendsten Cyclonen — das, und das Alles auf ein Mal, wäre ihm gerade recht gewesen um sich zu sammeln, um seiner selbst bewußt zu werden, um mit energischer Thatkraft im Kampf gegen die Elemente die Kämpfe der Leidenschaft zu überwältigen. Denn so selig zu träumen und so unselig zu erwachen — das ließ sich nicht mit alltäglichen Mitteln ausgleichen. — —

Die Messe war zu Ende und er saß noch immer auf dem Platanenhügel mit verschränkten Armen, unbeweglich, nichts sehend in der ganzen Natur als einen Punkt da unten am Hügel, wo Rosmary hinter dem Gebüsch verschwunden und ihr leichter Florschleier eine Sekunde zurückgeflogen war wie ein Morgenwölkchen, das flüchtig entschwebt. Eine Erscheinung aus einer andern, einer bessern Welt war sie ihm gewesen, weil gerade der Gegensatz zwischen ihrer untergeordneten Stellung und der edeln

Würde ihres Wesens, die sich in ihrem Character, ihrer Gesinnung, ihrem Benehmen, ihrer Schönheit aussprach, den edelsten Stempel der Seelenhoheit trug. Und jetzt sollte sie nichts Anderes sein, als eine armselige Kokette, die mit himmlischen Gaben elend Comödie spielte? . . . . Oder hatte sie eine andere Liebe im Herzen? — Dies fiel ihm jetzt erst ein! vielleicht eine hoffnungslose? . . . . War dies ein neuer Schmerz? . . . . Er wußte es nicht. Ohne ihre Liebe that ihm nichts wohl und nichts weh. — —

Horch! Schritte nahen dem Platanenhügel. Mächtig schlug sein Herz. O das Herz! wie ist es zuweilen so klug und zuweilen von so merkwürdiger Stupidität! Ein Diener erschien und meldete, daß eben ein Telegramm gekommen sei und daß die Frau Gräfin ihn zu sprechen wünsche. Winfried erhob sich. Ihm war, als habe er Blei in den Adern, so kalt, so schwer, so lahm gingen alle Pulse des Lebens. — —

„Hat Dich das Telegramm erschreckt, lieber Winfried?" rief ihm die Gräfin entgegen, als sie die Verstörung wahrnahm, die er nicht ganz bemeistern konnte: „Es bringt freilich keine gute Nachricht, aber sie könnte schlimmer sein. Valerian hat ein Bein gebrochen, doch nicht gefährlich; — dies meldet Emerenz."

„Liebe Mama," rief Winfried hastig, „ich will sogleich hinaufgehen und mich durch den Augenschein überzeugen wie Valerian sich befindet."

„Du erräthst meinen Wunsch, guter Winfried. Ja, gehe hinauf! es wird für uns tröstlich und für Emerenz eine Freude, ja eine Erleichterung in der Pflege sein. Später kann Diethelm Dich ablösen."

„Das ist nicht nöthig, Mama! ich freue mich der guten Emerenz zur Hand zu gehen, wie es Pflicht eines Bruders ist, der nichts zu thun hat. Diethelm wird — wenn es zum Kauf von Nußdorf kommt, was ich nicht bezweifle — sehr viel zu thun haben um bis Ende November das Haus in wohnlichen Stand zu setzen. Darin wollen wir ihn nicht stören. Man hat nur Einmal im Leben den Traum von Glück."

„Ich hoffe, daß Diethelm's Glück nicht auf einem Traum beruht und daß auch Du dereinst ein anderes, als ein geträumtes Glück kennen lernen wirst," sagte die Gräfin liebreich.

„O ich! — von mir ist nicht die Rede! — Hast Du vielleicht noch besondere Aufträge für Emerenz? .... ich will sie pünktlich ausrichten." — —

Die große Schloßuhr schlug halb eilf. Das war die Stunde, wo sich Rosmary regelmäßig zur Gräfin begab, die Stunde der Correspondenz. Sie hatte

sich gefaßt, wenigstens äußerlich, und jede Spur von Aufregung war von ihren Zügen verwischt. Nur blaß sah sie aus. Sie warf einen Blick in den Spiegel. Sehr blaß! . . . . Aber das war ja ihre eigentliche Farbe. Sie war ja früher immer blaß gewesen, blaß wie ihr Leben. Nur hier hatte es eine Zeitlang eine rosige Färbung angenommen; . . . . die war nun dahin und die Grundfarbe ihres Lebens tauchte wieder auf. — —

Als sie in der Mitte des langen Ganges war, der zu den Zimmern der Gräfin führte, kam Winfried ihr von dort entgegen. Sie erschrak dergestalt über seinen veränderten Ausdruck und seinen eisigen Blick, daß sie zur Seite trat und sich an einen großen Blumenkorb lehnte, der im Fenster stand. Winfried blieb eine Sekunde vor ihr stehen, bot ihr die Hand und sagte:

„Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm die Hand, die er flüchtig drückte. Dann ging er rasch weiter und stieg auf der großen Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Rosmary war keines Lautes, keiner Bewegung mächtig. Sie horchte auf seine verhallenden Schritte, auf die Thür, die sich oben hinter ihm schloß. „Lebe wohl!“ ächzte ihr Herz; ihr Mund blieb stumm. Sie ging zur Gräfin.

„Liebe Rosmary!“ rief ihr die Gräfin freundlich wie immer entgegen, „ich bleibe ganz allein mit Ihnen. Winfried geht zu Emerenz.“

Und sie erzählte das Weitere. Rosmary empfand eine Erleichterung: Winfried kam wieder! es war kein Abschied für's Leben!

„Jetzt wollen wir an Tony schreiben,“ sagte die Gräfin und Rosmary nahm ihren Platz am Schreibtisch ein, wo sie durch das große Fenster dieselbe Aussicht hatte, wie vom Platanenhügel, die sich doch jetzt so ganz anders ausnahm, so, als sei sie grau umflort. Ach! wie viel verschiedenfarbige Flore webt das Menschenherz! Die Liebe, die Wahrheit, das Leid, das Glück, der Schmerz — Alles ist umflort durch die Bedingungen des irdischen Lebens und des menschlichen Wesens — und das reine Licht, welches das Auge hinter all' den prismatischen Schleiern ahnt und sucht, geht ihm erst im Lande der Verheißung auf — nicht hienieden. —

Die ersten Seiten des Briefes an Tony waren freundliche Plaudereien zwischen Mutter und Tochter, wie sie bei einem sehr intimen, sehr häufigen und sehr regelmäßigen Briefwechsel stattfinden. Plötzlich sagte die Gräfin: „Winfried“ — und Rosmary erschrak dermaßen, daß ihr die Feder entfiel.

„Die blaue Tinte greift die Feder rasch an,“ sagte sie und nahm eine andere.

„Winfried gibt mir allerlei zu denken,“ dictirte die Gräfin weiter: „ich weiß nicht, ob sein Beruf „ihm noch immer vollkommen genügt und mir scheint, „daß er selbst es bezweifelt. Wäre er beständig auf „großen Expeditionen, die seine volle Thätigkeit in „Anspruch nehmen, so würde er sich vielleicht ganz „befriedigt fühlen. Allein die finden nicht immer „statt und er kann nicht an einer jeden theilnehmen; „so muß er zeitweise am Lande leben. Da ist der „Dienst viel einförmiger und hat nichts Anregendes. „Da kommt leicht eine gewisse Stagnation über Geist „und Gemüth, wenn diese nicht in einer andern „Richtung Nahrung finden. Hier bei seinen Eltern „wird es nach und nach einsam. Er ist der liebe„vollste und aufmerksamste Sohn, doch ein frisches, „kräftiges Herz will nicht blos die Eltern lieben; es „will eine Liebe, die ihm die Zukunft eröffnet. Das „verräth sich bei Winfried. Ich sprach noch gestern „Abend bis tief in die Nacht hinein über ihn mit „Deinem Vater. Wir wünschen, daß er sich ver„heirathe. Wir haben hier in der Gegend nur ein „junges Mädchen, das ganz für ihn paßt: die aller„liebste Sabine. Die übrigen sind kaum erwachsen, „oder gleichen Alters mit ihm, oder dies, oder das.

„Sabine vereinigt alle Eigenschaften, die wir für „Winfried's Frau wünschen. Es spricht uns ganz „besonders an, daß sie eine vortreffliche häusliche Er„ziehung bekam und an der Seite ihrer klugen Mutter „genug von der großen Welt sah um sich taktvoll „und ungezwungen zu benehmen, und nicht genug um „die große Welt als Lebensluft einer Ehe zu be„trachten. Bis jetzt hat aber Winfried nicht die „mindeste Neigung für Sabine verrathen. Wir wünschen „sehr, daß Du, liebe Tony, im November, nach „Christianens Hochzeit, Winfried entführst und ein „Paar Monate bei Dir auf dem Lande festhältst. Er „hat dann Gelegenheit, durch Euer gastfreies und „gemüthliches Schloßleben verschiedene junge Mädchen „kennen zu lernen und intimer mit ihnen zu ver„kehren, als dies im Fasching möglich ist. Auf „Adelaide darfst Du in dieser Angelegenheit so wenig „bestehen, liebe Tony, wie wir auf Sabine. Katholisch, „aus gutem Hause, Erziehung, Traditionen, Gewohn„heiten unsrer Lebenssphäre — keine exotische „Pflanze, Königstochter, Tänzerin — kein in die „Gesellschaft durch Schönheit oder Reichthum hinein„geschobenes Weltwunder — das sind die nothwen„digen positiven und negativen Vorbedingungen. Es „gibt in der Ehe so entsetzlich viel Schwierigkeiten „zu überwinden bis die Charactere sich ausgeglichen,

„die Neigungen sich zusammengefunden haben, und „bis das Verständniß der gemeinsamen Interessen „beiden Theilen gleichmäßig klar geworden ist, daß „eine grenzenlose Verblendung dazu gehört um die „Schwierigkeiten durch den Mangel jener Vorbe- „dingungen zu vermehren. Ich weiß, daß Deine „Ansichten so wie die Deiner Schwestern in diesem „Hauptpunkt ganz mit denen Deiner Eltern überein- „stimmen, liebste Tony, und daß ich im Grunde nicht „nöthig gehabt hätte ihn zu erwähnen; — allein in „unsern grenzenlos confusen Tagen habe ich zuweilen „das Bedürfniß mich darüber auszusprechen, um „mich selbst zu prüfen, ob ich nicht etwa von der „grassirenden moralischen Schwäche, Raffgier und „Genußsucht angesteckt, sondern im Stande bin, für „meine geliebten Kinder ein Glück zu verlangen, das „vielleicht ernster, aber gewiß edler ist als jenes, „welches aus der augenblicklichen Befriedigung rück- „sichts- und schrankenloser Leidenschaft hervorgehen „könnte.

„Behüte Dich Gott, mein liebes Kind. Küsse „Deine Bübchen und grüße Gundaccar herzlich von „Deiner Dich liebenden Mutter.“ — —

„Liebe Rosmary,“ sagte die Gräfin von der Hand- arbeit aufblickend, mit welcher sie sich während des Dictirens zu beschäftigen pflegte, „ich habe so rasch

dictirt, daß Sie gewiß ganz müde sind. Sie sehen etwas angegriffen aus."

„Nicht doch, gnädige Gräfin! ich bin nur mit großer Theilnahme Ihren Gedanken gefolgt."

„Und finden Sie dieselben nicht etwas zu sehr exclusiv?"

„Mir scheint, man müsse exclusiv sein um im Gleichgewicht mit den Lebensverhältnissen zu bleiben, welche die göttliche Vorsehung uns angewiesen hat," versetzte Rosmary ruhig und mit einem wundervollen Aufstrahlen ihres Auges: „Ich, meines Theils, bin wenigstens sehr exclusiv und möchte nicht gestatten, daß in meiner Lebenssphäre, so eng und niedrig sie sei, ein fremdartiges Element Platz nehme — gleichviel ob es aus einem höheren oder einem tieferen Kreise der Gesellschaft stamme."

„Bitte," sagte die Gräfin, „nehmen Sie wieder die Feder und schreiben Sie weiter an Tony:

„P. S. Du hattest wohl Recht, Rosmary einen „seltenen Schatz zu nennen! sie hat ein goldenes Herz „und eine Seele wie Cristall."

„Das muß ich der Wahrheit gemäß entschieden verneinen," sagte Rosmary.

„Sie kennen Sich Selbst nicht," entgegnete die Gräfin: „das ist freilich eine ganz allgemeine Unvollkommenheit, aber gewöhnlich überschätzen wir uns

und Sie unterschätzen Sich; das ist ein gewaltiger Unterschied. — Jetzt sind hier ein Paar Briefe, die sich auf Christianens Ausstattung beziehen. Es ist mir eine eigenthümlich wehmüthige Freude diese Dinge für die letzte meiner Töchter zu besorgen; denn jetzt beginnt ein ganz anderer Abschnitt meines Lebens: das einsame Alter. Die Töchter sind verheirathet, sind gebunden an Haus und Heerd und Wiege, die Söhne folgen ihrem Beruf oder bilden sich für denselben aus. Fünf Kinder — aber die Eltern sind allein. Das ist ganz gemäß der göttlichen Ordnung, die uns mehr und mehr von der Welt ablösen will, nachdem wir in ihr unsere Bestimmung erfüllten — und ich danke Gott für meine fünf guten Kinder und für das sechste, das beste, das er früh zu sich nahm. Es geht nun einmal ein melancholischer Zug durch das Menschenleben und er springt uns am meisten in's Auge bei unsern Freuden — wie das eben jetzt mir geschieht; denn es ist eine unaussprechlich trostvolle Freude, einem braven Mann die Zukunft einer Tochter anvertrauen zu können." — —

Die Briefe wurden geschrieben. Dann erhob sich die Gräfin von der Chaiselongue, öffnete das Fenster stützte sich auf die Brustwehr und sagte:

„Wie weich und erquickend ist die Luft! und wie

balsamisch! .... Da unten wird das Gras gemäht, wie ich sehe. Die Orangenbäume sind ja ganz mit Blüthen beregnet. Wie steht es mit den Remontanten am Platanenhügel, Rosmary?"

„Sie blühen," erwiderte Rosmary und machte die Aufschrift des letzten Briefes.

„Ah!" rief die Gräfin, „wir sind allein, wir wollen uns das Vergnügen machen, auf dem Platanenhügel das Gabelfrühstück zu nehmen. Der Graf verabscheut es, um ein Uhr Mittags im Freien eine Mahlzeit zu halten und seine Paar Bissen, wie er sagt, mit Bienen, Mücken und Fliegen zu theilen; aber heute bin ich Herr im Hause und das Wetter eignet sich durchaus für diesen kleinen Exceß."

Sie schellte und gab dem eintretenden Diener ihre Befehle, nahm dann in ihrem Ankleidezimmer Hut und Shawl und ging mit Rosmary die große Treppe hinab. Als sie unten an der Thür waren, kamen zwei Damen und ein Reitknecht in den Schloßhof geritten, zwei ungemein elegante Erscheinungen, Sabine und ihre Mutter. Die Gräfin empfing sie freudig und führte sie gleich zum Gabelfrühstück auf den Platanenhügel; — und Sabine setzte sich auf den Platz, den vor einigen Stunden Winfried eingenommen hatte, frühstückte mit gutem Appetit und gab bescheiden, aber munter und lebhaft, ihr Wort

zu dem allgemeinen Gespräch. Das Alles sah und hörte Rosmary wie im Halbschlaf der Seele. Vor wenig Stunden hatte sie hier gesessen — und in der kurzen Zeit war die Welt ganz anders geworden. Winfried hatte gesprochen; sie hatte gesprochen; er hatte ihr Lebewohl gesagt; dann der Brief der Gräfin — gleichsam eine Erklärung der Nothwendigkeit dieses Lebewohls. Und jetzt dies junge Mädchen, so graziös, so unbefangen, vielleicht bald Winfried's Braut. Es kam zuweilen das Gefühl einer grenzenlosen Verlorenheit über sie, als ob sie auf dem Grund des Meeres wäre und als ob ihr durch die Wellen eine unbestimmte Kunde von dem Thun und Treiben da oben auf der Erde zukomme.

„Denken Sie nur, Rosmary, die Baronin Uglas ist nicht in Blankenberghe gewesen, wie ich eben höre," sagte die Gräfin plötzlich: „sie hat also auch nicht meinen Brief mit der Anzeige von Christianens Verlobung erhalten."

„Dieser Brief wird ruhig auf dem Postbüreau in Blankenberghe liegen, da er poste restante adressirt war," antwortete Rosmary, „und die Frau Baronin wird ihn bei ihrer Ankunft daselbst vorfinden."

„Sie wird aber schwerlich jetzt noch nach Blankenberghe kommen, da sie in der Mitte dieses Monats nach Italien gehen wollte."

„Sie wird ein anderes Seebad gewählt haben," sagte Sabinen's Mutter: „Blankenberghe bietet nicht viel Unterhaltung."

„Ich habe mich herrlich unterhalten," versicherte Sabine, „denn ich saß den ganzen Tag am Meer und machte täglich irgend ein kleines Aquarell."

„Sie hat eine ganze Mappe voll Aquarellzeichnungen, mitunter recht hübsche, zurückgebracht," sagte die Mutter.

„Das ist eine allerliebste Beschäftigung, die in der Gegenwart keine Langeweil aufkommen läßt und später freundliche Erinnerungen weckt. Das nächste Mal müssen Sie diese Mappe mitbringen, liebe Sabine," sagte die Gräfin: „sie wird uns Alle interessiren. Ich wünschte Christiane hätte dies Talent."

„O gnädige Gräfin!" rief Sabine lebhaft, „Christiane hat ganz andere Gaben."

„Das ist wahr! und die Hauptsache ist ja immer, daß wir die Gaben, die Gott uns gab, gut anwenden. Dennoch liebe ich bei jungen Mädchen kleine Talente, die das eigene Leben und das der ganzen Umgebung erheitern und verschönern und die Ihnen, liebe Sabine, im vollen Maß zu Gebot stehen."

Sabine erröthete und küßte bescheiden die Hand der Gräfin, während ihre Mutter von dem großen Interesse sprach, welches sie an dem Aufenthalt in

Belgien und Holland genommen, indem jede größere Stadt ihre eigenthümliche Physiognomie habe — wie sich ja auch in Italien, nur reicher, großartiger, etwas Aehnliches finde.

„Das ist die glänzende Lichtseite der kleinen Staaten,“ setzte sie hinzu, „diese mannigfachen und individuellen Lebensäußerungen, wie Bedürfniß, Richtung und Befähigung sie wecken und anregen, ohne eine Schablone, die von hundert Meilen weit herkommt.“

„Und es ist nichts weniger als erfreulich,“ setzte die Gräfin hinzu, „daß wir dies nur noch als eine Erbschaft aus vergangener Zeit besitzen. Die moderne Großstaatsmaschinerie lähmt jede freie Bewegung und verlangt und erzielt nur — Dressur. Da müssen denn ganz allmälig Character, Geist und Genie aussterben und einer Art von chinesischem Zustand Platz machen, dessen Annehmlichkeit beträchtlich dadurch vermehrt wird, daß er permanent von den wüthendsten Revolutionsgelüsten bedroht ist.“

„Ja wie sollte es anders sein,“ rief Sabinen's Mutter, „als daß sich ein Widerstreben gegen die Staatsmaschinerie in Denjenigen entwickelt, die noch nicht für Bewunderung chinesischer Zustände reif sind, und daß sie auf einen so zu sagen unterirdischen Boden gerathen, weil für wahre und edle Freiheits=

ideen und für die Möglichkeit nach ihnen zu leben, kein Platz ist. Meine drei Söhne wollen sämmtlich" . . . .

„Doch nicht Revolution machen?"

„Nein, aber auswandern. Der Eine will Landmann in Tirol werden, der Andere — Bürger in der Schweiz. Der Dritte, der erst zehn Jahre alt ist, schwankt noch über das Wohin — und da der Aelteste kaum sechszehn Jahre zählt, so wird noch viel Wasser im Rhein laufen bis die verschiedenen Pläne zur Ausführung kommen. Da wo aber keine christliche Erziehung das Widerstreben in Schranken hält und in erlaubte Bahnen weist, da gibt es selbstverständlich schon sechszehnjährige Revolutionäre."

„Es ist gräßlich zu denken, daß eine solche Entartung, die keineswegs ein Phantasiebild ist, ihren eigentlichen Grund in dem Haß gegen die göttliche Anstalt der Kirche hat," sagte die Gräfin. „Soll man es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß sich vielleicht die wenigsten Adepten des Hasses dieses Grundes bewußt sind."

„Ein Unglück!" rief Sabine, „denn wenn sie es wüßten, so würden sie sich bekehren."

„Liebes Kind," antwortete die Mutter, „man bekehrt sich nicht durch das Wissen, sondern durch das Wollen."

„Es kann freilich auch ein Glück sein,“ erwiderte Sabine, „weil der göttliche Heiland für die Verblendeten, die nicht wußten was sie thaten, um Vergebung gebeten hat.“

„Das wollen wir auf jeden Fall auch thun, liebe Sabine,“ sagte die Gräfin, indem sie sich erhob: „Jetzt wollen wir aber das Riesenbeet mit den neuen Blattpflanzen betrachten — diesen Stolz unseres Gärtners, der es mir nie verzeihen würde, wenn ich Gartenfreunde nicht zu diesem achten Wunder der Welt führte.“

Nach einem Spaziergang zu den schönsten Blumengruppen und Aussichtspunkten des Gartens, wurden die Pferde verlangt und die Damen ritten nach Hause mit dem Versprechen bald wiederzukommen und alle Besuche nachzuholen, die sie durch den langen Aufenthalt in Mähren bei Sabinen's Großeltern und durch die Belgische Reise seit fünf Monaten versäumt hatten.

„Und zu Christianen's Hochzeit müssen wir uns ganz feenhafte Polterabendscherze ausdenken — nicht wahr?“ sagte Sabine noch vom Pferde herab zu Rosmary.

„Das wird Ihnen gewiß gelingen,“ versetzte Rosmary. — —

Darauf verlangte die Gräfin ihren Wagen und

machte ihre gewohnte Spazierfahrt, bei der sie sich heute von Rosmary begleiten ließ. Sie sprach fast ausschließlich von Sabinen's Vorzügen, die Rosmary willig anerkannte. Bei dem herrlichen Wetter dauerte die Fahrt so lange, daß man nur gerade Zeit hatte vor dem Diner den Morgenanzug mit einem andern zu vertauschen. Als Rosmary den Salon betrat, war bereits der Pfarrer mit einem Missionär da, der für irgend eine Mission in irgend einem Welttheil sammelte. Die Gräfin, eine eifrige Beschützerin aller Missionswerke, hatte die Herren zum Essen eingeladen um recht viel von einem Gegenstand erzählen zu hören für den sie sich auf's Lebhafteste interessirte. Rosmary seufzte heimlich und unwillkürlich: Gottlob! es wird jetzt von etwas Anderem die Rede sein, als von Sabine. — Großer Irrthum! Der Missionär war gestern bei der Mutter gewesen, war reich bedacht worden und Sabine hatte gesagt, da sie kein Geld habe, wolle sie suchen der Mission nützlich zu sein durch eine Paramentensammlung.

„Dazu werden auch wir beitragen," sagte die Gräfin erfreut: „zuerst wegen der Sache selbst und dann um den Eifer des lieben Mädchens zu unterstützen. Es ist schön wenn man bei neunzehn Jahren solche Interessen hat, die man nicht ohne Mühe und Beharrlichkeit in's Werk setzen kann."

Während man nach dem Essen beisammen war, kam ein Herr aus der Nachbarschaft mit seinen beiden Söhnen um den Grafen von der Argen, Winfried und Thierstein zu einer großen Jagd einzuladen, die in acht Tagen stattfinden sollte und von dem Missionsthema ging man auf das Jagdthema über. Aber auch da tauchte Sabine auf. Der eine Sohn, der Offizier und seit zwei Jahren nicht in der Heimat gewesen war, sprach sich ganz begeistert über die Veränderung aus, die seitdem mit ihr vorgegangen sei und versicherte sie sei die Perle der jungen Mädchen zwanzig Meilen in der Runde. Der Vater fand diese Erklärung, gegenüber Christianens Mutter, nicht sehr verbindlich; allein die Gräfin erwiderte:

„Baron Curt hat ganz Recht und ich stimme ihm um so lieber bei, als ich mich immer freue, wenn ein junger Mann ein so vorzügliches Wesen wie Sabine ist, zu schätzen weiß.“

Baron Curt's jüngerer Bruder fühlte sich nunmehr verpflichtet auch seine Bewunderung kund zu geben und sagte:

„Wie sie die Lieder in steyrischer Mundart zur Zither singt, das ist gewiß nicht gehört worden rheinauf rheinab seit .... — nicht gehört .... — seit den Tagen“ .... —

„Der Lorelei," ergänzte die Gräfin; und er verbeugte sich zustimmend, obschon er einen Minnesänger gemeint hatte, dessen Name ihm nicht einfallen wollte. Aber die Lorelei war ja viel passender und er fühlte sich ganz stolz diesen Namen der Gräfin in den Mund gelegt zu haben. Als ein wißbegieriger, den Studien obliegender Jüngling, die ihn im Grunde mehr interessirten als Sabine, fragte er:

„Wie mag wohl die Loreleisage entstanden sein?"

„Nehmen Sie vielleicht Maulbeeren?" fragte ihn Rosmary, „oder Pfirsich? . . . . oder Melone?"

„Die Maulbeerbäume wollen nicht bei mir gedeihen," sagte der Vater: „Ihr Gärtner, gnädige Gräfin, ist unvergleichlich für die Obstcultur."

„Er bildet sich auch nicht wenig darauf ein und wir sind sehr froh ihn zu haben, denn auf dem Lande müssen Blumen und Früchte immer zur Hand sein."

„Nein, mein Fräulein," versetzte der Student etwas beleidigt, daß die Maulbeerfrage seine Loreleifrage verdrängt hatte: „ich danke für Maulbeeren und bitte um Pfirsich; denn Maulbeeren schmecken wie Brommbeeren — ungefähr so! . . . . und Brommbeeren hat schon seiner Zeit Sir John Falstaff verachtet."

„Ich sehe nicht ein, weshalb Sie ein zweiter Sir John Fallstaff sein wollen," versetzte Rosmary und reichte ihm die Pfirsich: „Sie müssen aber Zucker dazu nehmen."

Da er es auch nicht einsah, so begnügte er sich schweigend ihrem Rath zu folgen.

Rosmary bereitete den Thee, strich Butter auf die Toaste, zerschnitt die Melone, versorgte Alle mit Allem und dachte zuweilen ganz stumpf: Wie viel hundert Stunden hat denn eigentlich dieser Tag? — —

Endlich brachen die Herren auf und wiederholten ihre Einladung, welche die Gräfin bestens auszurichten versprach. Auf der Heimfahrt sagte der Vater:

„Ein angenehmes Haus, das Argenfels — und die Gräfin eine charmante Frau mit der man über Alles sprechen kann, nicht wahr, Curt?"

Curt war so beschäftigt die schmerzlich entbehrte Cigarre anzuzünden, daß er nur ein zustimmendes: „Hum!" brummen konnte, während der Student sagte:

„Desto ungesprächiger ist die Gesellschafterin."

„Sie hat den Theetisch zu besorgen und aufzupassen, daß Jeder zu einigen Lebensmitteln komme; folglich ist es sehr weise, mein Sohn, daß sie sich

nicht mit überflüssigem reden abgibt. Ich wollte Deine Schwester machte es ebenso! über ihrem Geschwätz vergißt sie ihr Geschäft, läßt den Thee wie eine Suppe kochen und es währt eine halbe Stunde bis irgend ein Mensch eine Tasse bekommt. Nein! in diesem Hause ist Alles perfect. Was meinst Du, Curt, ist es nicht schade, daß keine Tochter von der Argen-Sorte mehr zu haben ist?"

„Ich halte das Haus unserer westlichen Nachbarn für ebenso perfect, in jeder Beziehung, wie das der östlichen," gab Curt diplomatisch zur Antwort.

„Gut gebrüllt, Löwe! das heißt für diesen Fall: fein gebrüllt," sagte der Student, der Bewunderer Shakespeare's, während sein Bruder zwischen den Zähnen und dem Cigarrendampf murrte:

„Grasaffe Du!" — — —

„Liebe Rosmary," sagte die Gräfin als sie allein waren, „welch ein unruhiges Leben führen wir! .... Nur ein Tag — und wir hatten Abreisen, Telegramme, liebenswürdige Damen, Missionäre, Lieutenants — kurz, Alles was die Welt bewegt. Gute Nacht, liebes Kind! es schlägt eben halb eilf Uhr. Und morgen vergessen Sie nicht mich zu erinnern, daß ich an meine Cousine Uglas zu schreiben habe .... und zwar nach Waldhaus. Dort wird man schon wissen, wohin der Brief zu senden ist."

Ja! nur **ein** Tag! .... aber das, was an diesem Tage vorgegangen ist .... den eigentlichen Vorgang — den ahnt sie nicht! .... So seufzte Rosmary als sie in der Stille ihres Zimmers endlich! endlich! zusammensinken durfte.

Gondelfahrt.

Ein junger blasser hagerer Mann kam aus dem Hotel Danieli in Venedig, überschritt den Quai der Schiavoni und stieg in die Gondel, die im Canal grande für ihn bereit lag.

„In die Giudecca und weiter hinaus nach Torcello," gab er dem fragenden Blick des Gondoliers zur Antwort. Dann lehnte er sich mit geschlossenen Augen auf den breiten Polstern der Gondel zurück, wie ein Träumender, dem seine Traumwelt lieber ist, als die Welt der Wirklichkeit. Er war krank, oder er fühlte sich wenigstens krank, erschöpft, müde und matt, ein Opfer eigener und fremder Verkehrtheit, eigener und fremder ungeordneter Selbstliebe; — denn so sehr er es gewünscht hätte, ganz frei von Schuld konnte er sich nicht sprechen. Aber es war eine so geringe, so verzeihliche Schuld in der Verblendung der jugendlichen, der ersten Liebe der

Vernunft kein Gehör gegeben und der Leidenschaft sich hingegeben zu haben. Wie oft geschah das in viel sträflicherer Weise! wie oft wurden Pflichten, Rücksichten und Anstand weit gröblicher beleidigt und weit mehr aus den Augen gesetzt! Nein! je mehr er darüber nachdachte, stellte es sich für ihn heraus, er sei das Opfer von zwei egoistischen Frauen: das Opfer seiner Mutter und Rosalba's Opfer. Diesen Gedanken bebrütete er mit einer Vorliebe, als müsse sein Heil daraus hervorgehen. Er war kein böser Mensch; er wäre sogar recht gern ein sehr guter Mensch gewesen; allein in dem Schlummer jeder tüchtigen männlichen Eigenschaft, besonders der edeln Willenskraft um zu widerstehen und der Thatkraft um zu handeln, war seine sittliche Freiheit so geschwächt, daß er es nicht weiter brachte als zu unbestimmten Gedanken und kurzathmigen Bestrebungen, wie z. B. sein Unternehmen gewesen war, die verwundeten Soldaten in Frankreich zu pflegen. Schwankend waren seine Gedanken und matt seine Bestrebungen deshalb, weil er ihnen nie eine höhere Grundlage, nie ein edles Motiv gab. Dadurch können auch ursprünglich schwache Charactere stark werden. Aber er fing mit sich und für sich an, suchte sich — und fand sich. Folglich fand er keine Befriedigung; denn

die liegt nicht im menschlichen Ich; die liegt in der Entäußerung von demselben.

Was kümmerte ihn Venedigs Geschichte, Venedigs Kunst, Venedigs tragisches Schicksal und tragische Schönheit! Was kümmerte ihn dieses merkwürdige Volk, das von der Erde verdrängt, wie der Halcyon auf dem Meer sein Nest gebaut — in diesem Nest Helden, Staatsmänner, Künstler und Gelehrte erzeugt — und aus diesem Nest heraus eine Stimme erhoben hat, die gewichtig und maßgebend im Abendland und im Morgenland erklang! Was kümmerte ihn die Gründung, der Fortgang, der Aufschwung, der Untergang, das ganze Geschick dieser Republik Venedig, die mit all ihren Thaten des Lichtes und der Finsterniß, mit all ihrem offenbaren Zauber und geheimen Schrecknissen ohne Gleichen in der Weltgeschichte ist und einen unermeßlichen Stoff für Bewunderung, Staunen und Nachdenken bietet!

Zur Giudecca hinaus nach Torcello! Er weiß kaum, daß das kleine grüne dorfähnliche Inselchen der erste Anfang der gewaltigen Republik Venedig, daß die uralte kleine Kirche ihr erster Dom ist. Aber Torcello ist jetzt verlassen und öde. Bis auf einige arme Fischer und Gärtner und dürftige Leute lebt dort Niemand und Fremde kommen selten hin, weil es keine solche anziehende Kraft hat wie Murano mit

seinen Perlenfabriken, wie San Lazaro mit dem Kloster und den Druckereien der Mechitaristen, wie San Michele mit dem Gottesacker, den die treuen Hüter der Gräber, die Männer, die wie Abgestorbene und wie Selige auf Erden leben — die Capuziner in ihrem Kloster bewachen; wie der Lido, die große wüste Sandbank, welche die Lagune gegen das adriatische Meer beschützt und auf welcher die Juden ihre letzte irdische Ruhestatt finden. Derartiges hat Torcello nicht. Dafür hat es einige Grasflecke und etwas Buschwerk, wie man es an entlegenen Gewässern in unbebauten Gegenden zu finden pflegt. Zwischen dem niedern Gesträuch lag hie und da ein Marmorblock, der von einem längst verfallenen Gebäude übrig geblieben sein mochte. Diese geringen Trümmer machten die ganze Scenerie noch schwermüthiger und gerade das zog Sintram an. Was kümmerte ihn das muntere Leben auf der Piazza und das Treiben des Volks auf der Riva der Slavonier; — was San Marco's so großartige und so merkwürdig phantastische Herrlichkeit; — was diese Marmorkirchen, in denen sich Gian Bellini's und Tintoretto's Meisterwerke noch auf derselben Stelle befinden, für welche sie gemalt wurden; — was diese Palläste, auf deren Architektur der Einfluß des Orients, der Verkehr mit der Levante, die Be-

rührung mit Cairo und Damaskus sich geltend macht und mit Palladio's königlichem Styl zu einem neuen, dem venetianischen Styl verschmilzt; — was diese Bilder von Titian, Palma und Giorgione, die ihren Pinsel in Farben von flüssigen Diamanten tauchten. Das Alles ließ ihn ganz gleichgültig.

„Für lebende Wesen mag das wunderschön und höchst interessant sein; aber nicht für Schatten, die keinen Antheil am Glück und an der Freude des Lebens haben," sagte er zu seiner Mutter, wenn sie versuchte, ihn aus seiner Gleichgültigkeit zu wecken.

Ihre Sorge um ihn war so groß, daß sie ihm keine Vorwürfe machte und keines ihrer scharfen Worte fallen ließ. Der Baron aber theilte nicht in gleichem Maß diese Sorge. Er war überzeugt, daß Sintram sich viel besser befinden würde, wenn er sich zerstreuen ließe und deshalb antwortete er:

„Nein, Fritzi, Du bist kein Schatten, allein Du bist eigensinnig. Was hast Du davon, stundenlang auf dem Torcello im Grase zu liegen. Torcello ist wie ein großes Nest für Wasservögel, aber gar kein Aufenthalt für Menschen."

Sintram lächelte schwermüthig, fuhr nach Torcello, legte sich in's Gras oder setzte sich auf einen Marmorblock und brütete über seine Vergangenheit, die rabenschwarze — und über seine Zukunft, die sonnen=

hell wurde, wenn Christiane, wie eine gute Fee, sie belebte, sonst aber in Nacht verhüllt blieb.

Aus Blankenberghe hatte ihn ein Arzt fortgeschickt, ohne ihm auch nur *ein* Bad zu gestatten: der Wellenschlag sei zu gewaltig für ihn; er brauche die weiche Luft der Lagune und die warmen Wellen der Adria. Ihm war dieser Ausspruch gleichgültig, seiner Mutter hingegen höchst willkommen, weil Venedig auf dem Wege nach Rom lag. Jetzt waren sie schon vier Wochen in Venedig, gleichwohl schien sich Sintram's Zustand nicht gebessert, sein Nervensystem nicht gehoben zu haben.

„Wir müssen abreisen!“ sagte die Baronin zu ihrem Gatten: „mir scheint, daß die Lagunenluft erschlaffend, folglich nachtheilig wirkt.“

„Nachtheilig, Minettchen? das finde ich durchaus nicht!“ versetzte er: „ich meine, es sei ein unvergleichlich angenehmes Leben in Venedig.“

„Lieber Freund, Du weißt, daß wir nicht Deinetwegen in Venedig sind und daß Du Dich überall eines vollkommnen Wohlbefindens erfreust. Ich habe nur Sintram im Sinn.“

„Wenn er so lebte, wie ich, würde er bald seine Hypochondrie verlieren; meinst Du nicht, Minettchen?“

Was sie meinte, sei dahingestellt; sie sagte:

„Es ist nicht Jedem gegeben, mit Vergnügen den ganzen Tag vor den Kaffeehäusern des Marcusplatzes zu sitzen um Tagesblätter zu lesen, zu rauchen, Gefrornes zu vertilgen und die Menschenmenge anzuschauen. Es freut mich, daß es Dich unterhält, mein lieber Freund, allein Sintram bedarf etwas Anderes.“

„Aber, Minettchen! hier gibt es ja so ungeheuer viel Anderes, eine solche Masse von Curiositäten, daß er die Auswahl haben könnte vom Polichinell-Kasten bis zur Fenice — und so in allen Dingen!“ rief der Baron enthusiastisch wie noch nie.

„Poetische Naturen, mein lieber Freund, gehen ihre eigenen Wege.“

„Macht er Verse auf Torcello?“ rief der Baron neugierig.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete sie ungeduldig: „allein seine Gesundheit bessert sich hier nicht — das weiß ich. Deshalb können wir uns in den nächsten Tagen auf den Weg nach Rom machen und am 1. Oktober dort eintreffen. Der Oktober ist der einzige Monat, wo die Luft in Rom gesund ist: den wollen wir benutzen um zu unserm eigentlichen Ziel zu gelangen und Anfang November, froh wie Gefangene aus dem Kerker, nach Waldhaus zurückkehren, wo

denn Sintram ein neues Leben beginnen und ohne Zweifel seine Gesundheit herstellen wird."

Selbstverständlich stellte der Baron diesen Anordnungen nichts entgegen. Er wollte sich nur schleunigst auf den Marcusplatz begeben, um die Genüsse, die Venedig ihm bot, um keinen Augenblick zu verkürzen.

Da kam der Diener und überreichte der Baronin einen großen Brief.

„Höre doch erst, wie es auf Waldhaus steht," sagte sie zu dem Baron, der pflichtschuldigst seinen Platz wieder einnahm.

Sie erbrach den Umschlag. Es fielen verschiedene Briefe heraus.

„Ach! von der guten Emerenz!" rief sie und öffnete den Brief der Gräfin von der Argen. Doch bevor sie die erste Seite gelesen hatte, nahm ihr Antlitz einen solchen Ausdruck an, daß der Baron ganz beängstigt fragte:

„Was ist denn auf Argenfels vorgefallen, Minettchen? ist ein Unglück geschehen?"

„Ja, für uns .... ein großes Unglück! Christiane ist verlobt mit dem Oberst Diethelm von Thierstein, der den Abschied genommen hat und ein Landgut zu kaufen sucht nicht allzufern von Argenfels," sagte die

Baronin so erstarrt, als habe sie eine Kunde aus der Geisterwelt bekommen.

„Das wird dem armen Fritzi recht leid sein," seufzte der Baron niedergeschlagen.

„Ich sollt' es meinen!" brach sie aus: „Sein Herz hing in ganz unbegreiflicher Weise an dieser Christiane, die so wenig seiner werth ist, daß sie ihm einen Thierstein vorziehen kann. Und die falsche Emerenz! . . . . Wie viel Theilnahme hat sie mir wegen Sintram vorgeheuchelt! . . . . Doch meine Bitte, Christiane frei zu halten bis Sintram frei ist und als Bewerber auftreten kann — die erfüllt sie nicht . . . . und Christiane ist nun für ihn verloren. Es wird ihn zerschmettern. Wie soll man ihm die Nachricht beibringen?"

Sie war ganz fassungslos, weil ihr Hirngespinnst der Wirklichkeit der Verhältnisse nicht Stand hielt, dermaßen hatte sie sich in ihren Lieblingswunsch eingesponnen. Als er in Nichts zerrann, schien es ihr als werde sie von Gott und Menschen, von Himmel und Erde feindselig behandelt. Der Baron hingegen suchte sich wie immer so auch jetzt zu trösten und sagte:

„Minettchen, gräme Dich nicht zu sehr und bedenke, daß er früher Christianerl nicht leiden konnte. Er muß sich nur auf die Insel Wight besinnen, dann

wird auch er sich kein graues Haar wegen dieser Verlobung wachsen lassen."

Diese nüchterne Auffassung einer Begebenheit, welche sie über die Maßen tragisch fand, entrüstete die Baronin dergestalt, daß sie sich schweigend in ihre Gemächer zurückzog und ihren Gatten seinen Betrachtungen überließ. Er war aber mit denselben zu Ende.

Kein Mensch kann etwas für, etwas gegen dergleichen Catastrophen thun .... ich auch nicht! So sprach er beruhigend zu sich selbst und begab sich nach dem Marcusplatz. — —

Sintram war keine jener Naturen, die aus dem Schmerz höhere Inspirationen schöpften, keines jener Talente, die in Stürmen und Kämpfen mit sich selbst und der Welt sich entwickeln und stark werden, keiner jener Charactere, die, wenn auch das Schicksal sie zu Boden warf, die Fluth des Leidens über sich hinbrausen lassen und ungebrochen sich wieder erheben. Kraftlos, rath- und thatlos, ließ er sich treiben von Umständen, schaukeln und wiegen von schwächlichen Gefühlen. Dazwischen erfaßte ihn zuweilen eine unerhörte Langweil und er wünschte zu arbeiten, wie der Fischer, der seine Netze auswirft, wie der Schiffer, der seine Segel ausbessert. Diese Langweil erfaßte

ihn auch jetzt auf Torcello. Er sprang auf und zu seiner Gondel.

„Komm'!" rief er dem Gondolier zu: „laß uns hinausfahren zu den Murazzi."

„Das ist zu weit, Signor! man verläßt die Lagune und kommt in's offene Meer. Ein Mann ist nicht im Stande Sie hinzuführen, denn bei diesem Winde gibt es an den Murazzi starke Brandung."

„Ich helfe Dir mit rudern!"

„Ich habe nur meine beiden Ruder und die habe ich selbst nöthig. Ueberdas, Signor, weiß ich nicht, ob Sie unsre Art zu rudern kennen" .... —

„So suche Dir hier einen Gefährten! ich will endlich einmal die Murazzi sehen."

„Ach, Signor, Sie werden Sich sehr wundern, wenn Sie die Murazzi sehen, denn was sind die gegen eine Eisenbahnbrücke über die Lagune."

„Es war ein großes Werk eine stundenlange Böschung von Marmorquadern längs der Küste aufzuführen, damit das Meer nicht ein Sandkorn vom Festland wegspüle, das für Venedig so spärlich gemessen und so kostbar war," sagte Sintram in so gebrochenem Italienisch, daß der Gondolier keine Sylbe verstand, sondern nur „Si! Si!" sagte. Sintram hielt dies für eine Einwilligung und rief:

„Nun denn frischauf zu den Murazzi!"

Allein der Gondolier widersetzte sich dem Ansinnen so entschieden, daß ein heftiger Streit ausbrach, der zuerst einige Kinder, dann ein Paar Frauen und Männer herbeizog und der damit endete, daß Sintram in einer größeren Barke und mit zwei Ruderern nach den Murazzi fuhr und seine Gondel seine Rückkehr nach Torcello daselbst erwartete.

Darüber vergingen aber Stunden. Die Mittagssonne brannte auf das Wasser und auf die offene Barke und eine schwere brütende Hitze machte die Fahrt nichts weniger als angenehm. Plötzlich erhob sich ein leichter Wind, den Sintram sehr erquickend fand, der aber im Nu eine schwarze Wolke vor sich her trieb, aus welcher ein Unwetter von Blitz, Donner und Regen hervorbrach. Nach einer halben Stunde war der Himmel wieder blau und klar und die Sonne wieder licht und warm, wie das bei diesen heftigen italienischen Gewittern gewöhnlich der Fall ist; aber Sintram, der seinen Regenmantel in der Gondel vergessen hatte, fühlte sich durch und durch erkältet und eisige Schauer durchrieselten ihm Mark und Bein. Er stieg bei den Murazzi aus und die Bewegung in der warmen Luft trocknete auch bald seine Kleider. Höchst zufrieden die Murazzi gesehen zu haben fuhr er nach Torcello und von dort nach der Stadt zurück, wo seine Eltern ihn mit Besorg-

niß und Ungeduld erwarteten, theils wegen des Gewitters, theils wegen des Briefes aus Argenfels. Da er in guter Laune war, seine Expedition ganz lebhaft beschrieb und des Gewitters nur beiläufig erwähnte: so fand die Baronin es gerathen seine gehobene Stimmung zu benutzen um ihm den Schlag minder fühlbar zu machen. Sie reichte ihm den Brief der Gräfin indem sie sagte, so kühl und gelassen wie möglich:

„Das Schicksal ist uns immer so wenig günstig gewesen, daß diese neue Tücke uns nicht überraschen darf."

Sintram las und wurde erdfahl.

„Das Leben ist eine Kette von zerstörten Hoffnungen," setzte sie hinzu.

„Dies war die schönste . . . . und es ist die letzte," antwortete er kalt.

„O nein!" rief sie: „in Deinem Alter liegt die ganze Welt vor Dir! Laß uns nur recht bald nach Rom aufbrechen. Die Hauptsache ist, daß Du frei wirst und in Freiheit leben und handeln kannst. Auf diesem Standpunkt gewinnst Du wieder Muth, Frische und Entschlossenheit — das ist meine feste Ueberzeugung."

„Ich muß ihn nur erreichen können," versetzte er.

„Ja ja, Fritzi!“ nahm der Baron das Wort, „der linke Schloßflügel wird ausgebaut . . . . das steht fest.“

„Ich fühle mich über die Maßen ermüdet . . . . ich muß mich zur Ruhe begeben,“ sagte Sintram und ging in sein Zimmer.

„Mein Gott, Minettchen, er ist so gleichgültig! das will mir nicht gefallen!“ seufzte der Baron ängstlich.

„Soll er etwa kindisch weinen oder thöricht wüthen?“ fragte sie hart und verächtlich.

„Nein, Minettchen, ach nein! das gerade nicht! aber er könnte doch reden, doch sagen wie ihm um's Herz ist.“

„Nun und dann?“

„Dann wüßte man doch Bescheid.“

„Ich, mein lieber Freund, ich weiß zur Genüge Bescheid im Herzen meines Sohnes, auch wenn er schweigt.“

„Es würde ihm eine Erleichterung sein.“

„Wäre das der Fall, so würde er es ohne Zweifel thun.“

„Gleichviel! ich gehe zu ihm.“

An der Thür von Sintram's Zimmer kam ihm sein Kammerdiener entgegen und meldete, der Herr Baron wolle schlafen und ungestört sein.

„Mir schien, daß er Fieber habe,“ setzte der Kammerdiener hinzu: „der Gondolier sagte der Herr Baron sei bis auf die Haut durchnäßt worden in der offenen Barke und ohne Regenmantel.“

„Still! still! die Frau Baronin darf es nicht erfahren, Ernst .... und morgen befindet er sich hoffentlich besser.“

Als die Baronin allein war legte sie die Hand über die Augen um vor sich selbst ihre Thränen zu verbergen.

Die Krone des Lebens.

„Mama, wir finden Nußdorf reizend — was die Lage, und vortheilhaft was die geschäftliche Seite betrifft“ — erklärte Christiane bei ihrer Heimkehr — „und im Uebrigen auch sehr passend, weil so viel einzurichten, das Haus bewohnbar zu machen, der Garten anzulegen ist. Das schickt sich so recht für uns Anfänger. Wir haben Spielraum für unsern Geschmack und unsere Thätigkeit, und beginnen ganz klein.“

„Ich bewundere aufrichtig Christiane,“ sagte Thierstein, „daß sie sich mit der größten Entschiedenheit für Nußdorf aussprach; denn es gehört Entsagung dazu wenn man von Argenfels dahin kommt.“

„Jugendmuth, lieber Thierstein, keine Tugend!“ sagte die Gräfin lächelnd: „Bewundern Sie nur ja nicht diese Christiane, die großer Nachsicht bedarf.“

„Das ist wahr,“ sagte Christiane mit Ueberzeugung.

„Wird die junge Frau im Anfang der Ehe sehr von dem Gatten bewundert, so vergißt sie gar leicht, daß er der Herr sein soll, was denn doch, wenn rechte Ordnung besteht, über kurz oder lang hervortreten muß.“

„Ich werde es nie vergessen, Mama,“ betheuerte Christiane: „denn ich weiß,“ setzte sie hinzu und wendete sich mit ihrem reizenden schelmischen Lächeln an Thierstein, „daß da wo rechte Ordnung ist, neben dem Herrn — seine Herrin steht. Nicht wahr, lieber Diethelm?“

Und munter lachend hüpfte sie aus dem Zimmer.

Nach einigen Tagen als die nothwendigen Geschäfte bezüglich Nußdorfs abgemacht waren, ging Thierstein zu seinem Bruder um Winfried abzulösen; — aber Winfried kam nicht zurück. Er schrieb seiner Mutter, da er nun einmal dort oben sei, wolle er das ganze Schwabenland und den schönen Bodensee etwas kennen lernen, wozu ihm vielleicht nie wieder die Gelegenheit geboten werde. Von seinen verschiedenen Streifzügen werde er immer wieder zu Valerian zurückkehren, dessen Befinden so normal und so beruhigend wie möglich sei; dadurch werde Diethelm frei, dessen Anwesenheit auf Argenfels in dieser Zeit willkommener und nöthiger als die seine sei.

Die Gräfin lobte laut dies Vorhaben und dankte im Stillen Gott dafür; denn es ging daraus hervor, daß Winfried entweder nicht die Gefühle hatte, die ihre Besorgnisse erregten, oder daß er sie zu überwinden trachtete. Das eine wie das andere war erwünscht und tröstlich, und mit zarter Rücksicht für ihn und Rosmary behielt sie ihre Beobachtung als Geheimniß für sich. Ja, als Antonie zur Antwort auf jenen Brief ihr schrieb: „Ich bin froh, liebste Mama, daß Du endlich Deine klugen Augen aufgemacht und erkannt hast," — ließ die Gräfin die Sache fallen ohne sie mit einer Sylbe zu berühren, so daß die Fürstin wieder ganz irr wurde, denn eben so entschieden wie die Gräfin Rosmary nicht zur Schwiegertochter haben wollte, — wollte sie auch von dieser und deren tadellosem Character und Benehmen jeden Hauch eines Geredes, jedes Atom eines Tadels fern halten. Darum schwieg sie gegen Alle.

Ja, Winfried war fest entschlossen, Rosmary wo möglich gar nicht oder mindestens dann erst wiederzusehen, wenn er genug seiner selbst sicher war um jeden Ausbruch des Gefühls zu unterdrücken. Denn um ihre Liebe betteln — das konnte er nicht! Wollte, durfte, konnte sie ihm nicht ihr Herz schenken, was wäre es dann für eine armselige Befriedigung ihr

das seine aufzudrängen. Nein, sie liebte ihn nicht! denn warum hätte sie es ihm nicht gestanden? Fürchtete sie Schwierigkeiten, unbesiegbare Hindernisse, so hätte sie ja sprechen können: „Ich liebe dich, doch wir müssen uns trennen.“ Aber nein, kein solches Wort sprach sie . . . . sondern ganz einfach und entschieden, freilich traurig: „Vergessen Sie Rosmary.“ — Wohlan! so wollte er sie denn vergessen, das erste, das einzige weibliche Wesen, an dessen Besitz er die Zuversicht auf ein dauerndes, ein heilbringendes, ein edles Glück geknüpft hatte. Und war es nicht möglich sie zu vergessen, so wollte er wenigstens ihr schönes Bild so tief in seine Seele zurückdrängen, daß es vor ihm selbst verschleiert blieb.

„Ich gönne ihm seine Streifzüge,“ sagte Christiane, „aber wenn er nicht hier ist und Diethelm auch nicht, so kommt es mir hier ganz öde vor, oder wie in einem Kloster . . . . Papa zählt nicht! — lauter Frauen.“

„Gewöhne Dich daran ganz allein, auch ohne Frauengesellschaft, zu sein,“ versetzte die Gräfin, denn das wird künftig oft genug geschehen, wenn Thierstein seinen Geschäften nachgeht.“

„Ich werde sie mit ihm zu theilen suchen.“

„Mit Maß, Christiane, mit Maß! Eine Frau,

die ihrem Gatten nicht von der Seite weicht, wird ihm mit der Zeit ganz unerträglich."

„Das finde ich stark, Mama! Es würde mich sehr frappiren, wenn Diethelm mich eines guten Tages unerträglich fände."

„Deshalb benimm Dich so, daß Du ihm dazu keine Veranlassung gibst, mein Kind. Zarte Zurückhaltung ist für eine junge Frau ebenso nothwendig wie ein freundliches Entgegenkommen — Beides am rechten Ort und zu rechter Zeit."

„Mir scheint der Ehestand mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft zu sein," erwiderte Christiane nachdenkend.

„Gewiß, meine Tochter! Denke nur an das alte Sprichwort: Ehestand — Wehestand."

„Und Du thust Alles, Mama, um ihn mir so schwer wie möglich vorzustellen," rief Christiane fast weinend.

„Gewiß! denn Du sollst über Deinen rosenrothen Jugendträumen nicht vergessen, daß Du Dich im Ehestand heiligen sollst und daß, so lange die Welt steht, kein Mensch es je dahin gebracht hat, sich durch rosige Phantasien, spielend und scherzend zu heiligen. Das geschieht nur durch gründliches Erkennen und ernstes Erfassen dieser erhabenen und schweren Aufgabe."

„Du hast immer Recht, Mama, und ich habe immer Unrecht!“ seufzte Christiane: „Wie es mir noch im Ehestand gehen wird — das weiß Gott allein!“

„Und der wird Dir auch beistehen, mein Kind.“

„Aber Winfried darf durchaus nicht an unserm großen Fest- und Freudentag, der nur Einmal im Leben gefeiert wird, hier fehlen! Bitte, Mama, schreibe ihm das.“

„Er wird sich schon bis zum November einfinden.“

„Sabine wünscht lebhaft, daß er nicht zu spät komme .... nicht wahr, Rosmary? .... Bitte, sag' ihm auch das, Mama.“

„Wie geräth Sabine auf diesen Wunsch?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Sie hat, glaub' ich, einen Polterabendscherz sich ausgedacht, wozu sie Winfried nöthig hat. Ich darf die Sache nicht wissen .... der Ueberraschung wegen! allein man hört doch dies und das, und es thäte mir leid, wenn Winfried eine Störung machte.“

„Wir wollen ihm also bis Anfang November Urlaub geben; aber vierzehn Tage vor dem 21sten muß er hier sein. Dies Ultimatum will ich ihm im nächsten Brief verkünden,“ sagte die Gräfin und ging dann im Gespräch mit Christiane auf tausend

Gegenstände über, welche die Einrichtung von Nußdorf betrafen.

So friedlich und freundlich wie das Leben für Christiane — so kampf- und leidenvoll war es für Rosmary. Sie sah, daß Winfried ihr Wort ernst genommen hatte. Es war das Rechte, das Richtige — und es schmerzte sie doch namenlos! Sie hatte Augenblicke wo sie sich wegen dieser Schwäche tief verachtete; andere wo sie sich tief bemitleidete wegen der unheilvollen Verstörung, die so ganz ohne ihre Schuld in ihr friedliches Leben eingebrochen war; noch andere wo unbestimmte Hoffnungen sich regten und die Vernunft besiegen wollten. Es geschah ja so viel Unerwartetes, Ueberraschendes; konnte nicht auch für sie eine Wendung zum Glück eintreten? Sie stellte sich vor wie es sein würde, wenn Winfried vor der ganzen Familie, die sich nun bald so froh und so einig versammeln würde, erklären wollte: Ich liebe Rosmary, meine Braut ist Rosmary. Welch ein Donnerschlag für Alle! nirgend ein freundliches Auge, ein Händedruck, ein Wort des Willkommens — nirgends! Alle wendeten sich von dem Eindringling ab. O! es war leichter zu sterben, als so etwas hervorzurufen und zu ertragen. Aber ach! man stirbt nicht! Nur das Herz soll sterben . . . . ersterben . . . . und ringt in der Agonie mit Gewalt nach

dem Leben, das im Morgenlicht der Liebe vor ihm liegt, wie vor dem Auge des Ertrinkenden ein lachendes, blumenreiches Gestade.

Nein! dies ist allzu unwürdig! sprach sie zu sich selbst, nachdem sie eines Tages in der heiligen Messe mit aller Inbrunst gebetet hatte: Habe ich nicht immer verlangt mich ganz als Opfer an Gott hinzugeben? . . . . Habe ich nicht immer erkannt, daß mein Weg durch die Zeit in die Ewigkeit ein Weg der Trübsal, ein Weg des Kreuzes sei? . . . . Und jetzt diese gränzenlose Schwäche! diese Empörung gegen ein Paar Tage des Leidens! dies Verweilen in Verhältnissen, welche den Kampf furchtbar erschweren, weil sie fort und fort an Winfried erinnern. Ich muß Argenfels verlassen! — Sie schauderte; . . . . aber nicht über das ungewisse Wohin? sondern über die Gewißheit, daß sie dann nie und nimmer Winfried wiedersehen werde. Konnte sie nicht für einige Zeit, für diesen Winter etwa fortgehen und nach seiner Abreise zurückkehren? Sie war ja der Gräfin so nützlich, ... fast unentbehrlich! — Versuchung hinweg! sagte sie traurig lächelnd: das ist nicht die Weise, wie ich diese unselige Liebe überwinde. Ich würde immer die Hoffnung festhalten ihn wiederzusehen und vielleicht, ach! vielleicht ihm den Kampf erschweren mich zu vergessen. Nein! . . . .

es ist besser ich scheide .... für seinen und meinen Frieden besser .... und ohne Frieden mit Gott und mit mir selbst kann ich nicht leben, ... nicht menschenwürdig leben, weil ich in Sclaverei qualvoller Leidenschaft bin. Ich gehe .... aber wohin? .... — — — Ja, wohin? So weit der Himmel blau war wußte sie keine Stätte für sich. In der Nähe zu bleiben wäre Unsinn gewesen — und wie sollte sie zu fremden Menschen in der Ferne gelangen? — Es gibt eine Menge Leute, welche meinen mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen müsse man frischweg in's Kloster gehen: das sei so eine Art von Sanitätsanstalt. Mochte Rosmary vor Jahren an das Kloster gedacht haben — jetzt dachte sie nicht daran, denn während ihres ganzen fast dreijährigen Aufenthaltes in Argenfels war nie der Wunsch in ihr aufgestiegen, im Kloster Gott zu dienen. Wie hätte er jetzt in ihr erwachen sollen! — Der Ruf Gottes muß in's Kloster führen. Der kann an eine Seele ergehen vor welcher die Welt im Sonnenglanz — und an eine Seele vor welcher sie in Winternacht liegt. Der Ruf Gottes! Das ist etwas ganz Anderes, als das Verlangen eines frischen Herzens, als das Bedürfniß eines wunden Herzens. Es ist ein Geheimniß Gottes. Dieser Ruf erging nicht an Rosmary. Sie verblieb in ihren Aengsten, ihren

Qualen, unablässig bemüht ihre Kämpfe im innersten Herzen vor jedem menschlichen Auge zu verbergen und mit besonderer Aufmerksamkeit ihre Pflichten zu erfüllen. Damit verging die Zeit, der November rückte immer näher und mit ihm Winfried's Heimkehr. Er hatte am Bodensee alte Freunde gefunden, mit denen er nach Tirol gegangen war um etwas Alpenjägerleben zu führen; aber er versprach den Termin inne zu halten, den ihm die Gräfin gesetzt hatte. Inzwischen war Julian nach Argenfels gekommen und Sabine ritt ein paar Mal wöchentlich hinüber und berieth mit ihm und mit Rosmary was und wie Alles zu veranstalten sei. Die ganze Familie war entzückt von Sabine. Julian, der nicht sehr schwärmerisch angelegt war, sagte einmal ganz phlegmatisch:

„Ich glaube ich begehe den dummen Streich mich in Sabine zu verlieben."

„Ich lobe Dich, mein Sohn, daß Du so weise bist uns auf Deine dummen Streiche vorzubereiten," sagte der Graf lachend.

„Aber Julian, was fällt Dir ein!" rief Christiane entrüstet: „wie kannst Du das einen dummen Streich nennen Dich in ein so liebenswürdiges Wesen zu verlieben. Das wäre ganz in der Ordnung. Alle

Männer müßten ihr zu Füßen liegen . . . . wenn sie es erlaubte."

„Auch ich?" fragte Thierstein.

„Das gerade nicht . . . . weil es immer Ausnahmen von der Regel geben muß. Aber es würde mich beglücken, wenn Sabine meine Schwägerin würde."

„So weit habe ich noch gar nicht gedacht," versicherte Julian immer ganz phlegmatisch.

„Abermals sehr weise, Julian! ich bin höchst erfreut Dir so viel Lob spenden zu können," sagte der Graf.

„Und ich gestehe Dir, Julian, daß sich nicht auf Dich mein Wunsch bezog."

„Woher nur diese plötzliche Begeisterung für ein Nachbarskind?" fragte Thierstein.

„Es gab in Christianen's Leben eine Zeit, wo sie den Verkehr mit Sabine unter ihrer Würde hielt," antwortete die Gräfin lächelnd, „denn erstens ist Sabine zwei Jahr jünger als sie und zweitens lernte Sabine kein Latein."

„Wie Du mich immer demüthigst, Mama!" warf Christiane ein.

„Durch das lange Leiden von Sabinen's Vater war unser Umgang sehr gehemmt," fuhr die Gräfin fort: „Die ganze Familie ging vor zwei Jahren

nach Madeira, des Vaters wegen, der aber dort starb. Sie kam zurück in tiefer Trauer, ging dann auf Monate zu den Großeltern — und so kommt es, daß Sabine eine neue Erscheinung ist . . . . doch ganz gewiß nicht wegen ihrer Neuheit so viel Beifall findet, sondern wegen der Vereinigung gar mancher liebenswürdigen und guten Eigenschaften. Ich würde sie mit Freuden als meine vierte Tochter willkommen heißen."

„Man behauptet ja," versetzte Thierstein, „daß sich bei einer Hochzeit gewöhnlich Faden anspinnen, die zu einer andern Hochzeit führen. Wer weiß was hier geschieht."

„Silentium über diesen Punkt, meine Lieben!" sagte der Graf: „es gibt so zarte Verhältnisse, daß ein voreiliges Wort genügt um sie zu zerstören."

„Morgen früh um zehn Uhr kommt also diese unvergleichliche Sabine," sagte Julian, „und dann begeben wir uns an große Dinge, Sie, Fräulein Rosmary und meine Wenigkeit im Vordertreffen und in der Reserve Dein fac totum, Mama, der unschätzbare Lewold und ein Schreiner."

„Und ich werde es machen wie die Kinder, die neugierig durch's Schlüsselloch lugen, während die Mutter die Weihnachtsbescheerung ordnet und den Christbaum anzündet!" rief Christiane.

„Wie seid Ihr zu beneiden, meine Kinder, daß Ihr Euch mit großen Dingen abgebt, die durch's Schlüsselloch zu belauschen sind!" sagte der Graf tief seufzend: „Mir wird es schwer mich von den Dingen abzuwenden, die vor unsern Augen geschehen und die der Zeit, die sich eine erleuchtete, eine freie zu nennen sucht, das Brandmal der Lüge auf die Stirn drücken, denn ihre Thaten sind die der Finsterniß und der Knechtsgesinnung. Die Verfolgung der Kirche tritt in einer Weise auf, die jenes Apostaten würdig ist, der Deinen Namen trägt, Julian."

„Ja! . . . . aber was sagte der heilige Athanasius über das Beginnen des Apostaten?" versetzte Julian: „Er sprach prophetisch: „es ist eine Wolke, die vorüberzieht;" — und was sprach er selbst in seiner letzten Stunde, die so unerwartet ihn ereilte? — „Galiläer, du hast gesiegt." So und nicht anders wird es auch jetzt sein."

„Zuvor aber bringt die Wolke unberechenbares Verderben, das in barbarische Zustände zurückdrängt, denn Barbarei und Despotie bedeuten eines und dasselbe: Entwürdigung der Menschheit," versetzte der Graf.

„Das mit dem Galiläer soll apokryph sein, weißt Du, Julian," sagte Christiane: „thut aber nichts!

wenn auch nicht gesagt — gedacht hat der Apostat es ganz gewiß.“ — —

Ein Diener unterbrach das Gespräch, indem er dem Grafen ein Schreiben mit breitem Trauerrand überreichte. Alle Augen wendeten sich gespannt auf den Grafen. Es war eine gedruckte Anzeige vom Baron und der Baronin Uglas, daß Sintram in Venedig am Nervenfieber im dreißigsten Lebensjahr verschieden sei. Alle waren tief erschüttert. Mit Thränen sagte die Gräfin:

„Der Einzige! im schönsten Mannesalter! . . . . im Grabe! — O arme Theophile.“

„Seine schreckliche Frau ist nun frei — und er wäre es so gern gewesen,“ sagte Christiane.

„Er ist es jetzt in anderer Weise,“ nahm der Graf das Wort: „ihn selbst kann ich wenig beklagen. Es war so etwas Unvollkommenes in seinem Character, seinem Geist, seiner Richtung, nichts Bestimmtes, nichts Ausgeprägtes — vielleicht Folge seiner Erziehung, vielleicht seiner natürlichen Anlagen. Dazu eine zerrüttete Gesundheit, ein zerrüttetes Herz, eine zerrüttete Lebensstellung. Armer Sintram! . . . . Aber die Eltern in ihrer gänzlichen Vereinsamung sind unaussprechlich zu beklagen. In welchem Zustand sie sind geht daraus hervor, daß wir eine gedruckte Todesanzeige bekommen. Vermöchte es Theo-

phile von ihrem Verlust zu sprechen, so hätte sie gewiß geschrieben. Meinst Du nicht, Emerenz?"

Die Gräfin murmelte so etwas wie eine Zustimmung. Sie hatte die Ueberzeugung, daß die Baronin ihr wegen Christianen's Verlobung auf's Aeußerste zürne. Der Graf fuhr fort:

„Wirst Du ihr nicht morgen ein Paar tröstliche Worte schreiben, Emerenz?"

„Es wird sie viel mehr freuen, wenn Du es thust," entgegnete sie lebhaft. „Ein dictando hat immer etwas Frostiges."

Später, unter vier Augen mit ihm, theilte sie ihm den wahren Grund ihrer Ablehnung mit.

„Die gute Theophile kommt durch ihren Eigensinn auf ganz krankhaft fixe Ideen," antwortete er: „vielleicht hält sie Dich und Christiane für so etwas wie Sintram's Mörderinnen."

„Gott bewahre!" rief die Gräfin erschreckt.

„Und in jedem Fall ist es am Besten, daß ich ihr theilnehmend und unbefangen schreibe." — — —

Diese Gespräche, diese Nachricht, Sabinen's Leben und Sintram's Tod, erschütterten Rosmary bis auf den Grund ihrer Seele. So elend war Sintram geworden, so früh war er gestorben! wo war das Glück, das er durch seine verkehrte Ehe zu erringen, zu ertrotzen hoffte? Nein! ein friedliches Glück ist

nicht denkbar in einer gemischten Ehe und eine Ehe, in der freilich die Religion dieselbe ist, aber alle andern Verhältnisse verschieden sind, ist auch gemischt. Hingegen Winfried's und Sabinen's Verbindung, wie war sie harmonisch für die Betreffenden, sympathisch in zwei Familien und gut geheißen in größeren Kreisen! wie traf und paßte Alles zusammen und rundete sich Alles ab um sie zu Stande zu bringen und zu einem glücklichen Ende zu führen! — — Ja, mein Gott, ich erkenne es . . . . ich sehe es ein . . . . das wird kommen! Aber es ansehen, es hier erleben — das kann ich nicht! . . . . Ich muß fortgehen, mein Gott! führe du mich hinweg . . . . o von hier hinweg, wo ich so glücklich war bevor ich ihn kannte — und als ich ihn kannte . . . . selig.

So rang sie in Trostlosigkeit mit ihrem Herzen, denn Alles wollte sie festhalten. Wie traulich war ihr Zimmer, behaglich eingerichtet, warm und geschützt gegen den Sturm, der draußen tobte. Da stand ihr kleiner Schreibtisch; dort ein großes Korbgeflecht voll der schönsten Blumen; hier lagen Bücher, Tagesbrochüren; lauter Dinge, die sie früher nicht kannte! . . . . Eine halb aufgeschnittene Brochüre! . . . . würde sie zu Ende sie lesen? — Trotz des Sturmes öffnete sie die Vorhänge, die Läden und

das Fenster und blickte hinaus. Es war eine Mondnacht, aber der Sturm trieb Wolken über Wolken am Himmel auf, ein düsteres Heer, das sich fort und fort über den Mond dahinwälzte, als ob empörte Titanen eine friedliche Gottheit mit Untergang bedrohten, als ob böse Geister gegen etwas Heiliges anstürmten oder .... als ob gegen eine Seele ihre eigene Leidenschaft kämpfe. Dieser Gedanke sprach sie an. Theilnehmend blickte sie auf die Wolkenzüge. Zuweilen brach der Mond hervor und warf sein flüchtiges Licht auf einzelne Punkte, auf den Platanenhügel, wo keine Rosen mehr blühten, oder auf den Strom, der dann wie eine glitzernde Schlange zwischen den dunkeln Ufern sich hinwand. Oder der Mond rollte plötzlich über die Wolken hin, eine Leuchtkugel, ein Phänomen, um in ihrem schwarzen Abgrund wieder zu verschwinden. Aber jetzt! wie war das schön! zur Gestalt eines Sarkophages zogen sich die Wolken zusammen und aus ihnen stieg in goldener ungetrübter Klarheit wie ein seliger Geist, der überwunden hat, das schöne Gestirn friedlich auf.

Ja! sagte sie und faltete die Hände: dies ist das wahre Ende von Allem und wie bald tritt es ein! denn Jahre, Jahre, sind doch nur kurz im Vergleich zur Ewigkeit. Und dann heißt es: „Dem Ueberwinder will ich die Krone des Lebens geben.“

Wer das Himmlische sucht, der findet es auch in irdischen Bildern. Ihr Entschluß stand fest: sie wollte morgen die heiligen Sacramente empfangen und dann an Frau Weiß schreiben, man möge sie unter irgend einem Vorwand umgehend durch ein Telegramm abrufen. — —

Durch den Nebel des grauen Oktobermorgens ging Rosmary zur Pfarrkirche hinab um ihr Opfer zu bringen und sich auf's Kreuz zu legen. Sie war zum Sterben traurig, denn ihr ganzes Leben entsank in eine unbestimmte Tiefe von Schmerz, von Verlassenheit, von Desolation, die sie nie gekannt, nie geahnt hatte. Still war ihr Herz so lange gewesen, daß sie nie an einen solchen Sturm geglaubt hätte! daß sie oft mit ruhigem Lächeln dachte, diese Gefahr drohe ihr nicht! Früher unter dem Druck ihrer Verhältnisse — später, in Argenfels, unter neuen Pflichten und vielfachen angenehmen Beziehungen, waren ihre Kräfte, Gedanken und Bestrebungen darauf gerichtet den Kreis ihrer Verpflichtungen so vollkommen wie möglich auszufüllen. Als jedoch ein stärkeres Gefühl in ihr erwachte, als ihr Herz zum Bewußtsein eines selbständigen Lebens kam, da richtete sich dessen ganze Machtfülle auf, brach überraschend hervor wie eine Quelle aus dem stillen grünen Wiesenthal und schien zu sagen: ich bin auch

da und will meine Wege gehen. Sie war eine kräftig angelegte Natur, starker Empfindung fähig. Als sie liebte war es eine starke Liebe. Diese Stärke drängte sie aber auch zum Opfer hin: das war die goldene Frucht ihrer Uebung der Pflichttreue, der Selbstverleugnung. Jetzt rang die starke Liebe gegen das starke Bewußtsein eines unabweislichen Opfers. Es war ein Kampf bis zur Agonie. Aber sie hielt ihn aus. In der Kirche, bei dem heiligen Meßopfer, zu Füßen des Altars fand sie ihr Gethsemani. „Dein Wille geschehe," sprach sie. Wie ein Opferlamm war sie hinab gegangen und wie eine Opferpriesterin stieg sie wieder von einer stralenden Morgensonne umleuchtet zum Schloß hinauf.

Unter dem Portal kam ihr schon Lewold entgegen höflich berichtend er habe sich erlaubt die Ankunft des Telegramms zu bescheinigen, das vor einer halben Stunde gekommen sei und im Zimmer des Fräuleins auf dem Schreibtisch unter einem Briefbeschwerer liege. Sie dankte ihm und flog die Stiege hinauf. Was konnte es sein? Wirre Möglichkeiten und Unmöglichkeiten schossen durch ihren Sinn. — — Da war das Telegramm. Ihr Herzschlag stoßweise und eine schwarze Wolke hing vor ihren Augen, als sie auf den Stuhl am Schreibtisch niedersank und den Umschlag öffnete. Da las sie:

„Die Mutter ist sterbend und wünscht Sie zu sehen. A. Weiß.“

Gott will es .... dies ist seine Fügung .... auf der Stelle soll ich gehen — sprach sie halblaut. Ein Diener trat ein und brachte ihr Frühstück.

„Bitte, sagen Sie mir wann geht ein Schnell- oder Courierzug hinauf?“ fragte sie.

„Um zwölf Uhr zweiundfünfzig,“ war die Antwort.

Es war jetzt gegen neun Uhr. Also noch ein Paar Stunden und sie verließ Argenfels und kam nie wieder .... nie! Gott will es so. An diesem Gedanken hielt sie fest und unter diesem Einfluß legte sie ganz stumpf einige Sachen und ein Paar Bücher in eine Reisetasche. Da schlug es neun Uhr und die Glocke rief zur Messe in die Schloßcapelle. Diese Glocke hatte Rosmary auch vom Platanenhügel und von Winfried hinweg — und zu Gott gerufen. Heute also zum letzten Mal sollte sie dieser Stimme folgen. Zum letzten Mal! Das ist immer ein ernstes Wort. Es ist ein Abschluß, es deutet ein Ende an, und der Mensch trägt in dieser Welt der Endlichkeit immer das Bewußtsein mit sich herum wie flüchtig Alles ist, was ein Ende hat — die Jugend, das Glück, Lust und Leid der Welt, das Leben — Alles! — Zum letzten Mal also in

die Capelle! — Da zogen die drei Jahre an ihrem innern Blick vorüber, die zwischen dem ersten Mal und dem Heute lagen und ein wunderbarer Trost überströmte ihre Seele, denn in diesen drei Jahren fand sie zwar Unvollkommenheit und Fehler in Menge; doch nichts was sie von Gott getrennt hätte — keine Sünde! Nein! auch nicht in dieser Liebe! —

Nach der Messe holte sie das Telegramm und ging zur Gräfin. Die Tagesordnung war so geregelt und wurde so pünktlich inne gehalten, daß die Gräfin ganz erschreckt war Rosmary so früh zu sehen.

„Ist etwas Ungewöhnliches vorgefallen?“ fragte sie hastig.

„Nur für mich,“ entgegnete Rosmary und reichte das Telegramm dar.

Die Gräfin überflog es und sagte herzlich:

„Das ist freilich eine traurige Nachricht, liebe Rosmary. Eilen Sie zu Ihrer guten Pflegemutter, denn es scheint ihr Ende nahe zu sein .... und kommen Sie zurück, sobald Sie die Pflichten einer guten Tochter erfüllten.“

Rosmary's Augen füllten sich mit Thränen und ihr Herzklopfen nahm so zu, daß ihr die Stimme versagte, denn sie wußte ja, daß sie zum letzten Mal

vor der Gräfin stehe. Sie kniete neben ihr nieder, bedeckte ihre Hände mit Küssen und sagte tonlos:

„Ich trete einen schweren Gang an .... o segnen Sie mich!“

„Gott segne Sie, liebe gute Rosmary! opfern Sie diesen Kummer Ihm auf. Er wird Sie trösten!“ sagte die Gräfin ganz ergriffen von diesem großen Schmerz, dessen wahren Grund sie nicht ahnte und umarmte zärtlich Rosmary. „Haben Sie denn auch Reisegeld? Lassen Sie Sich von Lewold einen Fußsack geben; er hat alles Pelzwerk in Obhut und Verschluß. Und gerathen Sie nur nicht in ein Rauch-Coupé. Sollte das Damen-Coupé besetzt sein, so fahren Sie in der ersten Classe. Es ist mir ganz beängstigend, daß Sie allein reisen.“

„Ich bin ja auch allein gekommen und erreiche schon heute Abend mein Ziel,“ sagte Rosmary.

Christiane und Sabine, letztere im Reitkleid, traten ein.

„Hier kommt die Tausendkünstlerin, Mama!“ rief Christiane und setzte überrascht und betroffen hinzu: „Was ist denn das! Rosmary weint!“

Die Gräfin gab die Erklärung. Beide junge Mädchen brachen in Klagen aus.

„Wie traurig! gerade in diesen letzten Tagen,

die ich auf Argenfels verlebe!" sagte Christiane und Sabine rief niedergeschlagen:

„Wer wird nun die Siegesgöttin darstellen!"

Unter dem Vorwand ihre Sachen ordnen zu müssen entfloh Rosmary und schloß sich in ihrem Zimmer ein, während Sabine sich umkleidete und dann in einem obern Saal zwischen Wandschirmen, Tapeten, Lattenwerk und Farbentöpfen hanthierte und während Christiane bei der Gräfin die vacante Stelle des Secretärs einnahm. Es ging Alles seinen Gang trotz der momentanen Lücke. Niemand wähne unentbehrlich zu sein.

Der Saal, in welchem die Bühne aufgeschlagen werden sollte, lag auf demselben Gang wie Rosmary's Zimmer. Als die Stunde zum Aufbruch kam, ging Rosmary zuerst zu Sabine um ihr Lebewohl zu sagen, zu dieser Sabine, in der und für die sich Alles vereinigte um dereinst, als Winfried's Gattin, glücklich zu sein .... glücklich zu machen.

Sabine kam ihr entgegen in einem baumwollenen Kleide und grauer Schürze, das Haar fest zusammengefaßt unter einem Netz, das sie bis auf die Stirn herabgezogen hatte, die Ermel zurückgestreift bis über den Elbogen hinauf, in der Linken einen großen blauen Farbentopf, in der Rechten einen gewaltigen Pinsel. In diesem entstellenden Anzug sah sie aller=

liebst aus wie ein verkapptes Feenkind und Rosmary's neidloses Herz verweilte mit Wohlgefallen bei dem anmuthigen Wesen.

„Also auf baldigstes Wiedersehen und reisen Sie glücklich," sagte Sabine, wischte ihre kleine Hand so sauber wie möglich ab und reichte sie der Scheidenden.

„Und Sie .... bleiben Sie glücklich!" versetzte Rosmary, drückte diese Hand und eilte zur Gräfin herunter, die auf's Herzlichste sie entließ. Der Graf war mit Thierstein und Julian gleich nach der Messe auf die Jagd gegangen; — so war ihr dieser Abschied erspart. Christiane und ein Diener, der die Reisetasche trug, begleiteten sie zur Station. Was auf dem Wege Christiane sagte, was sie antwortete — sie wußte es nicht.

Der Zug brauste heran. Sie stieg ein. Noch ein Händedruck .... noch ein Lächeln .... und fort ging es. Gott sei mir gnädig! ächzte Rosmary.

Briefe.

Auf Waldhaus herrschte Grabesstille. Wie ein geräuschloses Räderwerk ging das Leben fort. Sintram ruhte in der Familiengruft und mit ihm war die Hoffnung ausgelöscht, dies wunderbare Licht, das viel beseelender, viel stärkender, viel anregender ist, als der Mensch ahnt, so lange er hofft. Ihm wird die merkwürdig beflügelnde Kraft der Hoffnung erst dann klar, wenn er sie verloren hat.

Alle Aerzte Venedig's standen an seinem Krankenbett, aber der Rückfall in das Nervenfieber nahm einen tödtlichen Verlauf, denn die Folgen der heftigen Erkältung zehrten seinen geschwächten Organismus auf. Mit einhundertundvierzig Pulsschlägen in der Minute hält man die Krankheit nicht lange aus. Er verschied nach acht Tagen. In seinen letzten Stunden hörte das Delirium auf, in welchem er fortwährend gelegen hatte. Todesmatt, aber bei

voller Besinnung, verlangte er einen Geistlichen. Seine Eltern gaben sich einer kurzen Täuschung hin: das Fieber war fort, das Bewußtsein zurückgekehrt; es galt jetzt nur die Kräfte zu heben; er war ja im Frühling, in Frankreich, schon in einem ähnlichen Zustand gewesen und hatte sich wieder erholt.

„Es ist eine Krisis zum Bessern," sagte die Baronin, als sie ihm nach dem Empfang der Sacramente den Todesschweiß abtrocknete, der sein feines braunes Haar in Streifen an seine bleiche Stirn klebte, über welche die Schatten des Todes flogen, die Niemand verkennt, der sie an theuern Abgeschiedenen beobachtete. Allein die Baronin hatte nie an einem Sterbebett gesessen. In ihrem langen Leben geschah es jetzt zum Erstenmal. Sie kannte nicht den Blick eines brechenden Auges, nicht den letzten Seufzer eines stockenden Herzens. Sie sollte es bei ihrem Sohn kennen lernen. Der Baron schwamm in Thränen; Sintram war ruhig entschlummert. Mit namenloser Angst in Blick und Ton sagte die Baronin halblaut:

„Ilse . . . . er schläft!"

Ilse aber, die am Fuß des Bettes stand, wußte Bescheid. Sie faltete die Hände und sagte weinend: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe."

„Nein!“ rief die Baronin mit hellem Aufschrei: „Sintram . . . . wach auf . . . . sieh mich an!“

Sie beugte sich über ihn, ob er nicht vielleicht die Augen öffnen, sie anblicken werde. Aber Sintram wachte nicht auf. — — —

Nach Waldhaus zurückgekehrt war es ihr erster Gedanke den Flügel des Schlosses, den Sintram bewohnen sollte, niederreißen zu lassen.

„O Minettchen! was gibt das für einen gräßlichen Tumult und Lärm! . . . . wie bei dem jüngsten Gericht!“ sagte der Baron, der seine Tage in stillen Thränen zugebracht, ganz entsetzt.

Dieser Vergleich rettete vielleicht das schöne Gebäude. Die Baronin sagte nur:

„Du bist beneidenswerth . . . . Du kannst weinen. Ich kann es nicht . . . . Nein! nicht eine einzige Thräne!“

„Ach, Minettchen! ob man weint oder nicht weint — die Hauptsache ist immer dieselbe.“

Er verfiel in stillen Gram. Er las die Zeitungen, als ob er hebräisch lese. Er legte Patience, gleichgültig ob sie auskomme oder nicht. Statt die Cigarre zu rauchen, hielt er sie zwischen den Fingern und auf die Jagd mochte er nicht gehen. So gab es denn keine Zerstreuung, keine Beschäftigung für ihn . . . . und keinen Trost.

Die Baronin beschäftigte sich mit ihren Gedanken; allein die waren nicht der Art um sie zu trösten. Umsonst gelebt die vielen Jahre! umsonst getragen die Mühen, die Beschwerden, die Sorgen! nichts erreicht, als in einer Wüste zu sterben! — und ein solches Schicksal soll von einer göttlichen Vorsehung angeordnet sein? . . . . Ein Kind wer das glaubt! — Darin vermauerte sie sich. Der Pfarrer von Waldhaus versuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Mensch für Gott leben müsse, nicht für ein Geschöpf; und daß man nie umsonst gelebt habe, wenn man mit Hingebung in den Willen Gottes handele und leide.

„Diese Theorie ist mir zu abstract," sagte sie so kühl als ob es sich um einen philosophischen Satz handele. „Daß es einen Weltschöpfer gibt, weiß ich," setzte sie so apodiktisch hinzu, als habe sie darüber Privatoffenbarungen gehabt: „aber unsere Schicksale sind etwas ganz anderes, als die Regierung von Sonne, Mond und Sternen — und unsere Schicksale hängen von Menschen und Umständen ab."

„Hängen mit ihnen zusammen, gnädige Baronin, und sehr eng zusammen — doch nicht ab. Der lenkende Faden liegt in der allmächtigen Hand eines allliebenden Gottes."

„Ich bitte, Hochwürden, sprechen Sie nicht von Gottes Allmacht und Liebe, da er entweder nicht die Macht oder nicht die Barmherzigkeit hatte mir meinen Sohn zu erhalten," versetzte sie schneidend.

Der Pfarrer zog sich zurück. Der Baron begleitete ihn und sagte im Vorzimmer:

„Ach, Herr Pfarrer, wie verhält sich denn das eigentlich mit der Allmacht und Liebe Gottes."

„Bester Herr Baron, wenn Sie annehmen, daß sich der liebe Gott nur um Sonne, Mond und Sterne bekümmere, so ist es schwer ihn als den liebenden und barmherzigen Vater seiner Menschenkinder sich vorzustellen."

„Nein, ganz so denke ich nicht. Aber, Herr Pfarrer, Sie müssen mir das gehörig klar machen. Ich werde Sie besuchen .... wenn ich recht traurig bin."

„Das soll mich herzlich freuen," versetzte der Pfarrer und schied mit einem Händedruck von dem armen niedergeschlagenen Mann, der gleichsam instinktmäßig nach dem Quell des Trostes sich wendete.

„Ich will zum Pfarrer gehen, Minettchen!" sagte der Baron nach einigen Tagen in einer trüben Stunde: „Du hast Deine Geschäfte und tausend Dinge, die gethan sein müssen, der Ordnung wegen. Ich habe nichts was ich thun muß und was ich früher thun mochte — mag ich nicht mehr. Ich höre aber gern

den Pfarrer von Gott reden und deshalb will ich ihn besuchen."

„Wird Dich das trösten über Sintram's Tod?" fragte sie scharf.

„O nein!" entgegnete er und schüttelte mit einer trostlosen Geberde sein Haupt, das gar nicht mehr so freundlich zufrieden wie der Vollmond aussah.

Diesmal ging er nicht; aber am nächsten Tage sagte er nichts, sondern ging hin. Der Pfarrer war zu einem Sterbenden nach einer entlegenen Mühle gerufen; doch seine Schwester empfing den Baron so theilnehmend und sympathisirte so herzlich mit einem Kummer, den sie aus bitterer Erfahrung kannte, daß sich der Baron ganz erquickt fühlte.

„Du bist beneidenswerth, dabei bleib' ich," sagte die Baronin, als er in gehobener Stimmung heimkehrte: „Du kannst weinen und findest Du Unterhaltung, so zerstreut Dich das."

„Unterhaltung, Minettchen? Ja! die gute Professorin hat mir erzählt, daß sie an der Cholera zuerst ihren Mann und dann, nach zwei Tagen, ihren einzigen Sohn verloren habe und in sehr dürftige Verhältnisse gerathen sei. Und dann sagte sie: Je schwerer das Leben, desto leichter der Tod. Dies war unsere Unterhaltung. Die Frau weiß wie mir

zu Muth ist. Ich werde sie öfter besuchen und dann werden wir von unsern lieben Söhnen sprechen."

„Thue das!" sagte die Baronin mit einer so milden Zustimmung im Ton, wie der Baron ihn in seiner dreißigjährigen Ehe nicht gehört hatte, so daß er ihr ganz überrascht und gerührt die Hand reichte.

Nachdem sie das Beileidsschreiben des Grafen von der Argen erhalten hatte, nahm sie sich zusammen und antwortete:

„Bester Winfried! Von Deiner Theilnahme über-„zeugt danke ich Dir und der lieben Emerenz recht „herzlich dafür. Allein es ist mir nicht möglich „Euren Wunsch zu erfüllen und Euch das Nähere „über ein Ereigniß zu berichten, das jede Faser „meines Herzens zerrissen hat. Vielleicht gewinne „ich später die Fassung dazu.

„Jetzt, bester Winfried, will auch ich ein Zeichen „meiner Theilnahme Euch geben. Jenes entsetzliche „Weib, — die Grundursache all meines Jammers „— ist die Pflegeschwester von Fräulein Rosmary, „ist mit dieser bei deren Eltern aufgewachsen und „stets zusammen gewesen. Mein armer Sintram er-„zählte mir dies in Venedig — in Argenfels war „er mit andern Gedanken beschäftigt. Er setzte hinzu, „Fräulein Rosmary sei stets ganz anders gesinnt,

„wie die unselige Rosalba — und namentlich der
„Verbindung mit ihm entschieden abhold gewesen.
„Dennoch halte ich es für meine Pflicht Dich hievon
„in Kenntniß zu setzen, umsomehr als Fräulein Ros=
„mary als ganz junges Mädchen mit einem Schau=
„spieler verlobt war, der sich für einen vornehmen
„Engländer ausgab, und der die Verlobung abbrach,
„als er nicht seine Rechnung bei der verarmten Braut
„fand. Obschon sie sich auch in diesem Verhältniß
„gut benommen haben soll, so scheint es mir doch
„rathsam einige Vorsicht zu üben — bezüglich Dei=
„ner Söhne, die beide in dem Alter sind, wo das
„Herz, der Schönheit gegenüber, leicht erglüht. Die
„Möglichkeit, daß sich auf Argenfels etwas Aehn=
„liches ereignen könnte wie das, was unser Lebens=
„glück zerschmettert hat, veranlaßt mich zu dieser
„vertraulichen Mittheilung, die Du hoffentlich im
„verwandtschaftlichen Geist aufnehmen wirst, da ich
„sie im verwandtschaftlichen Interesse machte. Mit
„dieser Gesinnung und mit den besten Grüßen an
„Emerenz verbleibe ich, lieber Winfried, Deine Freun=
„din und Cousine Theophile Uglas."

Während der Graf höchlichst erstaunt diesen Brief
las, empfing die Gräfin einen Brief von Rosmary,
die ihr schrieb:

„Gnädige Frau Gräfin! Mit der huldvollen

„Güte, die Sie mir stets bewiesen haben, verlang-
„ten Sie, als ich abreiste, ich solle Ihnen Nachricht
„von hier geben. Die Dinge haben sich so gestal-
„tet, daß es nicht nur meine Pflicht, sondern auch
„eine Nothwendigkeit ist, Sie davon in Kenntniß
„zu setzen.

„Meine gute Pflegemutter ist für den Augenblick
„außer Gefahr. In der Nacht nach meiner Ankunft
„fand eine günstige Crisis statt und der Arzt gab in
„Folge derselben die Erklärung ab, bei großer Scho-
„nung und guter Pflege könne sich die Kranke all-
„mälig, ja vollständig erholen, denn ihre Lunge sei
„nicht eigentlich krank, sondern nur schwach. Ich bin
„jetzt fünf Tage hier und muß seine Aussage be-
„stätigen insoweit es die allmälige Besserung betrifft.
„Nach gründlicher Rücksprache mit dem Herrn Pfar-
„rer, bin ich zu dem Entschluß gekommen, mindestens
„ein halbes Jahr hier zu bleiben und die häuslichen
„Geschäfte so wie die Pflege der lieben Kranken zu
„besorgen. Mutter und Sohn sind mir dafür so
„dankbar, wie dieser Dienst es gewiß nicht verdient.
„Aber ich denke es soll ein Lohn für mein Opfer
„sein Argenfels zu verlassen. Indessen ist es nicht
„die Dankbarkeit allein, die mir hier meinen Platz
„anweist, obschon diese vortreffliche Frau mir von
„meinem ersten Lebenstage an bis zu dieser Stunde

„die arme Mutter in reichem Maß ersetzt hat, denn „sie versorgte und behütete meine Kindheit und stand „meiner Jugend durch ihre Vorsicht und Frömmig„keit bei, und was an mir gut ist, hat sie durch „ihren Rath, ihre Lehren und ihr Beispiel gepflegt „und entwickelt. Aber sie hat eine Tochter, meine „Milchschwester, und diese — über ihre Verhältnisse „bei meinen Eltern erzogen, weil ich mit kindisch„zärtlichem Eigenwillen an ihr hing — entfremdete „sich ihrer Mutter und ist eben die unglückliche Ro„salba Weiß, jetzt die Wittwe des Baron Sintram „Uglas. Ja, noch mehr! — Der Mann, welcher „diese veranlaßte mit ihm in die weite Welt zu „gehen und dadurch die Versöhnung mit ihrem Gat„ten, die möglich gewesen wäre, unmöglich machte — „ist mein armer Bruder, der schon zuvor seine Fa„milie auf's Empfindlichste an ihrer Ehre gekränkt „hatte. Ich glaube ganz klar den Willen Gottes zu „sehen, daß ich hier bleiben soll, um so viel wie „möglich den Platz der unglücklichen Tochter auszu„füllen, und will die Rücksicht auf mich und will „meine Neigung sich widersetzen, so ist das nichts „als ein trauriges Zeichen ungeordneter Selbst„liebe, die ich nie genug bekämpft habe.

„Von den Gefühlen mit denen ich von Ihnen, „gnädige Gräfin, und überhaupt von Argenfels

„scheide, schweige ich. Ich werde aber alle Tage „meines armen Lebens auf den Knieen Gott danken, „daß er mich zu Ihnen führte und daß er mir die „Kraft gegeben hat von Ihnen zu scheiden, weil die „Pflicht es gebietet.“ — — —

Dies ist ein Abschied für's Leben! sprach die Gräfin zu sich selbst: und ich weiß den Grund. —

Der Graf brachte ihr ganz empört das Schreiben der Baronin indem er sagte:

„Nein, diese Theophile! .... Sie hat doch einen recht häßlichen Character! Was bezweckt sie denn eigentlich mit ihren Nachrichten über Rosmary? Will sie uns verstören .... will sie uns Verdruß machen .... will sie ein Paar Steine in unsere Blumenbeete werfen?“ .... —

„Das wird es sein! sie ist erbittert. Aber lies jetzt den Brief von Rosmary. An diesem klaren, reinen Wesen werden Theophilen's Befürchtungen zu Schanden.“

„Diese Rosmary ist wirklich eine Lilie des Thals, die zwischen Disteln und Dornen wächst,“ sagte der Graf nachdem er gelesen: „der Vater ein Bankerotier, die Mutter eine Irrsinnige, der Bruder ein Spitzbube, die Pflegeschwester eine — Rosalba und, wenn es wahr ist! der Verlobte ein Betrüger: das ist ja eine furchtbare Gesellschaft! — Weshalb sie aber in

einem Ton spricht, als habe sie die Absicht nicht wiederzukommen, das sehe ich nicht ein. Ist einmal die Frau Weiß hergestellt, so hat sie dort keine Pflicht zu erfüllen und ich denke Du rufst sie dann zurück."

„Wir müssen abwarten, was Gott fügt," sagte die Gräfin vorsichtig.

„Unsrer jungen Welt wollen wir Theophilen's Brief verschweigen und Rosmary's Brief mittheilen, nicht wahr Emerenz?" fuhr der Graf fort: „Es ist so heilsam daß die Jugend — und besonders die glückliche Jugend, die ihrer Natur nach immer eine Neigung zum Uebermuth hat — nicht aus Büchern sondern im Leben sieht, wie ernst die Pflicht an den Menschen herantritt und wie ernst er sie erfaßt, wenn sein Vorhaben gründlich ist, Gott zu dienen." — — —

Das war es in Rosmary. Sie hatte die Hand an den Pflug gelegt, der schneidende Furchen durch ihr Herz ziehen sollte und sie zog die Hand nicht zurück. Sie wurde vom Pfarrer wie ein Engel des Trostes und von Frau Weiß wie die geliebteste Tochter begrüßt, als sie bei ihrer Ankunft erklärte, sie werde bleiben so lange sie nützlich sei. Krankenpflege hatte sie bei ihrer Mutter gelernt und Frau Weiß, die mit Allem zufrieden und für Alles dank-

bar war, erschwerte sie nicht. Die häuslichen Geschäfte suchte sie gewissenhaft zu erfüllen und so war ihr ganzer Tag ihren neuen Pflichten gewidmet und ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Das gab ihr äußerlich eine große Ruhe, aber in ihrem Innern nagte der Schmerz um so tiefer, als sie ihn in die Tiefe drängte.

In seiner Freude über ihre Ankunft hatte der Pfarrer Rosmary in den ersten Tagen nicht beobachtet. Als er es aber that fiel ihm ihr Aussehen auf. Sie war krankhaft bleich und die Lippen dunkelroth und bei einer raschen Bewegung flog zuweilen ebenfalls ein dunkles Roth über ihr Antlitz.

„Strengen Sie Sich nur nicht übermäßig an, liebes Fräulein. Mir scheint Sie sehen angegriffen aus,“ sagte er besorgt.

„Bei meiner armen Mutter hatte ich es nicht so leicht wie bei dem Mütterchen,“ versetzte sie ausweichend.

„Ja; aber ich glaube auch, daß Ihre Gesundheit damals etwas gelitten hat.“

„Seitdem habe ich mich vollständig erholt,“ versicherte sie.

Und sie glaubte es. Sie hielt das gewaltige Herzklopfen, das sich manchmal einstellte, für eine Folge ihrer stets bekämpften Gemüthsbewegungen und

mehr für ein psychisches als physisches Leiden und es fiel ihr nicht ein sich zu schonen. Sie hatte an Lewold geschrieben und ihn gebeten ihre Sachen einzupacken und ihr zu schicken. Als der Koffer anlangte und gleichsam den letzten Faden ihres Aufenthaltes auf Argenfels abriß, übermannte sie ein trostloser Schmerz und sie bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Sie haben Heimweh, arme Rosmary," sagte der Pfarrer mitleidig.

„Etwas . . . . ja! . . . . es ist recht thöricht, denn ich bin gern hier!" versetzte sie abgebrochen.

Dann las sie Lewold's Antwort:

„Sehr geehrtes Fräulein! Indem ich Ihnen hie„bei sämmtliche Sachen übersende, welche die Frau „Beschließerin und ich in Ihrem Zimmer gefunden „und eigenhändig verpackt haben, so daß wir sicher „sind nichts vergessen zu haben, bin ich so frei „Ihnen, geehrtes Fräulein, ganz ergebenst für Ihre „gütigen Zeilen zu danken, weil Sie mir dadurch „Gelegenheit gegeben haben Ihnen einen kleinen Dienst „zu erweisen. Ich hätte nur gewünscht, daß er anderer „Art sein möge. Das schöne Vermälungsfest wird „die ganze gräfliche Familie und viele Anverwandte „derselben auf Schloß Argenfels versammeln und „Sie werden nicht dabei sein. Die Frau Beschlie-

„ßerin, Fräulein Johanna und ich wir sprechen alle „Tage davon wie leid es uns ist, daß Sie über„haupt und besonders gerade jetzt abreisen mußten. „Es geht nun freilich die Rede Sie würden nach „einem halben Jahr wiederkommen und das freut „uns herzlich; aber umsomehr bedauern wir, daß Sie, „geehrtes Fräulein, an Gräfin Christianen's Hoch„zeitstag nicht hier sein können.

„Ich bin so frei Ihnen mitzutheilen, daß ich „morgen mit dem Herrn Baron von Thierstein auf „zehn bis zwölf Tage nach Nußdorf gehe um dort „die Handwerker zu überwachen und anzutreiben, die „Sachen in Empfang zu nehmen, welche zur Ein„richtung des Hauses in großer Menge dahin ge„schickt werden und Alles so zu ordnen, daß Gräfin „Christiane es bei ihrem Einzug wohnlich finde. Wie „Argenfels wird es freilich nicht werden; aber wo „gäbe es wohl ein zweites Argenfels? Das sagt „sogar die Frau Fürstin, die sich doch auf Schlösser „versteht. Ein Wien und ein Argenfels! — so sagt „sie. Geehrtes Fräulein können Sich vorstellen wie „viel ich in Nußdorf zu thun haben werde und wie „viel mehr noch bei den Vermälungsfesten. Allein „es wird mir nie zu viel, denn es ist mir eine „Freude und eine Ehre meiner guten gnädigen Herr„schaft gut und bis zu meinem Lebensende zu dienen

„— wie die Frau Gräfin es mir zugesichert hat, „als ich im vorigen Spätjahr meine fünfundzwan„zigjährige Dienstzeit auf Argenfels feierte und als „sie sprach: „Lewold, wir bleiben lebenslänglich bei„sammen; das ist mein bestes Angebinde für Sie.“ —

„Ich bitte, sehr geehrtes Fräulein, diese Zeilen „mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, so wie „auch die angelegentlichen Empfehlungen der Frau „Beschließerin, der Fräulein Johanne und der Fräu„lein Leontine, die, wenn die Frau Gräfin ihr „etwas dictirt, immer in Todesängsten schwebt auf „dem schönen Papier mit der eleganten Stampiglie „einen Tintenklex zu machen — eine Angst, welche Sie „ohne Zweifel nie gehabt haben.

„Mit vorzüglicher Hochachtung 2c. G. Lewold.“

Rosmary reichte dem Pfarrer den Brief, der ihn las und darauf sagte:

„Er ehrt den Diener und die Herrschaft.“

Auch von Christiane kam ein Brief. Sie schrieb:

„Liebe beste Rosmary! Ihre Zeilen an Mama „sind für uns Alle recht niederschlagend. Wir hatten „gehofft Ihre gute Pflegemutter werde sich recht bald „erholen und Ihre Rückkehr gestatten. Nicht nur ist „dies nicht der Fall, sondern Sie reden so, als „wollten Sie nie wiederkommen. Das mißbilligen „wir auf's Aeußerste, namentlich Papa und meine

„Wenigkeit. Mama ist ja immer äußerst zart und „vorsichtig mit dem Ausdruck ihrer Mißbilligung — „was mir außerordentlich zu statten kommt. Allein „im vorliegenden Fall ist es anders. Ich, in Mama's „Stelle, würde ein energisches Gesuch an Sie rich- „ten, liebste Rosmary, und Ihnen vorstellen, daß „Sie, sobald Ihre Pflegemutter genesen ist, hier „mehr Gutes thun und wirken können als dort; be- „sonders deshalb, weil die Mama die Christiane „verliert und sich sehr einsam fühlen wird. Als „meine Schwestern heiratheten war sie noch jünger, „war gesund und hatte Julian und mich im Hause. „Als sie kränklich geworden war und Julian fort- „ging, da führte der liebe Gott Sie zu uns und „wie lieb Sie uns Allen geworden, wie manchen „Dank wir Ihnen schuldig sind: das sagt Ihnen „Ihr Herz. Und jetzt soll Mama ganz einsam blei- „ben? — das will mir nicht einleuchten. Gleichwohl „verlangt sie, daß ich Sie durchaus nicht mit Bitten „bestürme. Sie spricht: „Rosmary wird kommen „wenn sie kann." Es bleibt mir also nichts übrig „als den lieben Gott zu bitten die Umstände so zu „fügen, daß Sie kommen können.

„Je näher der Tag kommt, der mich von meinen „Eltern trennt, desto ernster wird mir zu Sinn. Es „ist ein furchtbarer Schritt, dieser unwiderrufliche,

„den keine Macht im Himmel und auf Erden rück-
„gängig machen kann — mit einem Mann in die
„weite Welt zu gehen. Zum Glück ist Nußdorf die
„weite Welt. Wäre aber Thierstein auf Winfried's
„Vorschlag eingegangen sich in Cölesyrien niederzu-
„lassen, so müßte ich auch dahin mitgehen. Und ich
„thäte es . . . . sogar gern, denn ich vertraue ihm,
„weil er ein characterfester Mann ist. Er hält am
„Glauben, er hält am Recht, er hält folglich an der
„Ehre fest — und Pflichterfüllung ist die größte
„Ehre. In unsern Tagen, wo die Gesinnungen wie
„Wetterfahnen nach allen vier Winden sich drehen
„— wo die Liberalen servil werden und Servile
„liberal thun — wie wäre ich unglücklich mit einem
„Mann, der nicht jene höhere Richtschnur hat, durch
„all die Stürme der Welt und des Lebens zu gehen,
„z. B. mit unserm vortrefflichen Nachbar, Baron
„Curt, der gestern folgende Phrase zum Besten gab:
„Wir haben das herrliche Schauspiel vor Augen,
„daß hohe politische Weisheit die glänzendsten Er-
„folge stützt und schützt. Ich that unbefangen und
„sagte: „Ja, der dritte Napoleon, der sich vom Carbo-
„naro zum Kaiser erschwindelt hatte, galt für einen
„höchst weisen Politiker." — „Nein!" rief Sabine,
„Baron Curt hat Rumänien im Auge oder derglei-
„chen Großes." — Sabinen's Hohn ging ihm sehr

„zu Herzen. Dies nur so beiläufig um zu sagen, „daß ich keinem andern Mann als Thierstein meine „Zukunft anvertrauen könnte und daß ich dennoch „ein gewisses Zagen nicht überwinden kann.

„Ende dieser Woche kommt Tony — Gundaccar „später — um dem guten Papa Gesellschaft zu „leisten, denn ich soll ein Triduum von geistlichen „Uebungen machen, was mich außerordentlich freut. „In der letzten Zeit war fast von nichts die Rede „als von Kleidern, Möbeln, Dienstboten, von Ein„ladungen und Festprogrammen, so daß Mama einige „Tage stiller Sammlung und ruhiger Betrachtung „für ganz nothwendig hielt. Ich war damit ganz „einverstanden, erklärte aber, sie müsse mitgehen. „Ich ganz allein unter fremden Menschen — unmög„lich! — So wurde denn Tony berufen, die allzeit „reisefertige; und etwa zu derselben Zeit kommt auch „der Seemann wieder — in einen Alpenjäger ver„wandelt. Thierstein aber baut in Nußdorf unser „Nestchen recht heimlich aus.

„Liebe Rosmary, das nenne ich ein Plauder„stündchen! — Ist aber doch nur ein kümmerlicher „Ersatz für jene, die wir in meinem trauten Zimmer „hatten, nachdem die französische Grammatik ab„solvirt war — ach, in dem Zimmer, das bald „ebenso leer sein wird, wie das Ihre, in welchem ich

„mit einem Stich durch's Herz Lewold und Frau „Danzl hanthieren sah.

„Nun aber endlich Gott befohlen, liebe Rosmary. „Meine Eltern grüßen Sie auf's Herzlichste. Ich aber „schließe Sie in meine Arme und mich in Ihr from„mes Gebet ein. Ihre Christiane."

Auch diesen Brief gab Rosmary dem Pfarrer zu lesen. Sie merkte ihm ein leise Beunruhigung über die Frage an, in welcher Weise — ob gern ob ungern — man ihre Abreise aufgenommen habe. Diese Briefe aus zwei so ganz verschiedenen Quellen wie die Tochter des Hauses und ein treuer Diener des Hauses, waren ganz geeignet den Pfarrer vollständig zu beruhigen, indem sie ein glänzenderes Zeugniß für Rosmary ablegten, als diese es hätte thun können. Es war also nichts auf Argenfels vorgefallen, was Rosmary gekränkt oder betrübt hätte und barg sie dennoch in ihrer Seele einen Schmerz, den Niemand kannte, noch kennen sollte, als Gott allein, so hatte er die Zuversicht, daß auch Gott allein helfen könne ihn entweder zu überwinden oder zu tragen. Er wußte, daß der Schmerz die edelsten Kräfte des Menschen dadurch entwickelt, daß der Schmerz, indem er das Herz zu Boden drückt, zugleich in den höheren Fähigkeiten das Bewußtsein weckt, der Mensch sei nicht geschaffen um sich durch äußere Schicksale

erdrücken zu lassen, sondern um ihnen Widerstand zu leisten, und vermöge dieser Reaction höher aufzusteigen als ohne sie. Er sprach zuweilen dergleichen Bemerkungen vor Rosmary aus und immer hörte sie ihm beistimmend und mit Theilnahme zu. Jetzt sagte sie:

„Ich glaube aber, daß Ihre Auffassung des Schmerzes, als eines Erziehers für den Himmel nur von dem Christen gewürdigt werden kann. Der glaubenslose Mensch wird ihn verabscheuen, und doch hat auch er Schmerz und Leid. Was kann ihm helfen sein Kreuz zu tragen? was kann ihn trösten? .... So frage ich mich oft, wenn ich an die Unglücklichen denke, die in der Welt dahinleben, als ob es keinen christlichen Glauben gebe.“

„Niemand kann ihnen helfen .... nichts sie trösten, aber sie betäuben sich. Sie messen ihr Leid den Verhältnissen bei, den allgemeinen, den besonderen — schieben auf diese und jene Menschen die Schuld und entnehmen daraus das Recht, diese und jene feindlich zu betrachten, sie zu hassen und, wo möglich, sich gegen eine Ordnung der Dinge zu empören, welche sie als den Grund ihres Leidens betrachten. Aber dieser Grund ist in letzter Instanz unsere tiefgefallene Natur, die sich nur im Läuterungsfeuer schwerer Kämpfe in die Höhe arbeiten

kann, und die der Glaubenslose leugnet. Er behauptet die menschliche Natur sei ganz vortrefflich, man müsse nur Alles fern halten, was ihr unangenehm ist und nichts von dem versagen, was sie begehrt; — die Schranken beleidigten sie und ihre gerechte Rache begehe Thaten, die lügenhafter Weise Missethaten, Sünden, Verbrechen genannt würden. Mit dieser Auffassung versenkt man sich in die Sinnenwelt mit ihren grauenhaften Freuden. Wohin aber der Mensch kommt mit diesem Haß, dieser Rache und dieser Genußgier — das hat uns die jüngste Pariser Commune vor Augen gestellt! ein Bild, an sich schon haarsträubend genug — aber noch mehr dadurch, daß alle Elemente vorhanden sind um es in Europa zu vervielfältigen, denn gegen Demoralisation gibt es kein äußeres Mittel — und die inneren, die wahren, die wirksamen, wollen die Machthaber dieser Welt nicht anwenden. So wächst sie denn wie eine steigende Sündflut vor unsern Augen; und wer die rettende Arche zimmert — das sieht nur das Auge des Ewigen."

„Hörten Sie nichts von dem armen Philipp?" fragte Rosmary schüchtern und als sie einen überaus schmerzlichen Ausdruck des Pfarrers wahrnahm setzte sie lebhaft hinzu: „O nicht aus Neugier frage ich! allein ich möchte wissen ob und in wie weit

das liebe Mütterchen vom Schicksal ihrer Kinder unterrichtet ist."

„Sie weiß, was ich weiß und das ist sehr wenig," versetzte der Pfarrer mit Ueberwindung: „Anton hatte Theil genommen an Gott weiß was für einer Lieferung an die Armee und ging deshalb selbst nach Frankreich, auch nach Paris, wo er von einigen Gesinnungsgenossen Philipps erfuhr, daß der Unglückliche bei einem Aufstand umgekommen sei. Von denselben Leuten erfuhr er ferner, Philipp habe geäußert, seine Schwester hätte sich mit einem Amerikaner etwa sechs Monate in Paris aufgehalten und sei im Spätjahr nach Brüssel gereist. Das ist die letzte Kunde über die Unglückliche. Seit ihrer Abreise von Paris ist also jetzt ein Jahr verflossen. Was Anton betrifft, so heißt es, daß ihm jene Lieferung einen bedeutenden Gewinn abgeworfen habe. Wir sehen ihn nicht, denn . . . . Sie wissen ja, wie er ist! er behauptet, er habe nicht Zeit um die Mutter zu besuchen. Der Mammon ist sein Götze. Wie die arme Mutter mit ihrem Gram um drei Kinder — vom Vater nicht zu reden! -- mich dauert, das ist unsagbar, gute Rosmary."

„Der älteste Sohn macht Alles gut," sagte sie tröstend.

Er beachtete es nicht und fuhr fort:

„Ein Glaubensloser könnte wohl fragen, weshalb diese Frau, die in ihren beschränkten drückenden Verhältnissen voll Noth und Sorgen, unter Schwierigkeiten und Widerstand jeder Art, immer Gott vor Augen hatte und sich redlich bemühte ihm durch Pflichterfüllung zu dienen — weshalb sie in ihrem ganzen Leben nichts als Kreuz . . . und so wenig Glück gehabt hat. Aber in dieser Frage, welche nicht fassen kann, daß die Tugend auf Erden ohne irdischen Lohn bleibe, liegt ein tiefes Verkennen unserer Bestimmung, ein schneidender Widerspruch gegen unser Ziel. Wir sollen uns heiligen: deshalb sind wir auf Erden. Leid und Freude sind nur die Mittel dazu, sind gleichgültig. Und von oben herab betrachtet sieht man das Glück und den Schmerz gerade umgekehrt an, als wir geneigt sind es zu thun. Da ist der Glückliche der, welcher in friedlicher Ergebung unter seinem Kreuz sich opfert; und der Unglückliche der, welcher von der heiligenden Kraft des Kreuzes nichts weiß."

„So ist es," versetzte Rosmary mit traurigem Lächeln, „aber wir verbleiben nicht auf den stillen Höhen, wo man diesen Gesichtspunkt festhält. Wäre das der Fall — ach! so wären wir schon hienieden selig und wandelten im ungetrübten Licht."

„Und besser als die drei Lieblingsjünger Jesu

dürfen wir es nicht haben wollen," sagte der Pfarrer: „Er nahm sie freilich mit auf den Tabor und zeigte sich ihnen in der Verklärung. Aber dann führte er sie auch wieder herab und sprach mit ihnen von seinem bittern Leiden. Es ist genug für uns wenn Er uns das Auge des Glaubens für die Dinge des Lichts gegeben hat." — — —

„Wie ist das Alles so richtig, so wahr, so aus meiner tiefsten Seele gesprochen," sagte Rosmary zu sich selbst; — und ich weine!! — —

Frau Weiß fragte Rosmary ob man nicht auf Argenfels etwas über Rosalba durch Baron Uglas gehört habe. Rosmary theilte ihr Sintram's Tod mit und daß von seiner traurigen Ehe überhaupt selten — und nie mit ihr gesprochen worden sei. Die arme Mutter seufzte:

„O wenn sie nur nicht in ihrem Elend zu Grunde geht, wie Philipp."

Auf hohem Meer.

Es war spät am Abend. Fürstin Antonie schlüpfte in die zierlichsten goldgestickten russischen Pantöffelchen und in den behaglichen Sammetschlafrock, entließ ihr Kammermädchen und trat aus ihrem Ankleidecabinet in ihr Zimmer um, nach ihrer Gewohnheit, die Ereignisse des Tages für ihren Mann aufzuschreiben, dem sie dann ein paar Mal wöchentlich dies Tagebuch schickte. Fürst Gundaccar las sehr gern lange Briefe, und schrieb sehr ungern kurze; — lange nie. Dieser Mangel an Erwiederung hielt aber die Fürstin nicht ab ihm häufig und ausführlich zu schreiben. Die von der Argen'schen Töchter waren angeleitet dem Gemal jeden Gefallen zu thun.

Als die Fürstin in ihr Zimmer trat, sah sie verwundert Winfried am Camin sitzen.

„Winfried! Du hier? ich dachte Du wärest halberfroren, todtmüde und der Ruhe bedürftig."

„Bitte, setze Dich, Tony, und antworte mir," sagte er kurz, mit gepreßter Stimme.

Sie nahm ihm gegenüber Platz und erschrak über den verstörten Ausdruck, den sie an ihm bemerkte.

„Lieber Winfried, was ist Dir widerfahren?" rief sie beängstigt.

„Wo ist Rosmary?" fragte er tonlos.

„Bei ihrer Pflegemutter," erwiderte die Fürstin und schöpfte Athem.

„Warum ist sie fortgegangen?"

„Weil die kranke Frau sie zu sich rief. Hast Du nicht gehört wie Papa Dir das Alles weitläufig erzählte?"

„Doch! allein ich möchte den Grund, den wahren, den eigentlichen wissen, weshalb sie nicht mehr hier ist."

„Wenn ein geheimer Grund sie dazu angetrieben haben sollte" — sagte die Fürstin und wurde aufmerksam: „so bin nicht ich im Stande Dir darüber Auskunft zu geben, denn seit Mitte August sah ich sie nicht und als ich jetzt kam, war sie seit acht Tagen fort. Du mußt Dich mit Deiner Frage an einen Andern wenden."

„An wen?" rief er hastig.

„An Dich selbst," antwortete sie bestimmt.

„Ja Tony! .... Du hast Recht .... und ich habe wie ein Wahnwitziger gehandelt!“ rief er so verzweiflungsvoll, daß sie in Beängstigung zurückfiel und dringend sagte:

„Lieber Winfried, rede verständlich! ich sehe Dich in furchtbarer Aufregung und weiß nicht die Ursache. Das ist nicht auszuhalten! .... Sprich, was ist geschehen?“

„Ich liebe sie .... ich gestand es ihr .... und sie antwortete: Vergessen Sie Rosmary.“

„Nun,“ versetzte die Fürstin abermals ganz erleichtert, „dann hat ja die Sache bereits ihren Abschluß gefunden.“

„Mit nichten! ich liebe sie.“

„Aber wenn sie Deine Gefühle nicht theilt — nicht theilen will?“

„Das ist eben die Frage! ich glaube, daß sie meine Liebe nicht unerwidert läßt. Hätte ich ihr gesagt: Meine Eltern segnen meine Wahl, segnen die Tochter, die ich ihnen zuführen möchte — o ich bin überzeugt sie hätte anders geantwortet. Und so zu sprechen war meine Absicht. Aber mein Herz wallte auf, als ich sie allein im Garten fand und hingerissen von ihrem Anblick, von der günstigen Stunde, von dem Verlangen vor allen Dingen ihrer Liebe sicher zu sein und in diesem seligen Bewußtsein jedes

Hinderniß zu besiegen — brach ich das Schweigen, das so lange schon und so schwer im Bann mich hielt . . . . und ich sprach! — O ich Thor! ich wahnsinniger Thor . . . . ich sprach vor der Zeit."

„Und was antwortete sie?"

„Vergessen Sie Rosmary! Das sagte sie sehr traurig, sehr bestimmt, dreimal. Aber Du wirst leicht begreifen, daß das keine eigentliche Antwort ist."

„Bester Winfried, welche Täuschung von Deiner und welche Zartheit von ihrer Seite! Sollte sie Dir etwa zur Antwort geben: Ich liebe Sie nicht — oder: Ich liebe einen Anderen?"

„Genau diesen Sinn legte ich jenen drei Worten unter und betäubt von Schmerz, besinnungslos, ergriff ich auf der Stelle die Veranlassung mich zu entfernen, die Valerian's Unfall mir bot. Am liebsten wäre ich gleich zur See gegangen, denn ich wollte sie vergessen. Ich fühlte, daß meine Liebe ächt sei, ächtes Gold . . . . und das mag man nicht umsonst verschwenden. Entweder kauft man dafür die köstlichste Perle . . . . oder man behält es für sich. Aber es zu ihren Füßen hinzuwerfen — nein das nicht!"

„Lieber Winfried, Ihr habt also Beide die rich=

tigste Stellung eingenommen. Wie bist Du denn plötzlich wieder in Aufregung gerathen?"

„Allmälig erwachte ich aus der Betäubung, in welche der so ganz unerwartete Schlag mich gestürzt hatte und es wurde mir immer klarer, daß unter den vorliegenden Umständen, d. h. ohne Wissen und Willen meiner Eltern — ein so edles Wesen wie Rosmary sich nie herablassen würde ihr Herz zu offenbaren. Ich lebte wieder zur Hoffnung auf und mit der Hoffnung — zur Unruhe, zur Spannung, die mich eine Zeitlang im Gebirg umherjagten, während ich zu jagen schien. Endlich, Tony, stand mein Plan fest: trotz jener drei Worte rede ich mit den Eltern und gewinne sie — und ich bin überzeugt wie von meinem Leben, daß alsdann Rosmary's letztes Wort ganz anders lauten wird. In heller Freude komme ich heute an . . . . und finde sie nicht! . . . . finde sie nicht zu Christianen's Hochzeit!" . . . . —

„Bester Winfried, das scheint mir ganz Nebensache zu sein," erwiderte die kluge Fürstin: „für Dich liegt das ganze Gewicht auf der Zustimmung unserer Eltern und ich meine es sei ganz gut, daß Rosmary während des Kampfes nicht hier ist."

„Du hältst den Kampf für gewiß?"

„Für gewiß und für schwer."

„Aber Du hältst auch meinen Sieg für gewiß?"

„Das sage ich nicht, Winfried!"

„Die Eltern schätzen und lieben Rosmary."

„Ja, in ihrer Stellung und, mit Recht, über diese Stellung hinaus. Ob aber als Tochter?" .... —

„Alles was an ihre gegenwärtige Stellung im Hause erinnern könnte, verschwindet dadurch, daß ich nicht in dieser Gegend, sondern im Seedienst bleibe und somit mein Heim in einem unserer Hafenstädte am adriatischen Meer gründe. Dort kümmert sich Niemand um die Herkunft der Gräfin von der Argen und, als solche, wird sie sehr bald ein theures Mitglied unserer Familie sein."

„Die Herkunft hat denn doch ihre gewaltigen Schattenseiten, die nicht zu unterschätzen sind. Ich erinnere Dich an Sintram's Ehe .... und an den Vater der unglücklichen Rosalba, die Rosmary's Pflegeschwester und mit ihr aufgewachsen und erzogen ist."

„Wer sagt das?" fuhr Winfried auf.

„Rosmary schreibt es an Mama und erwähnt zugleich eines ehrlosen Bruders."

„Das kann auch in vornehmen Familien der Fall sein."

„Und ist es, leider Gottes! häufig genug. Papa nennt Rosmary die Lilie des Thales, die unter

Dornen wächst; dennoch ist es sicher, daß sie mit einem Schwindler, einem Betrüger verlobt war" .... —

„Tony!" rief Winfried drohend.

„Ich mache Dich auf die Schattenseiten aufmerksam, die unsere Eltern mit viel größerer Schärfe Dir vorstellen werden. Sie sind kein Tadel für Rosmary's Persönlichkeit, allein sie haben etwas Abstoßendes für eine Familie wie die unserige," versetzte die Fürstin gelassen und kühl.

„Und sie sollten den Glanz der Lilie des Thales verdunkeln? O nimmermehr! .... In meinen Augen stralt sie nur um so reiner."

„Ja, das pflegt so zu sein."

„Und Du magst recht haben, daß Rosmary's Abwesenheit vor der Entscheidung keine schlimme Fügung ist."

„Ich möchte Dich nur um Eines bitten, Winfried!" sagte die Fürstin ernst: „Wie die Entscheidung auch ausfalle — Du bereitest unsern Eltern einen großen Schmerz, einen harten Kampf, denn Du bringst eine ganz unbekannte, fremdartige Verstörung in's Haus. Warte wenigstens damit bis nach Christianen's Hochzeit. Gönne ihnen die Freude ihre Kinder im ungetrübten Frieden um sich zu versammeln."

„Welche Auffassung, daß dieser Friede durch eine Rosmary gestört werden könnte!“ brauste er auf.

„Es ist die unserer Eltern und Du weißt es!“ entgegnete sie ruhig. „Deshalb bitte ich Dich, gönne ihnen dies friedliche, frohe Zusammensein, das ohnehin durch die bevorstehende Trennung von Christiane einen bittern Tropfen hat.“

„Wenn Du denkst, daß ich durch diese Verzögerung auf andere Gedanken kommen soll — sei es durch Sabine . . . . oder durch Deine Aeußerung, daß Rosmary einst verlobt war . . . . oder durch sonst etwas — wenn Du das denkst, Tony, so irrst Du.“

„Ich denke genau das, was ich sage: ich denke an unsere Eltern und wünsche sehnlichst, daß Du — da Du ihnen diesen Kummer nicht ersparen kannst — ihn wenigstens so lange fern halten mögest bis er keinen Mißton in unserm harmonischen Familienfest wachruft.“

„O könnte ich ihnen irgend einen Kummer sparen — wie glücklich wäre ich! Aber es geht nicht anders! das Glück meiner Zukunft, meines Lebens steht auf dem Spiel.“

„Aber Du wartest, Winfried.“

„Ich warte also und bringe dadurch ein großes Opfer. Denn bevor Alles klar ist, fühle ich mich wie auf einem Schiff ohne Steuer auf hoher See, gefoltert von Ungewißheit an welcher Küste ich landen werde. Du aber mußt mir gleichfalls versprechen die Eltern inzwischen nicht gegen das, was kommen wird, einzunehmen.“

„Sei überzeugt,“ rief die Fürstin lebhaft, „daß ich mich hüten werde sie vor der Zeit zu betrüben.“

„So ist die Welt!“ versetzte er zürnend: „die Nähe des Himmlischen verstört und betrübt sie.“

„In diesem Fall irrst Du, bester Winfried. Eine Gattin — und wenn sie auch eine Rosmary ist! — ist mit nichten nur ein himmlisches Wesen. Sie muß in den Weltverhältnissen heimisch sein, welche sie ausfüllen soll und dazu muß sie unsere Erziehung, unsere Traditionen, unsere Lebensanschauungen haben. Wenn nicht, so gibt es eine Art von gemischter Ehe, minder traurig wie die im Glauben gemischte, allein immer bedenklich genug, weil jenseits der Flitterwochen schroffe Gegensätze aufeinander prallen und das Himmlische keineswegs im Vordergrunde bleibt. Doch ich weiß, daß ich tauben Ohren predige,“ setzte sie lächelnd hinzu, „und ich bin froh dem lieben Gott und Dir für Deine Zusage danken zu können.“

Mit herzlichem Händedruck trennten sich die Ge-

schwister und die Fürstin begab sich an ihren Tagesbericht für Fürst Gundaccar. Der Schluß lautete:

„Genau zur Speisestunde traf Winfried ein; war „zuletzt mit Freund X. in Blühnbach, schoß drei „Gemsböcke, auch anderes Gethier, und spricht, sein „Lebensschifflein schwanke auf hohem Meer. Lieber „Cary, welche Irrfahrten werden dereinst unsere „Bübchen machen! — Durch Winfried war ich von „der Whistpartie befreit und dankte meinem Schöpfer; „denn wegen meiner Kurzsichtigkeit passiren dabei „schreckliche Dinge. Ich erkenne nicht genau die Karten, halte den König für einen Buben, den ich mit „der Dame stechen will und dgl. mehr. Der gute „Papa geräth darüber in stille Verzweiflung. Jetzt „kann Winfried meinen Platz einnehmen. Heute aber „gab es kein Whist, sondern genug zu erzählen. — „Gute Nacht, lieber Cary. Ich schließe Dich und die „Bübchen in mein Gebet ein. Es betrübt mich, daß „ich sie nicht mitnahm. Ich dachte es sei besser sie „in ihrer Ruhe zu lassen, aber man sollte sich nie „freiwillig von Kindern trennen. Sind sie einmal „draußen, ach, wie wenig hat man sie — und dafür „Sorgen in Menge. Denn am Lande wie zur See, „Stürme gibt's überall. Und noch etwas, bester „Cary! Adelaide und ihre Mutter sind dringend eingeladen und sind hochwillkommen. Sollten sie in-

„dessen aus irgend einem Grunde nicht Lust haben „zu kommen, so dringe bitte nicht in sie. Den Grund „mündlich.“ — —

Die Fürstin hielt es für gerathen Winfried in seiner gegenwärtigen Stimmung so wenig wie möglich daran zu erinnern, daß man ihm ganz andere Verbindungen vorschlagen möchte, als die auf welche sein Sinn gerichtet war.

Graf von der Argen hatte selbstverständlich die Baronin Uglas nicht zu Christianen's Vermälung eingeladen. Um es aber an keiner verwandtschaftlichen Rücksicht fehlen zu lassen, schrieb er ihr den Tag und bat sie um Gebet für seine Tochter.

„Ich kann diese Manier nicht ausstehen die Leute zum Gebet zu pressen,“ sagte sie indem sie dem Gatten das Schreiben reichte, „denn es ist ja doch nur eine Manier.“

„Aber, Minettchen, eine gute, wie mir scheint. Schaden kann sie gewiß nicht. Vielleicht hört der liebe Gott sehr gern die Menschen beten.“

„Lieber Freund, ich will Dir etwas erzählen. Auf einem großen Platz in Rotterdam steht die Bildsäule des Erasmus, eines berühmten Gelehrten, der dort geboren ist. Erasmus ist mit einem großen offenen Buch in der Hand dargestellt. Kommen Fremde dahin, betrachten und bewundern sie den Eras-

mus, so sagt man ihnen: „Schlägt die Uhr an der nächsten Kirche Mitternacht und er hört es, so wendet er ein Blatt in seinem Buch um." Dann sind sie ungeheuer verblüfft" .... —

„Meiner Treu' das bin ich auch!" rief der Baron, starr vor Erstaunen.

„Ohne es zu beachten," fuhr die Baronin fort, „daß man sie auf's Glatteis führte, da der Erasmus nicht hören kann."

„Aha!" sagte der Baron beruhigt.

„An diesen Erasmus, der ein Blatt umschlagen würde, wenn er hörte, muß ich immer denken, sobald die Rede davon ist, daß Gott die Gebete der Menschen hört."

„Aber, Minettchen, Gott ist doch keine Bildsäule."

„Was Gott ist, weiß ich nicht und auch Du, mein lieber Freund, weißt es nicht .... und ebensowenig weiß es Dein Pfarrer. Dies aber weiß ich: Gott hört nicht das Gebet des Menschen, denn er schlägt das Blatt nicht um, worauf dessen schwarzes Schicksal geschrieben ist. Folglich ist er den Menschen gegenüber wie eine Bildsäule."

„Aber, Minettchen, der Pfarrer hat mir in der heiligen Schrift eine Stelle gezeigt, welche heißt: „Gott ist die Liebe." Das spricht mich weit mehr an."

„So bleibe dabei und bete für diese .... Braut, die ich nicht nennen mag, weil ihr Name mein Herz zerreißt. Sie .... und eine Andere .... haben Sintram's Leben verstört."

„O, Minettchen, sie .... ohne ihre Schuld."

„Er ist haarsträubend der Einfluß, den das Weib auf den Mann hat! .... haarsträubend, daß sich der Mann nie genug davor hütet, nie klug wird!"

„Das hat sich seit Adams Zeiten auf ihn vererbt, Minettchen, und wird bis zum Untergang der Welt nicht anders werden," sagte der Baron mit Ergebung in sein Schicksal. — — —

Um diese Zeit empfing die Baronin ein Schreiben mit dem Poststempel Pau. Das führte ihren Geist nach Frankreich zurück, in das grauenhafte Hospital der Typhuskranken, wo sie Sintram halbtodt zwischen Sterbenden fand. Gelang es auch durch schleunige Entfernung aus der todtbringenden Luft sein Leben zu retten, so hatte er sich seitdem doch nicht vollständig erholt und der Keim des Todes wucherte heimlich in ihm fort. Und jetzt schrieb irgend ein Wesen aus diesem unseligen Lande an sie! — Menschen und Dinge, die Natur, die Ereignisse — Alles war in ihren Augen Schuld an Sintram's Tod.

Sie öffnete den Brief und sah nach der Unterschrift. „Schwester Hilaria." Dies übersteigt doch alle

Begriffe! sprach sie für sich: eine Bettelei vom Fuß der Pyrenäen in den Spessart! Die Menschen kennen in jeder Beziehung nicht Maß und nicht Schranken mehr. Was will nur diese Hilarie? — Es war ein französischer Brief und sie las:

„Hochgeehrte Frau Baronin!

„Wenn je die christliche Charitas zu einem zwie-„fachen Werk der Barmherzigkeit — zu einem leib-„lichen und einem geistlichen — aufgefordert hat; „und wenn je unser göttlicher Heiland den herrlich-„sten Lohn in der Ewigkeit dafür verheißen hat: so „ist es ohne Zweifel das Werk, wozu ich die Frau „Baronin durch diese Zeilen, im Namen Jesu flehend, „auffordern möchte.“

Nein! unterbrach sich die Baronin, was diese Nonnen für Redensarten haben um ihre Kranken- oder Schulhäuser zu empfehlen — das ist unerträglich.

„Ich bitte mir einen Augenblick geduldiges Ge-„hör zu schenken (— Ja, Geduld ist mir freilich sehr „nöthig —) Ich werde möglichst kurz sein. Vor „etwa vier Wochen brachte man eine Schwerkranke, „heimgesucht an Leib und Seele in unser Spital und „zwar in die gesonderte Abtheilung der Blattern-„kranken. Man brachte sie im furchtbarsten Delirium „des Fiebers aus dem ersten Gasthof der Stadt mit

„roher Schonungslosigkeit zu uns. Ich möchte sagen „man warf sie uns hin. Dabei erzählte man uns „Folgendes: Sie war vor drei Tagen mit einem „ältlichen vornehmen Herrn nach Pau gekommen um „den Winter dort zuzubringen. Als sie erkrankte und der „Arzt seine Befürchtung aussprach, wurde der Herr „von einem so maßlosen Schreck ergriffen, daß er „auf der Stelle mit zwei Livreedienern zur Eisen- „bahn fuhr und den Kammerdiener beauftragte alle „Sachen einzupacken und ihm zu folgen; in Mont- „pellier wolle er ihn erwarten. Der Kammerdiener „besorgte die Verpackung und erzählte im Gasthof: „es sei ein wahres Glück, daß es so gekommen, denn „die Dame, zwar jung und schön, aber intrigant „und verschwenderisch über die Maßen, gehe darauf „aus das ganze Vermögen des Herrn an sich zu „reißen, habe bedeutende Capitalien in der Bank „von London und werde tödtlich von dessen Ver- „wandten gehaßt. Ja sie sei wegen ihrer unersätt- „lichen Habgier auch dem Herrn unerträglich gewor- „den. Sie nenne sich Baronin Blanc, Amerikanerin; „— ob sie das sei, wisse Niemand. Schließlich wurde „hinzugefügt der Kammerdiener sei nach Montpellier „gereist, aber was aus der Kammerfrau geworden „wisse man nicht. Sie habe die Koffer ihrer Dame „zu uns in's Hospital bringen lassen, habe die

„Träger begleitet und sei nicht in den Gasthof zu=
„rückgekehrt.

„Diese lange Mittheilung, die Ihnen vielleicht
„überflüssig erscheint, gnädige Frau, die aber wesent=
„lich zu dieser kläglichen Geschichte gehört, war für
„uns, die wir uns mit den Verhältnissen und äußern
„Umständen unserer Kranken nicht zu beschäftigen
„haben, höchst gleichgültig, bis auf den einen Punkt,
„daß man uns die Effecten der Kranken bereits ge=
„bracht haben wollte, während doch nichts der Art
„gekommen war. Es wurden genaue Nachforschun=
„gen angestellt und während wir dachten die Sachen
„der Kranken würden noch kommen, ergab es sich,
„daß die Kammerfrau mit den Kofferträgern zur
„Eisenbahn statt zum Hospital gegangen sei. Sie
„war und blieb verschwunden und sämmtliche Effec=
„ten gleichfalls. Die Kranke besaß nichts als die
„eleganten Kleidungsstücke die sie eben trug und in
„ihrer Börse etwa achtzig Francs. Von Allem was
„um sie her und mit ihr vorging wußte sie nichts.
„Die furchtbare Krankheit nahm ihren Verlauf mit
„allen Qualen die ihr eigen sind. Das Gehirn und
„alle Organe wurden angegriffen. Während vier
„Tagen fürchteten wir, es sei Erblindung einge=
„treten. Nach drei Wochen war die Wuth der Krank=
„heit erschöpft; aber jetzt trat für die Unglückliche

„ein anderer Leidenszustand ein. Trotz unserer Bit„ten sich nicht zu beunruhigen, erfragte sie nach und „nach, daß sie hülf- und mittellos und ganz ver„lassen sei. Anfangs wollte sie noch hoffen, daß ihr „Beschützer — wie sie ihn nannte — nur aus Furcht „vor Ansteckung geflohen sei und zurückkommen werde. „Doch als sie nach einigen Tagen ihre Sachen ver„langte und als man ihr sagen mußte, sie wären „mitsammt der Kammerfrau verschwunden, gerieth „sie förmlich in Verzweiflung. Man bat sie über „diese vorübergehende Mittellosigkeit sich zu beruhi„gen und mit einem Banquier über ihre Fonds in „der englischen Bank sich zu verständigen. Sie be„griff nicht, was das heißen solle — und es kam zu „Tage, daß der Kammerdiener ein Märchen erzählt „habe. Dieser Mensch haßte mich — so klagte sie „— er mißgönnte mir die Großmuth seines Herrn. „Was dieser für mich that, betrachtete er mit einem „Neid, als ob es ihm gebühre, und fortwährend „suchte er denselben gegen mich und meine Ver„schwendung zu reizen. O hätte ich Capitalien in „der englischen Bank! aber daran habe ich nie ge„dacht . . . . denn ich bin leider sehr verschwende„risch, doch habgierig bin ich nicht! — — Sie ver„fiel in einen Ausbruch von unbeschreiblicher Trost„losigkeit und ach! nicht ohne Grund. Ihre Her-

„stellung wird langsam fortschreiten, denn sie hat „bis jetzt noch nicht das Bett verlassen können. Bis „sie ganz genesen entlassen wird, vergehen ohne Zwei„fel Monate. Aber was dann? — —

„Heute früh sagte sie mir: Schwester! in meinen „jammervollen Nächten, wo die Seelenqual stärker „ist als die physische Erschöpfung, taucht immer „wieder ein Gedanke vor mir auf, an den ich mich „anklammere, wie an meine einzige Hoffnung — „und das ist dieser: Es gibt einen Mann auf der „Welt an dessen Großmuth ich mich in meiner ent„setzlichen Lage vielleicht wenden könnte, wenden „sollte, und der mir aus Barmherzigkeit — das „glaube ich fest! — die Mittel reichen würde mein „elendes Leben in der Verborgenheit zu fristen. „Gleichwohl wage ich es nicht. Ich habe ihn zu „schwer beleidigt. Dann gibt es auch noch eine „Frau auf der Welt, die mir freilich nie hold war „— vielleicht deshalb nicht, weil sie mich richtig „beurtheilt hat! — und die dennoch Willens sein „könnte sich großmüthig meiner gräßlichen Lage zu „erbarmen. Schwester! wollen Sie an diese Frau „schreiben? — Ich war selbstverständlich gern dazu „bereit und sie machte mir folgende Angaben, bei„fügend: Sie, gnädige Frau, würden aus denselben „entnehmen, daß hier kein Betrug obwalte.

„Sie heißt Rosalba Weiß, Tochter eines Schuh-„machers, nach ihrem Gewerbe Arbeiterin in künst-„lichen Blumen, ist fünfundzwanzig Jahr alt, und „geboren in einem der berühmtesten Curorte unter „den rheinischen Bädern.

„Sie wünscht nichts sehnlicher, als in ihre Vater-„stadt und zu ihrem früheren Gewerbe zurückzukeh-„ren. Sie behauptet ihren Unterhalt damit ver-„dienen zu können, wenn man ihr die Mittel zur „ersten Anschaffung des Materials und des Hand-„werkszeuges, so wie die Reisekosten gewähren wolle.

„In ihrer Vaterstadt lebend ist sie nur einige „Stunden von ihrem Bruder entfernt, der Pfarrer „ist. Sie kann dessen Hülfe nicht in Anspruch nehmen, „weil sein Einkommen nur sechshundert Gulden be-„trägt und weil er die Mutter, die bei ihm lebt, „zu erhalten hat. Es ist ihr heißer Wunsch sich mit „diesem Bruder und der Mutter auszusöhnen; allein „sie kann nicht im Pfarrhaus leben, weil ihre Ver-„gangenheit ein öffentliches Aergerniß gab.

„Sie sagt schließlich: Ich bin ein Schiffbrüchiger, „der in Todesnoth auf dem hohen Meer von den „Wellen umher getrieben wird und ich muß zu „Grunde gehen, wenn sich keine rettende Hand mei-„ner erbarmt.

„In welchem Verhältniß diese Unglückliche zu

„Ihnen steht, gnädige Frau, hat sie nicht mitgetheilt, „sondern nur Ihre Adresse gegeben. Wir wissen also „nicht wie groß oder wie gering die Theilnahme ist, „die Sie Ihr schenken. Der Wahrheit gemäß ist „auch zu erwähnen, daß eine tiefe, auf religiöser „Grundlage fußende Bekehrung bis jetzt nicht statt„gefunden hat. Sie ist theils allzu krank, theils dem „Glaubensleben allzu entfremdet, theils allzu sehr „bestürmt von Sorgen; — und endlich scheint sie „einen schwachen, oberflächlichen Character zu haben, „der von äußern Eindrücken, so wie von Launen und „Neigungen beherrscht wird. Der erbarmende Gott, „der in seinen schärfsten Heimsuchungen zuweilen am „allergnädigsten ist, hat ihre Schönheit und Jugend„frische gründlich zerstört und dadurch die Ueber„macht der Eitelkeit und Weltlust gebrochen. Seine „Gnade bleibt ja nie auf halbem Wege stehen. Hat „er das Erste für sie gethan, so müssen wir glauben, „hoffen und flehen, daß er sie nach und nach mit „ihren kleinen Schritten weiter führen werde. Und „deshalb will ich auch zweifellos vertrauen, daß Sie, „gnädige Frau, der Schiffbrüchigen, der ach! so ge„fährlich Schwimmenden, die rettende Hand nicht ver„sagen werden, die durch diese christliche Liebesthat „ein Werkzeug der Erbarmungen Gottes wird.

„In tiefster Ehrerbietung ꝛc. Schwester Hilaria."

Mit ungetheilter Aufmerksamkeit und ohne Unterbrechung durch ungeduldige Bemerkungen hatte die Baronin das Schreiben gelesen. Zuweilen schauderte sie aber und zuweilen schienen ihre Lippen einen Ausruf des Entsetzens aussprechen zu wollen. Allein sie blieb stumm, und der Schmerz, der ihr Herz zerkrallte, äußerte sich nicht. Sintram's Frau — die Elendeste unter den Elenden!! Hatte sie nicht Recht gehabt dies unselige Wesen als einen Fluch für Sintram zu betrachten? .... Oder hätte es anders werden können, wenn sie anders gehandelt hätte? .... Unnütze Fragen! Hatte Unrecht stattgefunden, so büßte Sintram dafür mit seinem frühen Tode; sie, mit einer Trauer, die jede Stunde ihres Lebens verfinsterte; und die Unglückliche, mit einer Erniedrigung für die es keine Worte gab.

„Was ist denn das für ein Brief aus dem Pau, wo wir keine menschliche Seele kennen?“ fragte endlich der Baron, der inzwischen den Umschlag, die Postmarken, die Handschrift und das Siegel gründlich studirt hatte.

Schweigend reichte sie ihm das Schreiben.

„Französisch! .... und wie lang! .... Minettchen, kannst Du mir nicht in Kürze den Inhalt mittheilen?“

„Unmöglich,“ sagte sie mühsam.

Als er sie so erschüttert sah, überwand die Neugier die Trägheit und er las den Brief, etwas mühsam und langsam, aber ganz genau. Dann legte er ihn zusammen, verfiel seinerseits in Nachdenken und sagte endlich:

„Minettchen, siehst Du wie die Bildsäule ein Blatt im Buch umschlägt?“

„Du hast Recht!“ sagte sie ohne irgend ein beschränkendes Wort beizufügen.

Im stillen Hafen.

Die Gräfin von der Argen kam zurück mit Christiane, die auf Starkmuth und Demuth hingewiesen worden war um ihren ernsten Beruf zu erfüllen. Der Graf fand sie etwas zu ernst, aber die Gräfin sagte:

„Das schadet nicht! die äußerlichen Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfest sind ja so zerstreuend, so weltlich, ach! so frivol, daß nur eine recht ernste Stimmung im Stande ist das Gegengewicht zu halten. Nein! nicht Christianen's Ernst macht mir Sorge, wohl aber Winfried's unruhige Zerstreutheit."

„Es ist gar nicht gut," versetzte der Graf, „daß junge Männer solchen langen Urlaub nehmen um ihn im Familienkreise zuzubringen."

„Lieber Winfried, die Eltern wollen sich doch zuweilen an der Gesellschaft eines Sohnes erfreuen, welche sie jahrelang entbehrten."

„Und Gott weiß, wie ich mich nach ihm gesehnt habe. Aber acht Wochen hätten genügt. Jetzt ist er fast neun Monate hier und er langweilt sich. Die Langweil erzeugt allerhand verstörende Gedanken .... vielleicht Heirathsgedanken. Nun, dawider hätte ich nichts, allein dann muß er den Dienst verlassen, denn jahrelange Trennungen taugen nicht in der Ehe. Mann und Frau gewöhnen sich dadurch, daß jeder auf seine eigene Hand möglichst zufrieden lebe. Und ob Winfried geneigt ist seine Laufbahn schon jetzt aufzugeben, ist mir sehr zweifelhaft. Im Lauf des Sommers sagte er einmal, bevor er Commodor geworden, würde er nie aus dem Dienst scheiden. Genug, ich wünsche er möge wieder in der vollen Thätigkeit seines anstrengenden und anregenden Seemannsberufes sein; dann hören alle Zerstreuungen auf. Der Seeoffizier, der Nachts auf dem Ozean ein Schiff zu führen und zu wachen hat, damit vier bis fünfhundert Männer, die nur durch ein Paar Bretter vom Tode in den Wellen getrennt sind, ruhig schlafen können, der muß seine Sinne gehörig beisammen haben."

„Mein Gott," seufzte die Gräfin, „welch Opferleben führen Eltern! das Herz möchte die Kinder immer bei sich behalten und das Glück der Kinder gebietet Trennung. Die Liebesgefühle sind untereinander im Kampf."

Winfried war in einer quälenden Aufregung. Jeder Tag schien mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben; jede Stunde schlich im Schildkrötengang dahin. Er übernahm in Sabinen's Polterabendspiel drei Rollen nacheinander; er schlug eine kleine Bühne auf wo es dargestellt werden sollte; er besorgte die Ausschmückung der Schloßcapelle; er veranstaltete ein Feuerwerk. Er verstand das auch Alles, sowohl anzugeben als auszuführen. Sabine war entzückt von dieser hülfreichen Bereitwilligkeit; Dienerschaft und Handwerker staunten ob der großen Geschicklichkeit des Herrn Grafen. Er war froh in dieser Thätigkeit sich selbst und seine Gedanken zu übertäuben.

Nicht zum größten Vergnügen der Fürstin Antonie kam deren Schwägerin Adelaide zur Vermälung und sie wußte nicht genau ob es sie betrüben oder freuen solle, daß es auf Winfried gar keinen Eindruck mache. Sabine rief frohlockend:

„Jetzt haben wir für das Schlußtableau eine Siegesgöttin! Adelaide wird auf den Sockel steigen, der für Rosmary bestimmt war."

Da sagte Winfried betroffen:

„Meinen Sie?"

„Ich meine es nicht," versetzte Sabine, „ich weiß es wird geschehen .... und das freut mich." — —

Adelaide war ein Paar Jahre in einem Institut

des Sacré Coeur gewesen und sehr bewandert in der Legende der Heiligen. Sie sagte:

„Christiane, Du bist recht glücklich, nicht wahr?“

„Ja, ich bin es!“ erwiderte Christiane aus vollem Herzen.

„Nun sprich! was würdest Du thun, wenn Dir der göttliche Heiland, wie einst der heiligen Catharina von Siena, als Symbol für Deine Zukunft einen Kranz von Rosen und einen Kranz von Dornen zur Wahl darreichte. Wie würdest Du wählen? Du weißt, die Heilige griff sogleich nach dem Dornenkranz.“

Alle Blicke richteten sich auf Christiane. Sie schlug die Augen nieder und besann sich eine Secunde; dann sagte sie:

„Ich würde nicht wählen! ich würde sagen: Herr, den Kranz, den du mir geben wirst — den will ich.“

„Tochter meines Herzens!“ rief die Gräfin und warf Christiane mit dem Finger einen Kuß zu.

Winfried fragte sich heimlich ob auch er so sprechen würde und er konnte sich nicht entschließen Ja zu sagen. — —

Während das Leben auf Argenfels immer bunter und lauter wurde, hatte Rosmary den Trost, daß sich Frau Weiß sichtlich erholte; — ein zwiefacher Trost! ihre treue Pflege hatte zur Erhaltung dieses

Lebens beigetragen und sie konnte ruhig im Pfarrhause bleiben und sich besinnen, wohin sie in Zukunft sich wenden wolle. So wie Frau Weiß zu Kräften kam, richtete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf Rosmary und sie sagte eines Tages:

„Liebes Röschen, Du siehst angegriffen aus.... Du übernimmst hier zu viel. Ich meine Du solltest in der nächsten Woche nach Argenfels zurückkehren, denn bis dahin kann ich das Zimmer verlassen und wieder die Küche besorgen."

„Nein, Mütterchen, daraus wird nichts! ich habe schon Alles mit dem Pfarrer abgemacht und ich bleibe hier bis Du ganz frisch und gesund bist."

„Liebes Röschen, in meinem Alter wird man nicht mehr ganz frisch und ich fürchte, daß Deine Gesundheit hier leide. Du hast es ganz anders auf Argenfels! Wohnung, Kost, Bedienung, Geschäfte — Alles anders! Dort — gut und bequem; hier — dürftig und unbequem."

„In meinem Alter ist das ganz gleichgültig und je weniger ich verwöhnt werde desto besser ist es mir. Aeltere Leute müssen es bequem haben, junge nicht. Also mache Dir keine Sorge um mich."

„Aber wird die Frau Gräfin Dich nicht mit der Zeit sehr vermissen? endlich ungeduldig werden und Deine Stelle anderweitig besetzen?"

„Ja, Mütterchen, das wäre nicht unmöglich.“

„Und diese gute Stelle in einem so guten Hause würdest Du meinetwegen verlieren!“

„Nicht Deinetwegen, sondern der Pflicht wegen. Quäle Dich darüber nicht und sei fest überzeugt, daß mir der liebe Gott zu rechter Zeit ein Plätzchen in einem stillen Hafen anweisen wird. Es braucht ja nicht gerade in Argenfels zu sein.“

„Haben sie Dir dort etwas zu Leid gethan, mein Röschen?“ fragte Frau Weiß besorgt.

„O nein, Mütterchen, mit Liebe und Güte bin ich überhäuft worden. Aber Gott hat mich abberufen und ich bin darauf gefaßt, daß er mich nicht dahin zurückführt. Soll ich deshalb verzagen, als ob er jetzt nicht mehr für mich sorgen würde? O im Gegentheil! gerade jetzt verlasse ich mich erst recht auf seine Führung.“

So sprach sie, so dachte sie und so wollte sie. Allein damit war ihr Kampf nicht abgethan. Je mehr sie ihn vor jedem menschlichen Auge verbarg, desto mehr griff er in ihr innerstes Wesen ein.

Mit Händearbeit beschäftigt saß sie an einem grauen Novembertag neben Frau Weiß, die eben schmerzlich über Rosalba geseufzt hatte; — da trat der Pfarrer in's Zimmer und sagte bewegt:

„Liebe Mutter, die verlorene Tochter macht sich auf den Weg der Heimkehr.“

„Aloys . . . . ist das gewiß?“ rief Frau Weiß und faltete die Hände zum Dankgebet. — —

Die Baronin Uglas hatte an Schwester Hilaria umgehend die Antwort geschickt:

„Ehrwürdige Schwester! Es gereicht mir zu gro-
„ßer Befriedigung Ihnen auszusprechen wie sehr ich
„die christliche Liebe bewundere, mit welcher Sie die
„leiblichen und geistigen Nöthen Ihrer Nebenmen-
„schen zu lindern suchen und ich danke Ihnen, daß
„Sie mir durch Mittheilung eines speziellen Falles
„Veranlassung geben mich an einem Ihrer guten
„Werke zu betheiligen.

„Ich übersende Ihnen hiebei einen Wechsel auf
„zwölfhundert Francs mit folgenden Bestimmungen:

„Erstens: Mit eintausend Francs sollen die Ver-
„pflegungskosten der kranken Rosalba Weiß in der
„Weise bestritten werden, daß dieselbe bis zum näch-
„sten Frühling in Ihrem Hause verbleibe. Ohne
„Zweifel wird die Genesung früher erfolgen; ich halte
„jedoch einen längeren Aufenthalt unter Ihrer Ob-
„hut für ersprießlich, ja, für nothwendig.

„Zweitens: Ende März begebe sich die Rosalba
„Weiß auf die Reise nach ihrer Vaterstadt. Für die-
„sen Zweck sind die übrigen zweihundert Francs be-

„stimmt und ich bitte Sie, ehrwürdige Schwester, „alsdann — und nicht früher — der besagten Ro„salba Weiß dies Reisegeld einzuhändigen.

„Dies für die nächste Zukunft. Was spätere Zeit „betrifft, ehrwürdige Schwester, so erkläre ich mich „bereit der Rosalba Weiß eine lebenslängliche Rente „von vierhundert Gulden unter der Bedingung zu „sichern, daß sie sich schriftlich verpflichte mir oder „einem Verwandten gegenüber auf keinen andern „Namen Anspruch zu machen. Dies Schriftstück muß „sie ausstellen, so wie auch die Adresse angeben, wie „die Rente ihr, vom 1. April nächsten Jahres an, „in ihrer Vaterstadt richtig zukommen könne; — und „ich ersuche Sie, ehrwürdige Schwester, mich davon „in Kenntniß zu setzen, weil ich eine directe Cor„respondenz nicht beabsichtige. Mit diesen vierhun„dert Gulden und dem Ertrag ihrer Handarbeit, „wird Rosalba Weiß die bescheidene, untergeordnete „Existenz haben, die ihrer Herkunft entspricht. Ja ge„nügt. Wie wenig sie für eine andere Stellung ge„schaffen ist, hat die jammervollste Erfahrung bewiesen.

„Schließlich, ehrwürdige Schwester, mögen Sie „der Rosalba Weiß mittheilen, daß der Mann, den „sie so schwer beleidigte, nicht mehr unter den Leben„den ist.

„Empfangen Sie ꝛc. Baronin Uglas."

So trocken und geschäftsmäßig der Ton dieses Briefes und so dictatorisch der Inhalt war — Rosalba war beglückt, denn sie sah die Möglichkeit vor sich, wenigstens leben zu können, sehr dürftig, sehr herabgedrückt auf das knapp Nothwendige; aber genug, sie konnte leben! Mit dem gänzlichen Verlust ihrer Schönheit, den sie freilich zeitweise bitter beweinte, war denn auch die Neigung zu jeder Art von Eitelkeit beträchtlich gemindert und sie verlangte nur nach einer ruhigen, unbeachteten Existenz, in welcher sie gesichert sei vor den schrecklichen Wechselfällen, die mit der sittlichen Verkommenheit verbunden zu sein pflegen.

Schwester Hiliaria theilte dem Pfarrer den Brief der Baronin mit und sagte zum Schluß:

„Möge die glückliche Wendung im äußeren Leben „Ihrer Schwester eine ebenso günstige Wendung des „inneren Lebens zur Folge haben. Möge sie, die von „allen Stürmen auf dem Ozean böser Leidenschaften „umhergeworfen wurde, im stillen Hafen demüthiger „Buße Versöhnung mit Gott, mit ihrer Familie und „mit sich selbst finden. Darauf wollen wir unsere „vereinten Gebete richten, denn Armuth und Arbeit „sind schwer zu ertragen, wenn man sie nicht aus „Liebe zu Gott, als ein Kreuz aus der Hand Gottes

„trägt und zu dieser Auffassung beginnt Ihre „Schwester erst sich langsam zu erheben."

Freude und Leid, Dank und Besorgniß lösten sich bei Frau Weiß in einen Strom von Thränen auf, während der Pfarrer und Rosmary mit Zuversicht die Hoffnung aussprachen, der liebe Gott werde das Werk des Erbarmens zu Ende führen, das er an Rosalba's Seele begonnen hatte.

Als Rosmary Abends ihr armes Kämmerchen betrat, fiel sie auf die Kniee und seufzte: O Herr! dein Werk an meiner Seele, wirst du es unvollendet lassen? . . . . Werde ich nicht lernen mich freudiger deinem Willen zu opfern? . . . . Werde ich nicht den stillen Hafen finden, den die Stürme der Leidenschaft nicht aufwühlen? . . . . — — —

Die Vermälung auf Argenfels mit ihren Feierlichkeiten, ihren Festen, ihren Glückwünschen, ihren Rührungen war vorüber — war überstanden, wie Julian sich ausdrückte. Nahe und ferne Verwandte, Nachbarn, Untergebene, Alle waren voll Theilnahme und Jeder trug das Seine zu einer harmonischen Stimmung bei. Christiane und ihre Eltern waren durch Wohlwollen, Liebenswürdigkeit und Güte ungemein beliebt und frohe Ereignisse auf Argenfels wurden nicht beneidet und so wenig critisirt, wie das der allgemein menschlichen Neigung zur Kritik möglich ist. Aber

auf jede Freudenzeit folgt ihr Gegensatz, schon dadurch, daß sie aufhört. Hier nun war dies Aufhören mit Trennung verbunden. Zwei Tage nach der Hochzeit reisten entfernte Verwandte ab; auch Adelaide und ihre Mutter, auch Emerenz und ihr Mann. Am dritten Tage kam der Abschied von Christiane, der, jedem guten Vorsatz zum Trotz recht gefaßt zu sein, die Eltern und die Tochter tief erschütterte.

„Lebewohl, frohe Jugendzeit," sagte Christiane als sie mit Thierstein durch die entlaubte Allee vom Schloßberg herabfuhr: „lebt wohl ihr Tage voll unbestimmter Hoffnungen, voll bunter Träume! mein kleines Lebensschifflein ist im Hafen eingelaufen."

„Bedauerst Du den Verlust Deiner Freiheit, Christiane?" fragte Thierstein.

„O nein!" versetzte sie, „denn das Schifflein ist vor Anker gegangen an Deinem Herzen." — —

Nur Einer hatte mit namenloser, mühsam gezügelter Ungeduld den Augenblick ersehnt, wo Argenfels frei von Gästen und Festen — wo er allein sein werde mit seinen Eltern. Damit Argenfels nicht auf Einmal veröde, blieben Antonie und Fürst Gundaccar noch einige Zeit dort; doch deren Anwesenheit störte Winfried nicht. Er hatte vor der heiligen Messe zu seiner Schwester gesagt:

„Bete für mich, Tony, und für den Fall, daß

Du bei Mama sein solltest, wenn ich hernach zu ihr gehe, so sei bitte so gut uns zu verlassen, denn ich möchte mit ihr unter vier Augen sprechen."

Die Fürstin nickte ihm Gewährung zu.

Jetzt trat er in das Morgenzimmer seiner Mutter, wo er so oft Rosmary am Schreibtisch gesehen hatte. Jetzt saß auf deren Platz Antonie und, wie ihm schien, ganz verstört mit einem Brief in den Händen. Er hatte aber nicht Zeit zu Beobachtungen, denn die Gräfin rief ihm von ihrer Chaiselongue entgegen:

„Lieber Winfried, welche traurig überraschende Nachricht trifft eben ein: Rosmary ist todt."

„Ha!" ächzte Winfried dumpf und warf beide Hände vor sein erbleichendes Antlitz.

„Ja, es ist furchtbar!" .... fuhr die Gräfin fort: „und so überraschend! .... Bitte, liebste Tony, lies noch einmal den Brief vor."

Winfried sank fassungslos, sprachlos der Fürstin gegenüber auf einen Sitz am Schreibtisch und starrte wie geistesabwesend sie an, während er seiner Mutter den Rücken zuwendete. Antonie las mit zitternder Stimme:

„Gnädige Frau Gräfin! Die huldvolle Theil-
„nahme, die Euer Hochgeboren stets für Fräulein
„Rosmary Roth an den Tag legten, veranlaßt mich

„zu der schleunigen Mittheilung, daß dieselbe seit „einer Stunde in der Ewigkeit ist. Gestern früh, als „sie aus der heiligen Messe kam und ruhig bei mei„ner Mutter saß, wurde sie von einem heftigen „Blutsturz befallen. Dem Arzt, der schnell zur Hand „war, antwortete sie auf sein Befragen: sie habe „schon zwei leichte Anfälle gehabt seit ihrem Aufenthalt „bei uns; da sie aber immer nach denselben eine vor„übergehende Erleichterung, „eine gewisse Ruhe in „der unruhigen Brust" — wie sie sich ausdrückte — „gespürt, so habe sie es nicht für etwas Schlimmes „gehalten und deshalb auch nichts davon gesagt. „Der Arzt war gleich ohne Hoffnung, ließ aber Eis „auf die Brust legen und wendete alle üblichen „Mittel an. Umsonst. Als im Lauf des Tages zwei „heftige Anfälle eintraten, verlangte sie die heiligen „Sterbsacramente und empfing sie mit ihrer gewohn„ten tiefen ernsten Andacht. Dann kam noch ein „Anfall und erschöpfte ihre letzten Kräfte. Friedlich, „in äußerster Schwäche, ohne Wort, ohne Bewegung „aber bei Besinnung wenn man laut neben ihr betete, „brachte sie die Nacht hin. Als ich heute früh an „ihr Sterbelager trat, war sie in der Agonie, doch „ohne Qual und als die Glocken mich zum Altar „riefen, flüsterte sie ein Wort, das wie ich meine „Credo" war — und hörte auf zu athmen. Ich

„brachte sogleich zu meinem allergrößten Trost das „hochheilige Opfer für die theure Seele dar. Requies-„cat in pace.“

„Genehmigen Euer Hochgeboren ꝛc. A. Weiß, „Pfarrer.“

Die Gräfin schwamm in Thränen, Antonie weinte. Winfried hörte den Brief an starr wie eine Bildsäule. Als die Fürstin schwieg stand er auf und verließ das Zimmer ohne eine Sylbe zu sagen. Die Gräfin beachtete es nicht. Sie sagte zu ihrer Tochter:

„So ist das Leben! Vor wenigen Wochen waren hier zwei junge Mädchen in frischer Jugendblüte. Heute liegt die eine im Sarge und die andere geht einer ungewissen Zukunft entgegen. Für welche von Beiden hat der himmlische Vater am Besten gesorgt? Wer das Leben kennt, ach, der muß sagen nicht das härteste Loos sei derjenigen zugefallen, die als ein Kind Gottes aus der Unruhe der Zeit in die Ruhe der Ewigkeit überging. Aber was sagte Winfried? wo ist er geblieben?“ setzte sie hinzu.

„Er ist vielleicht zu Papa gegangen,“ sagte die Fürstin, obschon sie es nicht glaubte.

„Der wird auch einen großen Schreck haben! Er hatte sie so gern! . . . . Heute ist es ein Monat seitdem sie fortging. Es war am Tage St. Rafaels des Erzengels. Der Schutzpatron der Reisenden hat sie dem

Tode zugeführt. Sie lebte vielleicht noch, wenn sie hier geblieben wäre."

„Schwerlich, Mama! Fehler am Herzen oder an der Lunge kommen in dem Alter, das sie hatte, immer mit tödtlichem Ausgang zum Ausbruch und einen solchen organischen Fehler muß sie gehabt haben."

„Und Christiane, was wird sie sagen! Die ersten Briefe von hier melden ihr einen Todesfall."

Während die Fürstin ihre Mutter so ergriffen von Rosmary's Tod sah, dachte sie bei sich selbst, daß deren Leben wahrscheinlich eine viel größere Verstörung hervorgerufen haben würde. Aber wo war Winfried? — —

Als Winfried nicht zum Gabelfrühstück erschien, hielt man Nachfrage und einer der Diener sagte, er glaube der Herr Graf fahre in seinem Nachen auf dem Rhein. Vor etwa drei Stunden sei der Herr Graf zu der Stelle am Ufer gegangen, wo der Nachen liege. Dergleichen Fahrten machte Winfried häufig, bald rudernd, bald segelnd; — aber es regnete sündflutmäßig und ein eisiger Wind schien den Regen in Schnee verwandeln zu wollen.

„Welch ein schrecklicher Einfall! bei diesem Unwetter eine Nachenfahrt!" seufzte die Gräfin.

„Es ist draußen gar nicht so übel, Mama," sagte

Gundaccar, der von einem Ritt zu Baron Curt zurückkehrend sich eben umgekleidet hatte. Er stellte sich vor den großen lodernden Camin im Speisezimmer, rieb die Hände und wärmte sich behaglich bevor er sich an den Frühstückstisch setzte.

„Mir scheint, Cary, Du findest es auch drinnen gar nicht so übel," sagte die Fürstin: „Sprich, für wie viel Tassen Thee habe ich zu sorgen um Dich zu erwärmen? Ein halbes Dutzend, nicht wahr?"

„Die Hälfte, Tony, die Hälfte! ein Paar Glas Madeira sind ebenfalls ein gutes Erwärmungsmaterial." — —

Der kurze Novembertag mit seinem düstern Regengewölk ging in Abenddämmerung über und Winfried kam nicht zurück. Die Gräfin, ohnehin angegriffen durch den Abschied von Christiane und die unerwartete Todesnachricht, verfiel in nervöse Angst und in Vorstellung von allerhand Unfällen. Die Fürstin erschöpfte sich vergeblich in Beruhigungsgründen. Endlich sagte sie entschlossen:

„Mama! ich glaube zu wissen wo Winfried ist. Er will Rosmary im Sarge sehen und er hat den kürzesten Weg eingeschlagen, der dahin führt. Er hat es mir nicht gesagt — aber nach allen Anzeichen vermuthe ich es."

Die Gräfin horchte hoch auf, sah mit einem fragenden Blick die Fürstin an und sagte:

„Also doch?"

„Ja!" antwortete Antonie.

Ihre Vermuthung war richtig. — — —

Im Pfarrhause in einem Zimmer zu ebener Erde stand der Sarg zwischen vier brennenden Kerzen. Das Fußende war der Thür zugewendet; zu Häupten standen ein Paar hohe grüne Topfgewächse. Im Sarge lag Rosmary, schneeweiß umhüllt, mit einem Kranz von weißen Rosen auf der Marmorstirn, mit einem Cruzifix in den Marmorhänden. In der zwiefachen Majestät des Todes und der Jungfräulichkeit lag sie da, ganz unentstellt, unendlich friedlich, aber tief ernst wie Jemand, der unter der Bürde des Lebens das Lächeln verlernte. Die Zimmerthür war offen. Leute gingen aus und ein, Frauen, Kinder, auch hin und wieder Männer. Sie standen andächtig oder knieten am Sarge; beteten ein Paar Vaterunser und warfen ein Paar Tropfen Weihwasser auf die stille Gestalt bevor sie sich entfernten. Auf einem Betschemel kniete eine Schulschwester. Tiefe Stille.

Eine leise Unruhe kam unter die Anwesenden. Ein Fremder trat ein. Er war fast so bleich wie die Todte. Sein schwarzes Haar klebte feucht vom Regen an seiner Stirn und aus seinem Auge sprach ein

solcher Schmerz, daß Alle ihm Platz machten, als habe er das Recht der nächste am Sarge zu sein. Da kniete er nieder. Was dachte er — was fühlte er — betete er? — Gott allein weiß, was in einem solchen Augenblick in der Seele vorgeht. Der Mensch weiß es nicht.

Dann erhob er sich, stellte sich an das Fußende des Sarges und betrachtete mit verschränkten Armen die entseelte Hülle so, als ob er diesen Anblick in sein Herz graben wolle. Auch die Umgebung betrachtete er ganz genau: das niedrige Zimmer mit den kahlen Wänden, den plumpen Betschemel, die künstlichen Lilien und Rosen, die roh gearbeitet abwechselnd um den Rand des Sarges gelegt waren. So ärmlich Alles! — und dazwischen sie so wunderbar erhaben! Die Rosen ihres Kranzes hoben sich wie Sterne vom schwarzen Glanz ihres Haares ab.

Und wieder kniete er nieder, legte die Stirn auf den Rand des Sarges und weinte. Es war etwas Ansteckendes in dieser stummen Trauer eines Mannes. Ein Paar junge Mädchen fingen auch an zu weinen; dann ein Kind, dann sämmtliche Kinder; endlich alle Anwesenden. Winfried hörte es nicht. Er war allein auf einer Welt, in welcher Rosmary nicht mehr war. Doch der Pfarrer hörte es in seinem Zimmer. Er kam um zu beruhigen. Der Anblick des

Unbekannten überraschte ihn. Gleichwohl konnte ihn ein Mann, der auf den Knieen lag und weinte, nicht stören und er sagte mild:

„Liebe Kinder, seid nicht so traurig. Bedenkt doch nur: sie hat den Kampf des Lebens und des Todes überstanden, den wir noch zu bestehen haben. Sie hat für die Dornen der Erde eine Krone von immerblühenden Rosen eingetauscht und für den Myrrhentrank der Welt einen Trank aus den Wassern des ewigen Lebens. Sie ist allen Stürmen und Ungewittern entrückt, die uns bedrohen. Sie ist im stillen Hafen und kommt mit Gottes Gnade hoffentlich recht bald zu Seiner seligen Anschauung. Um eine solche Seele dürfen wir nicht trauern und klagen, als ob wir keinen höheren Trost, keine himmlische Hoffnung hätten."

Er kniete zwischen ihnen nieder. Allmälig trat die frühere Stille ein. Geräuschlos entfernten sich die Leute. Endlich erhob sich auch Winfried. Er nahm eine Lilie, die am Fußende des Sarges lag, drückte sie an seine Lippen, steckte sie in seine Brusttasche, reichte dem Pfarrer die Hand, verließ das Zimmer und das Haus und verschwand in der Dunkelheit. Ja, sprach er zu sich selbst, du bist im stillen Hafen und ich gehe wieder auf das hohe Meer. — —

Am Boden wo Winfried gekniet hatte fand der

Pfarrer ein kleines Notizbuch von Saffian. Es war nichts darin als ein Päckchen Banknoten und auf dem ersten Blatt die Worte:

„Bitte um heilige Messen, damit die theure Seele desto eher ruhe im ewigen Frieden; — und um Gebet für Winfried von der Argen.“

Brief des Hofraths.

Meine gnädigste Gräfin!

Mit nicht geringer Ueberraschung las ich das Manuscript, welches Sie mir gütigst zugesendet haben. Gewiß, das ist die Geschichte, die ich Ihnen erzählte. Aber daß sie, niedergeschrieben, so einfach, so über die Maßen dürftig an drastischen Effecten werden würde, hätte ich nie gedacht. Es finden sich gar keine Blitze und Donnerschläge, die den Leser aufrütteln; — und aufzurüttelnde Leser, denen man ein Weniges die Moxa, geistiger Weise, appliziren muß, bilden in unsern Tagen der Ueberreizung und damit verbundenen Erschlaffung, neun Zehntheile des lesenden Publikums. Und selbst da, wo Ihnen die Thatsachen der Erzählung solche Donnerkeile gleichsam in die Hand drücken — wie z. B. den Selbstmord — stehen Sie wie auf Bergeshöhen, schauen gelassen nach dem ewigen Blau des Himmels und lassen die Gewitterwolke zu Ihren Füßen sich entladen.

Ferner stellte ich Ihnen auch das ausgiebigste Material zu socialistischen Anknüpfungen bei verschiedenen Characteren zur Verfügung. Warum in aller Welt verschmähen Sie es die Lichtpartien Ihres Gemäldes durch schwarzen Schatten und wilden Wirrwarr zu heben? Vielleicht antworten Sie mir: Ich ließ die betreffenden Subjecte in der Praxis ihrer Richtung und mit allen Folgen derselben auftreten und handeln, und das gibt ein klareres Bild, als wenn man ihre Tendenzen durch merkwürdige und geheimnißvolle Verwickelungen klar zu machen sucht. — Ich gebe das einiger Maßen zu; aber dennoch kann ich mein Bedauern nicht unterdrücken, solche Farben, die ich Ihnen auf die Palette gegeben habe, verschmäht zu sehen.

Nichtsdestoweniger muß ich Ihnen sagen, daß mir etwas sehr gefallen, und mir um so mehr wohl gethan hat, als es sich durch die ganze Erzählung fortbewegt, und gleichsam der Träger derselben ist. Es ist der Gedanke, welchen der Spruch zusammenfaßt:

„Gottes Mühlen mahlen langsam,
Langsam aber trefflich fein."

Freilich können wir uns Beide auf diesen Spruch nichts zu gut thun, weder Sie noch ich; allein so, wie diese Wahrheit in stiller Siegesgewißheit durch

die Erzählung geht, hat sie mein Herz erquickt, das in der unermeßlichen Trübsal der Zeit zuweilen vermeint, die Tage des Antechrists müßten gekommen sein. Wenn wir aber festhalten, daß Gottes Mühlen fort und fort, wenn auch noch so langsam mahlen, dann werden wir auch mit Rose Roth sagen: „Meine Trübsal ist meine Krone;“ — oder wie sie sich darüber ausdrückt.

In diesem Hauptpunkt mit Ihnen einverstanden, empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, meine gnädige Gräfin, als Ihr treu ergebener und gehorsamer Diener

X. Z.

P. S. Werden die Leser auch verstehen, daß die Frau, die mit mir am Gitter der Superba stand — Rose Weiß war?